This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

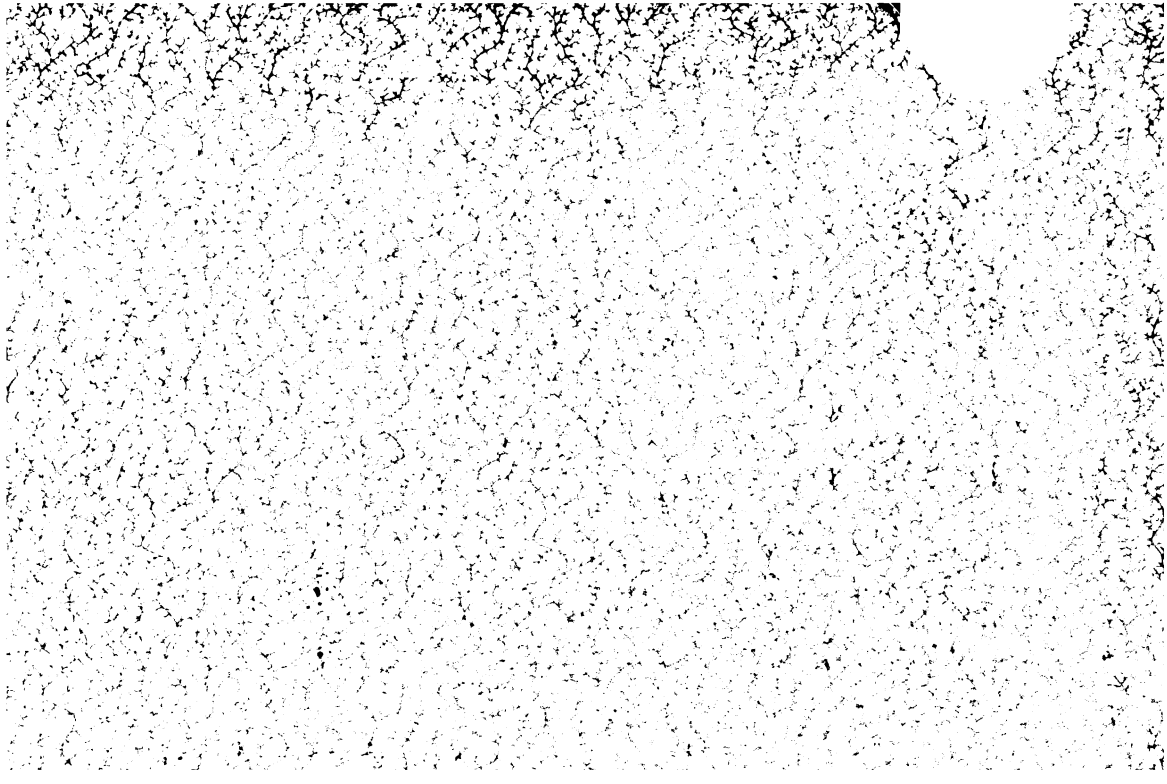
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

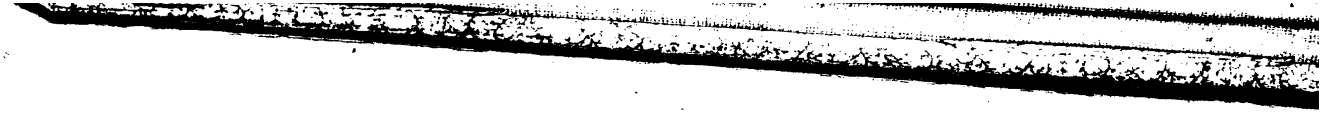
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07575048 3





498933

Georg Freiherr von Ompteda

Unſer Regiment

Ein Reiterbild

Sechſte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

5:5 MARK

☆Th Miſes Griffith
June 1912

Unſer Regiment

Werke

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Maria da Caza.
Philister über dir! Das Leiden eines Künstlers.
Der Zeremonienmeister.
Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen.
Monte Carlo.
Traum im Süden.
Aus großen Höhen.

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil
Sylvester von Geyer.

Zweiter Teil
Ypsen.

Dritter Teil
Cäcilie von Sarryn.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Vom Tode.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Weibliche Menschen.
Das schönere Geschlecht.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Lust und Leid.
Nerven.

Gedichte

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.

Theater

Eheliche Liebe. Schauspiel in drei Akten.

Freie Übertragungen aus dem Französischen

Ossit: Ilse.

Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli.
Maupassant: Miß Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Mondschein.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.
Maupassant: Die Schnepfe.
Maupassant: Der Liebling.
Maupassant: Ein Menschenleben.
Maupassant: Stark wie der Tod.
Maupassant: Dickchen.
Maupassant: Hans und Peter.
Maupassant: Die kleine Roque.
Maupassant: Nutzlose Schönheit.
Maupassant: Der Tugendpreis.
Maupassant: Schnaps-Anton.
Maupassant: Unser Herz.
Maupassant: Tag- u. Nachtgeschichten.
Maupassant: Mont Oriol.

Unſer Regiment

Ein Reiterbild

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Sechſte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
498909
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Alle Rechte
vorbehalten

Meinem lieben Freunde
und
alten Regimentskameraden

Fritz Grafen von Schimmelmann

Rittmeister und Eskadronchef
im 1. K. S. Königs-Husaren-Regiment Nr. 18

Mit einem Geleitwort ſende ich Dir dieſes Buch. Wir ſind zuſammen in die Armee getreten, wir haben Jahre hindurch Freud' und Leid des Leutnantlebens geteilt. Heute ſind wir getrennt. Du darfſt noch weiter im blauen Rock der Königs-Huſaren, in den Bügel geſtemmt, mit ausgelegter Waffe und hellem Hurrah zur Attacke reiten. Mir hat es ein herbes körperliches Mißgeſchick verwehrt. Ich habe den Säbel mit der Feder vertauſcht. Ich ſtehe abſeits, außer der Reihe. Aber die Erinnerung iſt mir doch geblieben, und mit Erinnerungen trete ich heute vor Dich hin.

Dieſes Buch, Du ſiehſt es, wenn Du es durchblättert haben wirſt, iſt aber dennoch kein Spiegelbild der Wirklichkeit in dem Sinne, daß ſich Leute, die wir gekannt, wiederfinden möchten, daß Verhältniſſe verſchleiert dargeſtellt wären, die thatſächlich uns berührt haben! Nein, dieſe Seiten ſind frei erfunden, wenn ſie auch, hoffe ich, echt ſind, da ſie einen Daſeinskreis ſchildern, dem ich über zehn Jahre meines Lebens angehört. Was hier erzählt wird, iſt nie geſchehen, was hier beſchrieben wird, iſt nie geweſen, doch ich denke, es hätte ſo geſchehen, es hätte ſo ſein können.

Den Verſuch habe ich gemacht, einmal das deutſche Offizierkorps darzuſtellen, anders als wir es auf den Brettern und im Buch gewöhnlich zu ſehen bekommen, wo der Offizier meiſtens nur als „angenehmer (mir entſetzlicher)

Schwerenöter" erscheint. Ich habe versucht, ihn als Mensch zu zeigen, mit Schwächen wohl — wer wäre frei davon — aber in seiner Tüchtigkeit, in seinem Beruf, bei der Arbeit!

Zu Gevatter meines Buches habe ich aber Dich, lieber Freund gebeten, weil Du mein Kamerad gewesen bist in jener Zeit, die mir Anregung gegeben hat zu diesen Blättern.

Sie bedeuten nichts anderes als Dankbarkeit für glückliche Jahre.

Wenn Du nun findest, manches sei wohl in zu hellen Farben gemalt und über das Ganze zu viel mildes Licht gegossen, so denke daran, daß uns heute, die wir älter geworden sind, vielleicht das Leben in düsterer Beleuchtung erscheint als damals uns jungen Kerls, denen alles verklärt zeigte: die Jugend.

Berlin, am 10. November 1894.

Georg Freiherr von Ompteda.

Inhalt

		Seite
1.	Im Regimentsbureau	1
2.	Offizierskasino	12
3.	Die Rekruten kommen	27
4.	Secondleutnant Graf Pfaffenberg	32
5.	Felddienstübung	41
6.	Die Kennels	58
7.	Rekrutenreiten	67
8.	Mein Bursche Herr Lotichius	74
9.	Morgenarbeit	86
10.	Hubertus hinter den Hunden	99
11.	Offiziersreitstunde	114
12.	Leutnant von Ganacker	121
13.	Kriegsspiel	134
14.	Weihnachten	149
15.	Distanzritt	162
16.	Besuche in Hohensee	171
17.	Musikalischer Abend in der Eintracht	180
18.	Schwadronsball	196

Seite

19. Militärisches Leichenbegängnis 212
20. Kapitulantenunterricht 221
21. Unsere Kasinobücher 227
22. Schwadronsexerzieren 233
23. Garnisonlazarett 253
24. Verdammter Fußdienst 260
25. Unsere Wachtmeister 268
26. Meine Pferde 272
27. Regimentsbesichtigung 281
28. Avancement 306
29. Ritt am Morgen 309
30. Ausmarsch 315
31. Offizierspatrouille 325
32. Rasttag 335
33. Manöver 344
34. Im Quartier 367
35. Biwak 384

Ulanen-Regiment von Winterfeld Nr. 24.

Hohensee.

Com.: Ob. Lt. v. Romanshof ✠4 ✠1 ✠ ✠ *SLVM GSF3a⚔ WF3a⚔*

Maj. Frhr. v. Kirch zu Parkstetten ✠4 ✠4 ✠2 ✠ ✠ *OV3a RA3⚔* St

= Pressat ✠4 ✠4 ✠ *BrHL3a RA3 GSF3a HSEH3a⚔ WV3* c. b. Gen.Com. XXII. A.C.

Rittm. v. Ried ✠2	5
= Bucher ✠4 ✠2 ✠ *MMV2*	1
= v. Ybbs	4
= Gr. Kalmünz-Roding	2
= v. Pernegg	3
P.L. Griesbach v. Osterhofen	4
= v. Domani 1ste	5
= v. Hammen c. z. Kr.Akad.	3
= Frhr. v. Treuen	2
= v. Holtitz Adj.	
S.L. Egestorff	1
S.L. Frhr. v. Zwett	2
= v. Dittmann	3
= v. Auerschütz	4
= v. Domani 2te c. z. Milit.Reit-Inst.	5
= v. Ganacker	5
= Gr. Pfaffenberg	1
= Thomas	3
= Kürschner	5
= Otto Erbgraf zu Regenstauf-Wels	2
= Lüders	4
= v. Floß u. Steinberg	1

à la suite:

S.L. Spiller.

R. Arzt: Ob.St.Arzt 1. Cl. Dr. Müller ✠2*w* ✠
Assist. Arzt 2. Cl. Dr. Pakowski

Zahlmstr.: Dambeck ✠4 ✠2*w* FW2

Ob. Roß-Arzt: Lüderitz FW2

I.

Im Regimentsbureau.

Eine beunruhigende Nachricht durchläuft Hohensee: unser Regiment soll in eine andere Garnison gelegt werden. Niemand weiß etwas Bestimmtes darüber, aber man spricht allgemein davon. Irgend jemand muß es aufgebracht haben, von irgend woher muß es kommen. Noch hat nichts in den Zeitungen gestanden, doch eines Morgens bringt das Kreisblatt die Notiz von den umlaufenden Gerüchten, und zu unserem Schrecken erfolgt keine Widerlegung.

Wir sind ja alle so gern in unserem kleinen Neste. Es ist zwar nur ein armes Provinzstädtchen von kaum 10000 Einwohnern, aber unser Regiment steht nun seit fast vierzig Jahren in Hohensee, und im Grunde genommen ist keiner unter uns „Elsterkosaken" — wie man uns im Scherz nennt —, der nicht ungern in einen anderen Garnisonsort versetzt würde. Berlin ist natürlich ausgenommen, das bleibt doch immer die Sehnsucht. Aber das wissen wir, davon kann nicht die Rede sein, und schließlich ist es ja in $1^3/_4$ Stunden mit der Eisenbahn zu erreichen.

Hohensee liegt an der Elster, daher unser Spitzname, obwohl wir mit Kosaken nichts zu thun haben, denn unser Regiment heißt: „Ulanen-Regiment von Winterfeld Nr. 24".

Nun wird hin und her darüber gesprochen, ob wir wohl fort müssen oder bleiben, und nicht nur unter uns sondern auch in der Bürgerschaft, die besorgt ist, die Garnison zu verlieren.

Wir bringen doch manche Mark unter die Leute. Es sind gar viele, die nicht allein an uns verdienen, die sogar von uns leben. Zum Beispiel Rawitsch, die große Weinhandlung auf der Elstergasse, die wohl kaum auf die Kosten kommen würde, wenn wir nicht wären. Doktor Kolbitz der alte Schwerenöter, unser Bürgermeister, dann Rechtsanwalt Prettin und die beiden besoldeten Stadträte halten Rawitsch allein nicht über Wasser. Auch die Gutsbesitzer nicht, trotz der regelmäßigen „schweren Sitzung" jeden Sonnabend. Da müssen wir schon eintreten. Und was sollte aus dem Schuhmacher Müller in der Ostergasse, dem kleinen Schneider Giesebrecht auf der Kasernenstraße und endlich vor allem dem alten siebzigjährigen Sattler Borstel am Heumarkt werden, wenn unser Regiment nicht mehr bei ihnen arbeiten ließe?

Wir sind 25 Offiziere, dazu kommen noch: der Oberstabsarzt, der Assistenzarzt, Oberroßarzt Lüderitz, Zahlmeister Dammbeck, Stabstrompeter Dievenow und alle die Wachtmeister, Vicewachtmeister, Sergeanten, Unteroffiziere, Trompeter und 5 Schwadronen Ulanen!

Das gäbe schon einen Ausfall, wenn wir fortkämen!

Der erste, der sich ernstlich der Sache bemächtigt,

ist das Haupt der Stadt, unser etwas würdevoller, aber kreuzbraver Bürgermeister Dr. Wendland. In der Stadtratssitzung wurde die Frage eines etwaigen Verlustes der Garnison zur Sprache gebracht. Einige Hitzköpfe verlangten sofort eine Eingabe an das Ministerium. Endlich ward nach stürmischer Auseinandersetzung der Beschluß gefaßt, „offiziell" unseren Kommandeur, Oberstleutnant von Romannshof, zu fragen.

Da ich Adjutant bin, erfahre ich von der wichtigen Sache zuerst, denn der Bürgermeister kommt zu mir aufs Regimentsbureau. Dort hofft er den Kommandeur zu treffen. Doch es ist erst ½ 1 Uhr und vor ¾ 1 wird der Rapport nicht abgehalten. So heißt es denn warten.

Wir haben keine große Bequemlichkeit in den beiden Kasernenzimmern, die zum Bureau dienen. In dem einen herrscht der Regimentsschreiber Sergeant Fiedler mit seinen Leuten, in dem anderen arbeite ich, und der Oberstleutnant nimmt dort seine Meldungen entgegen.

Die Einrichtung besteht aus zwei Schreibtischen, einem Bücherregal und vier einfachen Rohrstühlen. An der Wand hängt ein Thermometer, die in allen militärfiskalischen Räumen übliche Pappтafel mit dem Inventarverzeichnis, und je eine Heliogravüre der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II., sowie ein kleiner, häßlicher Stich, den Prinzen Friedrich Karl darstellend, den Reiterführer, unter dessen Befehl wir 1870/71 gestanden. Es sind alles Stiftungen meiner Amtsvorgänger,.

Ich habe eine Photographie unseres Regimentes in Paradeaufstellung hinzugefügt.

Das Zimmer hat drei Fenster, die alle nach der Stadt gehen. Die Kaserne steht auf einem Hügel, so daß man über die vorliegenden Dächer hinweg die Front des Rathauses sehen kann. Ich mache den Bürgermeister darauf aufmerksam, indem ich ihm einen Stuhl ans Fenster schiebe. Es kracht, als sich der dicke Dr. Wendland mit Würde darauf niederläßt. Unsere Sitze sind eben auf schlanke Reiterfiguren berechnet.

Aber nun muß ich meinen Gast sich selbst überlassen: es sind noch eine Reihe von Meldungen und Berichten der Eskadrons durchzusehen, die immer erst im letzten Augenblick, knapp vor Thorschluß, einlaufen und doch dem Kommandeur vorgelegt werden sollen.

Ich entschuldige mich. Der Dienst geht vor. Und ich beginne zu arbeiten. Aber es liegt ein eigenes Verhängnis darauf, denn kaum habe ich die Meldung der 1. Eskadron gelesen, daß jener Ulan, den der „Etatsmäßige" am Sonntag abend über die Kasernenmauer hat klettern sehen, ohne seine Persönlichkeit feststellen zu können, Eschke heißt — als es klopft. Auf mein „Herein" erscheint ein lachender Leutnantskopf in der halb geöffneten Thür. Man sieht das Bandolier über der Achsel blinken, und Graf Pfaffenberg, den wir den „Pfaff" nennen, weil er so gar nichts von einem Pfaffen an sich hat, ruft lustig mit den Augen zwinkernd:

— Du! Ist der „Alte" da?

Damit meint er den Kommandeur. Zu seinem Schreck gewahrt der „Pfaff" nun den Bürgermeister:

— Ah so! Pardon! Guten Tag, Herr Bürgermeister! Wie geht's? Wie steht's? Was macht die

Reſidenz- und Hauptſtadt Hoſen . . . pardon . . . . Hohenſee?

Der alte Herr erhebt ſich von ſeinem Stuhl. Er ſucht nach einer Antwort. Ein wenig fühlt er ſich in ſeiner Würde gekränkt, doch endlich erwidert er mit einem Schmunzeln um die glattraſierten Lippen:

— Na, Herr Graf! Wenn's Ihnen nur gut geht!

Und der „Pfaff" lacht fröhlich:

— Mir geht's immer gut, wenn ich nicht gerade zum Rapport beſtellt werde!

Dann flüſtert er mir zu, ich möchte doch mal auf einen Augenblick hinauskommen, er müſſe mich etwas Wichtiges fragen.

Draußen will er wiſſen, warum er eigentlich befohlen ſei. Er hat immer etwas auf dem Kerbholz. Da jedoch der Kommandeur nicht mit mir geſprochen hat, ſo kann ich ihm keine Auskunft geben. Der „Pfaff" meint, es ſei zweifelhaft, ob er beſtellt worden, weil er geſtern beim Tagesdienſt die Wache um 11 3/4 Uhr revidiert, ſtatt nach Mitternacht, oder weil er im Stadtwäldchen mit ſeiner kleinen Stute „Willy" über eine Gartenbank geſprungen und ihn der Ratsgärtner angezeigt. Ich mache ihm Angſt und ſage nachdenklich:

— Siehſt Du, deshalb iſt auch der Bürgermeiſter wahrſcheinlich gekommen!

Sofort will der „Pfaff" mit dem Stadthaupte reden. Er iſt ſich ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit bewußt und weiß, daß ihm niemand widerſtehen kann, wenn er mit ſeiner ſchmeichelnden Stimme bittet und mit ſeinem hübſchen, friſchen Geſicht lächelt, das in ſolchen Augen-

blicken etwas so bodenlos Zerknirschtes und Wehmütiges zugleich besitzt.

Da hören wir den Tritt des Kommandeurs und regelmäßiges Aufstoßen des Säbels auf den Stufen der Treppe. Schnell beruhige ich noch meinen Kameraden und husche ins Regimentsbureau zurück.

Als dann der Oberstleutnant eintritt, folgt ihm der „Pfaff."

— Ah! Herr Bürgermeister! Was verschafft mir die Ehre?

Sie schütteln sich die Hände.

Unser Kommandeur ist hager, sehr groß, mit einer Taille wie ein Leutnant, vor allem im Überrock, der ihn noch schlanker macht. Seine Stiefel sind stark von Straßenschmutz bespritzt. Die Peitsche zeigt an, daß er eben vom Reiten kommt. Sein scharfgeschnittenes, gebräuntes Gesicht mit dunklen Augen und schwarzem Haar, in das sich nur an den Schläfen ein paar Silberfäden mischen, mit dem kleinen, nach oben gebürsteten Schnurrbarte, hat etwas ungemein vornehmes. Der Kopf hebt sich ab vom Weiß des Kragens.

Der kleine, wohlbeleibte Dr. Wendland bildet einen vollkommenen Gegensatz, denn er ist bartlos, hat weißes Haar und eine fast mädchenhaft milchige Hautfarbe. Sein Gesicht ist breit und rund.

Er antwortet nicht gerade heraus, sondern bittet erst mehrmals um Entschuldigung, daß er den „Herrn Oberstleutnant störe".

Unser Kommandeur fragt, ob es eine Angelegenheit sei, die unter vier Augen besprochen werden müsse, und

Pfaffenberg und ich machen Miene, zu gehen. Aber der Bürgermeiſter erwidert:

— Durchaus nicht! Ich habe gar nichts weiter gegen die Herren!

Der Oberſtleutnant, der darin die ungeſchickte Redeweiſe eines nicht immer taktvollen Menſchen ſieht, entgegnet mit leiſem Spott:

— Das würde mich ja auch nicht weiter hindern, die beiden Herren (auf uns deutend) zu bitten, hier zu bleiben.

Dann aber verwiſcht er die kleine Spitze durch verdoppelte Liebenswürdigkeit. Endlich nach einigen Umwegen kommt der Bürgermeiſter zur Sache: er fragt, ob dem Regimente etwas von einer Verſetzung bekannt ſei.

Der Kommandeur zuckt die Achſeln und meint, „offiziell“ ſei ihm durchaus nichts mitgeteilt worden, aber dabei trifft mich ein Blick, der mir anzeigt, daß dennoch irgend etwas an der Sache ſein muß.

Nun folgen noch ein paar Redensarten, mit denen beide Teile einander verſichern, wie ſchmerzlich es ihnen gegenſeitig ſein würde, von einander zu ſcheiden.

Dr. Wendland empfiehlt ſich und ich gebe ihm auf einen Wink bis zur Treppe das Geleit. Der alte Herr macht ſich in ſeinem Deutſch der Provinz Sachſen Luft, daß ihm die Sprache noch ſtärker färbt, wenn er gerührt wird:

— Nee, nee, aber ooch, daß unſer Regiment bleibt, das freit mich gar zu ſehre. Und unſer kuter Oberſchtleidnand . . . Empfehl mich, Herr Atjetant!

Vor der Thür des Bureaus bleibe ich ſtehen. Man vernimmt die ſonore Stimme des Kommandeurs und da-

zwiſchen kleinlaut einmal ein paar Worte Pfaffenbergs. Da iſt es ſchon beſſer, ich warte bis ſie fertig ſind.

Endlich tritt der Pfaff heraus, links den angefaßten Säbel, rechts die Czapka in der Hand. Er hat einen dunkelroten Kopf, wie er ſeine Verbeugung macht, die der Kommandeur förmlich, dienſtlich erwidert. Nun kann ich eintreten, doch der Oberſtleutnant ruft noch einmal:

— Herr Leutnant Graf Pfaffenberg . . .

— Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant!

— Ich habe noch eins vergeſſen. Nicht wahr, ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich Sie bitte, nicht etwa dem Gärtner grob zu werden. Der Mann hat nur ſeine Pflicht gethan. Ein Offizier darf ſich eben nicht in die Lage verſetzen, daß ſich berechtigterweiſe jemand über ihn beklagen kann. — Danke ſehr.

Ein nochmaliges: — Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant —, eine Verbeugung und der Rapport iſt erledigt.

— Das iſt doch ein verfluchter Kerl, der „Pfaff"! ſagt lachend der Kommandeur zu mir, während auf dem Flur das Sporengeklirr des Davonſchreitenden verhallt.

Ich lege nun die Meldungen, Eingaben, Briefe u. ſ. w. vor. Zuerſt die Stärkerapporte der Eskadrons. Während wir noch damit beſchäftigt ſind, fährt plötzlich der Oberſtleutnant auf, öffnet das Fenſter und ruft hinaus:

— Lieber Pfaffenberg!

— Herr Oberſtleutnant befehlen? — tönt es vom Hofe herauf.

— Nein! Etwas ganz Außerdienſtliches. Paßt es Ihnen? Wollen Sie morgen bei mir eſſen? Zwei Uhr bitte! Ja?

Und dann ſcherzhaft drohend:

— Aber pünktlich! Ja? Zwei Uhr!

Ein — Danke gehorſamſt — von unten, dann beginnt wieder die Arbeit.

Da ſind über dreißig Sachen zu erledigen: die 4. Eskadron bittet um die Erlaubnis die Durchſicht der Karabiner einen Tag ſpäter vornehmen zu dürfen, bei der 5. iſt ein Unteroffizier zu ernennen für eine zu füllende Vakanz. Reſtaurateur Mierſch kommt ein um Aufhebung des Verbotes ſeines Lokales für Militärperſonen, da ſchon ſeit über vierzehn Tagen bei ihm keinerlei Schlägerei ſtattgefunden habe. Die Brigade wundert ſich, daß Ulan Knapperhaaſe, der als Ordonnanz zum Brigadeſtabe kommandiert iſt, ſich ſo wenig für ſeinen Poſten eigne. Das Berliner Landgericht II will wiſſen, ob es im Jahre 1872 einen Gefreiten Szczebrozynski bei der 3. Eskadron des Regiments gegeben habe. Und ſo fort.

Bald iſt alles durchgeſehen, nur die Urlaubsgeſuche harren noch der Entſcheidung. Es ſind eine ganze Menge, denn wir ſind kaum aus dem Manöver zurück und die Leutnants, die während der Abweſenheit der Eskadronchefs jetzt Schwadronen führen, wollen ſich nun auch erholen.

Leutnant von Auerſchütz wird der Urlaub abgeſchlagen. Der Kommandeur wird dabei ärgerlich:

— Der will fortwährend Urlaub haben! Das geht nicht, die anderen wollen auch mal fort!

Dann giebt er mir die übrigen Geſuche zurück, nachdem er ſie mit einem „genehmigt“ verſehen.

Wir ſind fertig.

Plötzlich blickt mich der Kommandeur scharf an:

— Haben Sie noch nie an die Kriegsakademie gedacht? Wenn Sie sich zum Examen melden wollen . . . so . . . Nun?

— Dieses Jahr, Herr Oberstleutnant?

— Gewiß! Thun Sie's mal! Sie sind nun lange genug Adjutant! Das vierte Jahr. Sie müssen doch zurücktreten nun. Wenn Sie einverstanden sind, melde ich Sie an! Dann überlassen Sie Ihren Posten an Holtitz. Nicht gleich . . . na, sagen wir, wenn die Parforcejagden vorbei sind. Also Anfang November! Dann müssen Sie ja anfangen zu arbeiten! Und das Jahr praktischer Dienst vor den drei Jahren Akademie kann Ihnen nur gut thun. Sonst sind Sie zu lange aus der Front heraus!

Ich zögere noch — es kommt mir ein wenig unerwartet. Aber ich bin immer der Mann schneller Entschlüsse gewesen, und als der Oberstleutnant noch einmal fragt:

— Also wollen Sie?—antworte ich kurz entschlossen:

— Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!

Ich rufe die Ordonnanz, um ihr zu sagen, daß der Wallach des Kommandeurs vorgeführt werden soll, da bittet mich der Oberstleutnant um eine Kleiderbürste. Er hebt den Überrock, und nun sehe ich, daß die Hose bis zum Oberschenkel hinauf beschmutzt ist. Er erklärt:

— Ich habe nämlich im Straßengraben gelegen. Der Wallach ist so'n bißchen guckig, und da kommt ein Mehlwagen mit einer weißen Plane auf der Chaussee. Sofort überschlägt sich das Biest.

Eine Bürste haben wir nicht, so suche ich ihn ein wenig mit meinem Taschentuche zu reinigen. Doch er wehrt es mir:

— Schadet nichts. Bemühen Sie sich doch nicht! Ich wollte nur nicht, daß es meine Frau sähe. Sie wissen, wie sie ist. Sie denkt immer, der Gaul ist dran schuld, und ich habe einfach nicht gehörg aufgepaßt.

Wir wissen es alle, wie bescheiden unser Kommandeur über sein Reiten denkt. Dabei ist er doch ohne Zweifel einer der besten Reiter der Armee. Und nun verrät er mir noch, ehe wir uns trennen, was es für eine Bewandtnis hat mit dem Gerücht, daß wir aus Hohensee fortkämen. Er bittet mich, keinen Gebrauch von dem zu machen, was er mir sagt, bis er mich dazu ermächtigt. Es hat seine Richtigkeit mit dem Gerede, nur versteht er nicht, wie es ausgekommen sein kann. Vor acht Tagen war er in Potsdam zur Tafel befohlen — er ist nämlich bei Majestät besonders gut angeschrieben — da hat er denn erfahren, daß allerdings die Absicht besteht, uns zu versetzen. Wir sollen mit einem Dragoner-Regiment im Elsaß tauschen. Aber es wird noch ein Jahr dauern.

Nur noch ein Jahr in Hohensee für mich wie für uns alle, wie es kommen mag, und dann wer weiß wohin!

Es ist also gewiß, wir werden versetzt!

II.

Offizierskasino.

Endlich haben wir Jüngeren es erreicht, daß um 6 Uhr abends gegessen wird. Die bisherige Stunde ($^1/_2$2 Uhr) paßt im Winterhalbjahr doch zu schlecht. Wir sind alle glücklich darüber, denn nun wird es in unserem Kasino erst gemütlich werden.

Das Kasino ist alt und nicht gerade elegant eingerichtet. Es ist nicht von einer Hand hergestellt, nicht in einem Geschmack, denn Geschlechter haben daran gearbeitet. Aus kleinen Anfängen ist es allmählich zusammengekommen, und jedes Stück nahezu hat seine eigene Geschichte. Aber gerade das macht es uns lieb und wert.

Wir haben fünf Räume zu unserer Verfügung: einen Eßsaal, das „Unterhaltungszimmer," einen Raum, wo zwei Billards stehen, und zwei Vorzimmer, wovon wir das eine verwenden, um die Kleidungsstücke abzulegen, das andere als Aufenthaltsort für die Kasinoordonnanzen. Die Küche stößt daran. Alle unsere Räume leiden zu unserem Schmerz an einem Fehler: die Decken

sind etwas zu niedrig. Daher kommt es denn, daß es im Sommer recht heiß im Kasino wird. Dafür haben wir aber einen schönen, schattigen Garten, der uns allein gehört.

Das Haus besteht nur aus dem Erdgeschoß, dem in der Mitte eine Mansarde aufgesetzt ist. Dort hat der „Haushofmeister" Sergeant Bloch mit seiner Familie drei Zimmer inne. Wir haben nämlich keinen Kasinoökonom wie andere Regimenter, sondern wirtschaften selbst. Die beiden Ordonnanzen und der Koch wohnen in einem kleinen Nebenflügel über der Küche, die erst vor fünf oder sechs Jahren angebaut worden ist.

Eben sind wir vom Essen aufgestanden und gehen in das „Unterhaltungszimmer" hinüber. Wir sind heute ausnahmsweise zahlreich bei Tisch gewesen, weil es Montag ist. Gestern am Sonntag war alles, was nur irgend fort konnte, ausgeflogen. Die Junggesellen nach Berlin, die Verheirateten auf die Nachbargüter. Aber sie kommen ja hierfür nicht in Betracht, da sie nur im Kasino essen, wenn sie Strohwitwer sind.

Von uns sind acht verheiratet, nämlich der Kommandeur, der etatsmäßige Stabsoffizier Major Freiherr von Kirch zu Parksteiten, die Rittmeister von Ried, von Ybbs, von Pernegg, die Premierleutnants von Domani I und Freiherr von Treuen, sowie ein einziger Secondleutnant: Thomas, natürlich nie anders als „der ungläubige Thomas" genannt. Von den siebenzehn Junggesellen sind abkommandiert: Major Pressat — der Zukunfts-Moltke — zum Generalkommando des XXII Armeekorps, Premierleutnant von Hammen zur Kriegsakademie in Berlin,

sowie Leutnant von Domani II zum Militär-Reitinstitut in Hannover.

In Hohensee sind wir augenblicklich vierzehn Unverheiratete.

Und vierzehn waren wir auch beim Essen . . . Nein fünfzehn, denn dazu kommt unser kleiner Doktor, der allgemeine Liebling: Assistenzarzt II. Klasse Dr. Pakowski. Er ist der Intimus vom „Pfaff".

Natürlich sitzen sie auch schon am Tisch in der Fensternische und spielen Skat. Auerschütz, dem der Kommandeur den Urlaub abgeschlagen, ist ihr „dritter Mann". Er ist Meister in allen Kartenspielen; unser kleiner Doktor ein vorsichtiger und kluger Spieler; der „Pfaff" dagegen, wie man es nennt: „einfach bar Geld". Er wagt auf die beste Karte ein „Null ouvert" und auf die schlechteste einen „Grand". Wenn er eine Viertelstunde bei der Sache war, so hat er dafür von da ab keine Ahnung mehr, wer eigentlich das Spiel macht.

Ich habe meinen gewöhnlichen Platz am Kamin eingenommen, um Zeitungen zu lesen. Von dort aus kann ich das ganze „Unterhaltungszimmer" übersehen.

Mir gegenüber sitzt unser Kasinodirektor Rittmeister Bucher. Groß mit kleinem, blondem Schnurrbart. Er ist ein auffallend schöner Mann, dem man dabei zugleich den Verstand auf den ersten Blick ansieht. Er war auf Kriegsakademie, dann beim Generalstab zwei Jahre kommandiert, darauf Hauptmann im Generalstabe. Seine Schwadron — im Felddienst die beste von unserem Regiment — hat er nun das zweite Jahr. Wir wissen alle, daß er uns wohl leider nächstes Jahr verlassen wird,

denn er hat die 1. Eskadron bei uns doch nur erhalten, um einmal in der Front Dienst gethan zu haben. Sobald dieser Zweck erfüllt ist, kommt er bestimmt zurück in die „große Bude", wie wir das Generalstabsgebäude nennen. Sie können ihn brauchen dort.

Rittmeister Bucher liest im Beiheft zum Militär-Wochenblatt, wobei er heftig den Kopf schüttelt. Er wendet sich um, wo noch eben hinter ihm der andere Rittmeister gestanden — Graf Kalmünz-Roding — und sagt:

— Haben Sie die letzte Nummer vom Militär-Wochenblatt gelesen?

— Nee, das können Herr Rittmeister nicht verlangen! antwortet unser jüngster Leutnant, der Herr von Floß und Steinberg, dessen Namen der „Pfaff" immer verdreht in: von Stein und Floßberg oder von Berg und Floßstein, so daß Ulan Meyer II, unsere Kasinoordonnanz, noch heute nicht weiß, wie er eigentlich heißt. Floß ist erst seit etwa vierzehn Tagen Offizier, da kann man denn auch nicht verlangen, daß er sich schon für das Militär-Wochenblatt interessieren solle. Vorderhand hat er es erst ein einziges Mal in die Hand genommen, als nämlich bei dem großen „Herbstschub" er selbst als zum Secondleutnant ernannt darin verzeichnet war.

Rittmeister Bucher, bei dessen Schwadron der jüngste Leutnant steht, weiß das ganz genau, deshalb antwortet er ihm:

— Ach so, Sie sind's? Na freilich, Sie dürfen auch das Militär-Wochenblatt noch gar nicht lesen!

Einen Augenblick wird Floß irre:

— Ich darf nicht, Herr Rittmeister?

Und der „Pfaff“ ruft vom Skattisch herüber, das Gesicht in finstere Falten legend:

— Nee, ehe man nicht drei Jahre Offizier ist, darf man nicht.

Floß wird ernst, aber ganz traut er dem Frieden nicht, denn Pfaffenberg läßt ihn immer „auffitzen“. Um ihn zu bestärken, wendet sich nun auch Auerschütz vom Skatspiel ab und fragt Rittmeister Bucher:

— Sie wissen doch genau mit so was Bescheid, Herr Rittmeister. Nicht wahr, es giebt eine Kabinettsordre, die das Lesen des Militär-Wochenblattes regelt?

Rittmeister Bucher zuckt lachend die Achseln und Floß schleicht sich, da alles ernst bleibt und schweigt, ein wenig kleinlaut geworden in das Billardzimmer hinüber.

Als er verschwunden ist, platzt der „Pfaff“ heraus und lacht, daß ihm die Thränen aus den Augen treten. Dann erzählt er halblaut, er habe Floß weißgemacht, es würde von ihm erwartet, daß er sich bei den Verheirateten zu Tische ansage, ohne die Einladung erst abzuwarten. Floß habe ihn gefragt, bei wem er den Anfang machen solle, da habe er ihm geraten, sich für nächsten Mittwoch bei Frau von Ybbs einzuladen.

Rittmeister von Ybbs hat unsere 4. Eskadron. Er ist ein guter Offizier, jedoch nur bei denen beliebt, die nicht unter seinem Kommando stehen, denn im Dienst ist er einfach fürchterlich, so peinlich und kleinlich. Wir betrachten es alle als ein ungeheures Pech, zu seiner Schwadron versetzt zu werden. Die 4. Eskadron hat den meisten Dienst und den langweiligsten. Die

4. Eskadron rückt zuerst aus und zuletzt ein. Die 4. Eskadron hält am längsten Fußdienst nachmittags. Die 4. Eskadron hat jeden Abend „Instruktion". Aber die 4. Eskadron reitet, exerziert zu Pferde und zu Fuß, turnt, fechtet — nicht am besten, ihre Ausbildung, das Aussehen der Pferde und Leute ist nicht das tadelloseste im ganzen Regiment.

Der Pfaff behauptet, die 4. Eskadron habe so viel Dienst, weil Rittmeister von Ybbs es möglichst vermeiden wolle, zu Haus zu sein. Er verträgt sich nämlich nicht sonderlich mit seiner Frau. An wem die Schuld liegt, ist kaum zweifelhaft, denn sie vermag sich nicht mit unserer herzigen, reizenden „Kommandeuse" zu stellen, die jeder Mensch liebt und verehrt.

So ist denn zuerst allgemeiner Jubel, als der Pfaff erzählt, Floß und Steinberg werde sich bei Ybbsens ansagen, und Auerschütz ruft ob dieser Nachricht laut fünf, sechs Mal:

— Bravo! Famos! Das giebt einen Ulk.

Auerschütz steht nämlich bei der Eskadron und stöhnt darüber täglich.

Da taucht hinter einem Zeitungsblatt ein langes, schmales Gesicht auf mit feinem, schwarzen Schnurrbärtchen und großem Einglase im rechten Auge. Es ist der Premierleutnant Griesbach von Osterhofen, der älteste Leutnant, unser Gesellschaftsmensch. Er hat auch das Unglück, der vierten Eskadron anzugehören. Rittmeister von Ybbs, der eben doch etwas vom „Gamaschenknopf" an sich trägt, ist ein Greuel in den Augen seines Premierleutnants. Aber das geschniegelte und gebügelte Wesen

Griesbachs ist wiederum seinem Eskadronchef nicht genehm.

So haben sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen.

Griesbach läßt seine Zeitung sinken:

— Hören Sie mal, Pfaffenberg, mit gesellschaftlichen Sachen sollte man eigentlich keinen solchen Scherz treiben!

Auerschütz höhnt:

— Sie haben sich wohl versöhnt mit Ybbs?

Griesbach von Osterhofen steht auf. Nun erst sieht man, wie groß er eigentlich ist. Er trägt die Knopfreihen seines kurz geschnittenen Überrockes möglichst weit nach der Mitte, enge Ärmel, ganz schmal gearbeitete Schultern, einen sehr hohen Kragen, ganz weite, falteneingebügelte Beinkleider mit Tuchstegen unter den spitzen, absatzniedrigen Lackstiefeln. Seine Sporen sind aus Neusilber, breit und gerade. Das linke Handgelenk umschließt ein kleines, goldenes Armband. Er tritt an den Skattisch und zündet sich eine neue Cigarette an einem brennenden Licht an.

Den Dampf stoßweiße durch die Nase ausatmend sagt er:

— Nein, versöhnt nicht! Ich habe mich ja nicht mit ihm gezankt, nur die Kommißwirtschaft bei unserer Schwadron kann ich nicht vertragen!

Dabei zieht er sich die rechte Manschette heraus, die sich ganz in den Ärmel verkrochen.

Der „Pfaff" verteidigt sich:

— Herr Gott! Ich will niemand kränken. Warum

fällt auch Floßstein, Steinfloß, Bergstein, Floßberg darauf herein!

Rittmeister Bucher thut so, als ob er das Militär-Wochenblatt läse, aber ich kann aus seinen schmunzelnden Mienen sehen, wie ihn diese Unterhaltung über seinen Rittmeister-Kameraden im stillen ergötzt.

Inzwischen ist Floß wieder aus dem Billardzimmer gekommen. Er hat die letzten Auseinandersetzungen mit angehört und erklärt nun eifrig, er habe das „Ansagen" bei Frau von Ybbs gar nicht geglaubt. Aber seine Ausrede erregt nur allgemeines Gelächter, verstärkt durch die herbeigelockten Billardspieler. Sie erscheinen mit dem Queue in der Hand.

Graf Kalmünz-Roding, Eskadronchef der 2. Eskadron, und Secondleutnant Freiherr von Zwett.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken.

Graf Kalmünz ist groß und etwas beleibt. Er trägt einen schwarzen, spitzgeschnittenen Vollbart. Zwett dagegen ist klein, außerordentlich mager und strohblond. Seine Haare sind gelb, sein Bart fast weiß, so daß man ihn im Winter, wo die Sonne nicht das Gesicht verbrannt hat, kaum bemerkt. Aber dieses blonde Männchen hat nichts Ausdrucksloses und Weiches, sondern etwas ungemein Sicheres, Scharfes, Drahtiges. Dieser trockene Kopf mit der scharf heraustretenden Stirn und den mageren Schläfen verrät eine ungewöhnliche Energie, dieser kleine, adrette, geschickte Körper eine nicht alltägliche Kraft.

Zwett hat neben seinem Dienst, in dem er einer der

tüchtigsten Offiziere des Regiments ist, nur ein einziges Interesse: das Rennen. Dafür scheint er eigens gemacht, denn er hat nicht nur die körperlichen Anlagen dazu, sondern auch einen alles leistenden Mut. „Nerven" nennt man es in der Reitersprache. Endlich besitzt er dabei noch, keine unwesentliche Beigabe, ein großes Vermögen. Er ist seit Jahren elternlos. Da er niemals wettet, so zehren seine Pferde nicht den Gewinnst auf, und er kann es sich leisten, vor allem auf Ehrenpreise zu reiten. Deren hat er eine bedeutende Zahl. Seine Wohnung ist ein vollkommenes Museum.

Unser Kommandeur sieht Zwetts Rennenreiten gern und bewilligt ihm jeden Urlaub dazu, wenn es irgendwie geht, denn er ist ein Freund des Sports, den er für den Reiteroffizier die „Hochschule zum Feldzuge" nennt. Nur muß jemand pekuniär feststehen dabei, und das trifft ja bei Zwett zu.

Während nun alles noch lacht über Flossens vergebliche Bemühungen, sich herauszureißen, öffnet sich plötzlich die Thür und unser Haushofmeister Sergeant Bloch, tritt ein. Er ist der schönste Unteroffizier des Regiments, wie die Mädel in Hohensee behaupten, die ihn den „schönen Hans" nennen. Wie er zu dem Namen kommt, weiß kein Mensch, denn er ist „Karl Leberecht Ludwig" getauft. Als Adjutant kenne ich sein „Nationale".

Sergeant Bloch trägt eine mächtige Bowle und stellt sie auf den Tisch am Kamin. Ulan Meyer II, die Kasinoordonnanz, folgt ihm mit einem Präsentierbrett, auf dem eine Menge Bowlengläser stehen, die aneinanderklirren.

Ein allgemeines „Ah“ ertönt. Wir ahnen nicht von wem die Bowle kommt, bis Rittmeister Graf Kalmünz das Wort ergreift:

— Meine Herren, wie Sie wissen, habe ich eine Wette verloren. Ich trinke auf — Ihr Wohl!

Wir nehmen alle die Gläser, die Sergeant Bloch eiligst mit Hilfe der Ordonnanz füllt, und während wir fröhlich anstoßen, geht ein „Prost“ rundum.

„Otto“, unser drittjüngster Offizier, fragt da halblaut erstaunt (er heißt übrigens eigentlich Otto Erbgraf zu Regenstauf-Wels, sein Vorname, als einer mediatisierten Grafenfamilie angehörig, wird in der Rangliste mitgeführt, weshalb wir ihn kurzweg „Otto“ nennen) seinen Altersgenossen Leutnant Lüders, was denn eigentlich gewettet worden sei.

Rittmeister Bucher erspart ihm die Antwort. Sobald auf einen Wink die Ordonnanzen hinausgegangen sind, erhebt er sich und liest als Unparteiischer aus einem Buche vor, wobei ihm ein listiges Lachen um die Mundwinkel zuckt:

„Leutnant Freiherr von Zwett behauptet, beim Exerzieren seine Fuchs-Stute Gwendoline vom Harfner aus der Mazurka mit der Fuchs-Stute Pepi vom Monseigneur aus der Belle Helène des Grafen Regenstauf vertauschen zu können und Pepi während des Exerzierens zu reiten, während Graf R. Gwendoline reitet, ohne daß bis abends acht Uhr Graf „Otto“ die Sache bemerkt.

Rittmeister Graf Kalmünz wettet dagegen.

Gegenstand der Wette: Eine Bowle, zu geben der Tischgesellschaft, sobald es acht Uhr geschlagen hat.

Unparteiisch: 1. Rittmeister Bucher.
2. Secondleutnant Cgestorff."

Während Rittmeister Bucher vorliest, herrscht allgemeine Freude. Alles sieht „Otto" an, dessen Gesicht immer erstaunter wird. Und als nun der erste Unparteiische einen Bleistift nimmt und die Worte schreibt, die er dabei mitteilt:

„Zwett glänzend gewonnen",

da bricht von allen Seiten der Jubel los:

— Hoch Otto! Prost Otto!

Und „Otto", der, wie der Kommandeur sagt, einen Floh nicht von einem Schimmelwallach unterscheiden kann, ist ganz erschrocken. Einen Augenblick droht er den Scherz übelzunehmen, aber Graf Kalmünz, bei dessen Schwadron er steht, tröstet ihn, indem er sagt: alles in der Welt müsse doch erst gelernt werden und er habe noch genügende Zeit, bis zum Rittmeister sich Pferdekenntnisse anzueignen.

Da wird denn „Otto" wieder guter Laune, stößt mit Zwett an und ist der erste, sich über seine eigene Geschichte lustig zu machen.

Nun beginnt heiteres Leben. Man schwatzt, raucht, trinkt, lacht und erzählt schnurrige Geschichten. Nur die drei Skatspieler bleiben an ihrem Tisch sitzen.

Irgend jemand schlägt vor Musik zu machen. Das Wort findet frohen Anklang. Sofort öffnet Floß das Klavier am Fenster, ein Geschenk der Reserveoffiziere des Regiments. Es beginnt ein kleiner Streit um den Anfang.

Wir haben vier Klavierspieler unter uns: die beiden

Rittmeiſter, unſern Geſellſchaftsmenſchen Griesbach von Oſterhofen und Leutnant Kürſchner, „Ottos“ Vordermann im Dienſtalter. Ein etwas ſtiller, reizender, beſcheidener Menſch.

Jeder von dieſen vier vertritt ein, ich möchte es bezeichnen, „anderes Genre“ von Klavierſpiel.

Rittmeiſter Bucher ſpielt recht gut, doch nur ernſte Muſik, und nicht einen Takt auswendig. Graf Kalmünz iſt der Walzerkönig. Anderes hat man noch kaum von ihm gehört. Er kann jede Melodie, die man ihm angiebt oder vorpfeift, dabei kommt es ihm nicht darauf an, wenn er auch einmal in den Bäſſen tüchtig danebengreift. Alles, was er ſpielt, wird Jubel und Tanz, alles raſendes Tempo.

Griesbach endlich hat ſein beſtimmtes Programm, das er auswendig kann. Zum Teil ſentimental, zum Teil ernſt. Ich will nicht gerade ſagen, daß er „les cloches du monastère“ ſpielte oder etwa „Gebet einer Jungfrau“, aber er ſpielt nicht aus wirklicher Freude an der Muſik, ſondern mehr, um vor den Damen ſich zeigen zu können. Wer ihn öfters gehört hat, kennt ſein Programm. Neues bringt er nie.

Der kleine Kürſchner aber iſt der Künſtler unter uns. Ich glaube, wenn er wollte, könnte er ſich in der Öffentlichkeit hören laſſen, ohne ein Urteil fürchten zu müſſen. Er übt aber auch täglich mehrere Stunden. Wenn er ſich einmal im Kaſino hingeſetzt hat — freilich iſt er nicht leicht dazu zu bewegen — hört er auch nicht ſobald auf, und ich kann wohl ſagen, daß wir alle mit Genuß ſtundenlang lauſchen, obwohl er Tänze und leichte Muſik

nie ſpielt, dagegen Beethoven, Schumann, Schubert, auch wohl Grieg, Rubinſtein und Liszt.

Um Liszt bittet ihn Zwett immer, der dabei ziemlich unmuſikaliſch iſt, aber bei ſo einer Liszt'ſchen Transſkription gerät unſer kleiner Rennenreiter in Aufregung. Ihm macht das Können, die Technik Eindruck.

So will denn auch Zwett ungeſtüm die Don Juan Phantaſie haben, obwohl Kürſchner erklärt, ſie ſei ihm zu ſchwer.

Floß bittet Rittmeiſter Bucher, etwas zu ſpielen, da jener ſein Eskadronchef iſt und Floß — in ſeiner Auffaſſung noch ein wenig Fähnrich — ihm einen Gefallen erweiſen möchte. Doch es ſind keine Noten da und Bucher will nicht.

Die allgemeine Stimmung iſt für Graf Kalmünz. Sofort läßt er ſich denn auch bereit finden und ſetzt ſich ans Klavier. Er raſt nur ſo über die Taſten, und in einer Ecke fangen Auerſchütz und der kleine Doktor, die ihren Skat endlich aufgegeben haben, an zu tanzen.

Währenddeſſen ſchenkt Floß unausgeſetzt die Gläſer voll. Lüders hilft ihm. Ich beſehe mit „Otto" das Wettbuch, das er noch nicht kennt, und Kürſchner ſchaut uns über die Achſel.

Griesbach von Oſterhofen raucht ſtumm ſeine Cigarette. Er iſt ein klein wenig „traurig" darüber, daß ihn kein Menſch zum Klavierſpiel aufgefordert hat, und markiert nun den Muſikaliſchen, wenn Graf Kalmünz ein bißchen danebenhaut.

Da öffnet ſich die Thür vom Eßzimmer und ein Herr in ſchäbigem Bummelcivil, mit rotbemalter Naſe, tritt ein.

Großes Hallo! Allgemeines Geschrei! Sofort hört das Klavierspiel auf.

Wir haben ihn alle gleich erkannt: es ist mein Freund Holtitz, unser jüngster Premierleutnant, der bei Rittmeister Buchers Schwadron steht. Das giebt ein Fest. Der ernste Holtitz als Coupletsänger, denn wir wissen schon, das kommt jetzt.

Holtitz läßt sich fast nie dazu bewegen, wie er es bezeichnet, sich „zum Fatzke" zu machen, aber wenn er es einmal thut, dann ist ein fröhlicher Abend sicher. Ich habe noch kaum jemand gesehen, der so komisch sein kann, wenn er will, und der doch sonst so gar nichts Lächerliches an sich hat. Adolar von Holtitz heißt er, also für die Spottgeister im Regiment wie geschaffen, ihn „Adolar" zu nennen, so wie wir „Otto" sagen. Doch nicht einmal irgend ein Spitzname hat sich gefunden.

Holtitz haben alle gern, nach oben wie nach unten.

Er beginnt sofort seinen Vortrag mit dem Couplet: „Ach wenn man nur a bißl was hat!" Graf Kalmünz bedarf nur der Ansage von ihm, was er singen will, dann fängt er an zu spielen.

Es folgt auf stürmisches Verlangen der Vortrag des Gedichtes in furchtbarem Sächsisch: „Die Schlacht bei Leipz'g".

Bei der Stelle:

Da sprach Noboligon: „Putz Blitz!
Du bist ee Luder, Barchewitz,
Där Schuß war werklich scheene!
Weeßte, wen De getruffen hast?
Das waren Murreaus Beene!"

bricht allgemeiner Jubel los.

Alles hat sich im Halbkreise um das Klavier gesetzt: Rittmeister Bucher, daneben „Otto“ und ich, dann Griesbach, Zwett, Auerschütz, der Doktor, der „Pfaff,“ Kürschner und Lüders. Floß neben der Bowle.

Nur zwei fehlen: Leutnant von Dittmann und Leutnant von Ganacker. Ich kenne das bei beiden. Ganacker liebt nicht solche Bowlen, er ist abends viel allein zu Haus. Seine zwei oder drei Glas hat er mit getrunken, dann ist er verschwunden. Ohne ein Wort zu sagen, damit man ihn nicht aufhält. Bei seiner zarten Gesundheit nimmt es ihm niemand übel, wenn er sich aus dem Kameradenkreise stiehlt.

Dittmann hat einen anderen Grund. Auch den kennen wir alle, nur Floß natürlich nicht. Er fragt plötzlich, als Holtitz sein Gedicht beendet hat und eben mit Graf Kalmünz ein neues Couplet verabredet:

— Wo ist denn Dittmann?

Auch „Otto“ stimmt ein:

— Ja, wo ist denn Dittmann?

Alles lacht, wodurch „Otto“ natürlich wieder etwas verlegen wird, während Floß eine Miene annimmt, als ob er es ganz genau wüßte.

Der „Pfaff“ giebt die Antwort, indem er Leporellos Worte summt:

— In Spanien 1003 . . .

III.

Die Rekruten kommen.

Der Jahreskreislauf beginnt von neuem: die Rekruten kommen.

Heute treffen sie ein von weit und breit. Zu den fahrplanmäßigen Zügen erwarten sie auf unserem kleinen Bahnhofe, der eine gute halbe Stunde von der Stadt liegt, die Kommandos, um die Neueintretenden in Empfang zu nehmen und durch die Straßen nach der Kaserne zu geleiten.

Unser Ersatz ist sehr verschiedenartig: teils reiche Bauernjungen, teils Fabrikarbeiter aus den Maschinendistrikten, dazu auch etliche Handwerker, und ein paar Polen, aber nur ganz vereinzelt. Das beste Material an Menschen jedoch sind Wenden. Vielleicht zuerst ein wenig ungeschickt, dickköpfig immer, doch gute Pferdepfleger und verläßliche Soldaten, wenn sie sich erst einmal in die militärische Zucht und Ordnung eingewöhnt haben.

Man kann sofort erkennen, welcher Klasse die Ausgehobenen angehören. Ich sehe mir immer die Rekruten an, wenn sie anmarschiert kommen, an der Spitze und am Schluß von Unteroffizieren und Gefreiten geleitet.

Eben habe ich mich auf dem Exerzierplatze vom Kommandeur verabschiedet, um nach Hause zu reiten, da ich noch manches zu thun habe und als Adjutant zur Hand sein will, wenn eine Eskadron etwa der Rekruten halber ein Herzdrücken hat.

Vor allem die 4. Schwadron, der kann man nichts recht machen. Rittmeister von Ybbs bildet sich nämlich leicht ein, seine Eskadron werde übervorteilt und komme schlecht weg. Mit den anderen Eskadronchefs ist die Sache leichter. Ich einige mich bald mit ihnen. Ich — denn dem Adjutant fällt die Rolle zu, zwischen Regimentskommandeur und Offizierkorps zu vermitteln — gewissermaßen das Bindeglied zu sein.

So fasse ich wenigstens meine Stellung auf.

Wie ich die Elstergasse hinunterreite, kommt der erste Trupp Rekruten an.

An der Spitze marschiert stolz, gerade, die werdenden Krieger hinter ihm um einen halben Meter überragend, Sergeant Kurz. Jedes Kind in Hohensee kennt ihn unter dem Namen: „das lange Regiment". Er sieht famos aus mit seinem mächtigen, blonden Schnauzbart, unter der schiefsitzenden Czapka, deren Beschläge blitzblank von weitem leuchten. Das weiße Bandolier läuft ihm von der linken Achsel über die Brust, weiß gethont wie der Kragen. Den Säbel hält er nie anders als vorschriftsmäßig mit der linken Hand zwischen den beiden Ringen.

Sobald er mich sieht, richtet er sich noch gerader in die Höhe und grüßt mit der Genauigkeit einer Maschine sechs Schritt vorher.

— Guten Morgen, Kurz!

Wie ein Donnerwetter durchfährt es ihn und wie aus der Piſtole geſchoſſen kommt es heraus:

— Guten Morgen, Herr Leutnant!

Die Rekruten in Reihen, ſo regelmäßig nebeneinander ſchreitend wie ſie können, doch natürlich ohne Tritt, begucken mich neugierig.

Einige einfach erſtaunt, einzelne ſcheu und vielleicht ein wenig furchtſam, andere wieder friſch und unbefangen. Hier und da nimmt einer regelrecht Tritt und ſieht mich vorſchriftsmäßig mit einer Kopfwendung an.

Der Anzug iſt ganz verſchieden, je nach den Verhältniſſen der einzelnen. Der reiche Bauernjunge trägt ſeinen Sonntagsſtaat: gut und neu, aber ſchwerfällig und den Dorfſchneider auf hundert Schritte verratend. Daneben kommt dann ein zierliches, freches Kerlchen mit lang ausgezogenem Schnurrbart, einen neumodiſchen, kleinen, ſchwarzen, engliſchen Filzhut auf dem Kopfe. Seine weite, ſchwarze Hoſe mit dem breiten Galon gehört offenbar zu einem Frack, wenn er auch ein hellgelbes Jackett dazu trägt.

Ich ſchätze ihn auf einen Kellner.

Der giebt vielleicht einmal eine gute Kaſinoordonnanz.

Ganz vorn in der erſten Reihe geht einer, dem man den Pferdsmann ſofort an der Naſe anſieht. Falſch verſtanden engliſch gekleidet, trägt er eine Reitpeiſche in der Hand, um bei uns Ulanen das Handwerk zu grüßen. Er kommt ſicher geradewegs von irgend einem Pferdehändler.

Der wird noch einmal ſeinem Rittmeiſter viel Not machen. Dieſe Kerls halten ſich immer für vollendete

Reiter, wenn sie eintreten, weil sie schon früher einmal auf einem Gaul „gehangen“ haben, aber bis man ihnen die Pferdejokelmanieren ausgetrieben hat, ist ein anderer, der früher nur Maschinen bediente, ein guter Remontereiter geworden.

Ganz hinten schreiten ein paar arme, gelbe, verhungerte Gesellen. Nur ein kleines Bündel, in ein buntes Taschentuch geknüpft, tragen sie in der Hand. Sie fürchten sich wahrscheinlich vor der Dienstzeit, darum schauen sie mich so finster an, als müßten sie in uns Offizieren die bösen Peiniger und Driller erblicken.

Wenn sie wüßten, was wir eigentlich wollen, daß wir sie nicht zu Maschinen und Sklaven abrichten, die auf Kommando unsere Knechte sind, sondern daß es unser Streben ist, sie zu erziehen! Menschen sollen sie werden, die Kopf und Glieder tüchtig brauchen lernen, während sie bis dahin doch nur Lohntiere waren, stumpf in ewig gleicher Arbeit die Tagesleistung herunterhaspelnd.

Für so viele dieser Leute ist ja die Dienstzeit die Sonnenzeit ihres Lebens. Da brauchen sie einmal nicht für die Notdurft des Tages zu sorgen. Sie wissen, sie haben ihr Auskommen, ihre reichliche Kost, sogar ein Stück Fleisch im Topf, das sie früher vielleicht nicht einmal gekannt.

Arbeiten freilich müssen sie. Unser Dienst ist nicht zum Scherz da. Aber arbeiten müssen wir alle, alle unterliegen wir gleichem Gesetz, sonst sind wir nicht wert zu leben.

Und dann: so manch einer von diesen schlecht genährten Rekruten wächst sich aus zu einem tüchtigen

Unteroffizier, und statt zu seiner eintönigen, schweren Maschinenarbeit zurückzukehren, gründet er sich im neuen Beruf eine, wenn auch vielleicht bescheidene, so doch ehrenvolle und tüchtige Existenz.

Und ich sehe sie die Elstergasse hinunterschreiten, diese jungen, neuen Soldaten, und blicke ihnen lange nach, bis sie an der Biegung der Straße verschwinden:

Wir wollen euch zu braven, deutschen Männern erziehen, euch kräftigen an Leib und Seele. Ihr sollt nicht stumpfe Knechtsinntiere werden, gedrillte Gehorsamsfurchtsame, wir streben danach, aus euch geweckte, fröhliche Soldaten zu machen, die sich nicht fürchten vor dem Vorgesetzten, sondern deren Ehrgeiz es ist, daß unser Regiment als eines der besten in der Armee genannt werde.

So sind wir Offiziere und Unteroffiziere, die wir die Lehrmeister sein müssen, von unserem Kommandeur erzogen. Und daß er nicht auf dem falschen Wege ist, beweist die letzte Manöverkritik des kommandierenden Generals, der zu ihm sagte:

— Herr Oberstleutnant von Romannshof, es ist eine Freude, Ihr Regiment zu sehen! Die Kerls sind immer da, wo man sie braucht!

Oder wie das „lange Regiment", Sergeant Kurz, es ausdrücken würde:

— Bei uns „Elsterkosacken" haut's! Amen.

IV.

Secondleutnant Graf Pfaffenberg.

Der „Pfaff“ ist zwar ein um eine ganze Reihe von Jahren jüngerer Offizier als ich, aber eigentlich steht er mir von allen den lieben Kerls im Regiment am nächsten.

Wie das so oft geht, mochten wir uns zuerst gar nicht. Mit der Zeit sind wir einander nähergekommen. Ja, ich glaube sogar, im Anfang, als der Pfaff noch Fähnrich bei meiner Schwadron war und mir seine Ausbildung überwiesen worden, da hat er mich oft im stillen verwünscht und verflucht, denn ich schenkte ihm nichts, obwohl ich sonst grundsätzlich gegen unseren Nachwuchs so liebenswürdig bin, wie nur möglich.

Ich weiß selbst zu genau, wie es thut, harte Vorgesetzte zu haben ohne Verständnis für die Jugend.

Aber freilich der Pfaff trieb es etwas toll, und wir alle haben immer gefürchtet, es möchte vor dem Offizierwerden noch etwas geschehen, was es dem Kommandeur unmöglich machte, ihn zur Wahl für das Avancement vorzuschlagen.

Nun ist alles gut abgelaufen. Ein paar Jahre trägt

er ſchon die Achſelſtücke, und der wilde Moſt hat ſich tüchtig geklärt, wenn der Pfaff auch immerhin noch ein lockerer Vogel geblieben iſt. Doch es ſcheint ohne Zweifel, daß in ein paar Jahren vielleicht ein guter, reiner Wein zu erwarten ſteht.

Ich denke an den Tag, an dem ihn der Kommandeur zum erſtenmal mit ins Kaſino brachte, um den neuen, jungen Avantageur, den er angeworben, dem Offizierkorps vorzuſtellen. Der blonde, hochaufgeſchoſſene Jüngling von vielleicht zwanzig Jahren, der uns als „Graf Pfaffenberg" genannt wurde, hatte nicht das Benehmen das, wie man immer meint, einem jungen Manne zukommen müſſe oder gut ſtehe, der zum erſtenmal die Bekanntſchaft ſeiner geſamten künftigen Vorgeſetzten macht.

Von dem ein wenig verlegenen, unentwickelten, wie man das in ſolchen Fällen gewohnt iſt, war keine Rede. Der Pfaff benahm ſich ſchon damals wie heute, ganz ungezwungen, als ob es das natürlichſte Ding von der Welt ſei, daß er hierher gekommen und in vier Wochen bei unſerem Regiment eintreten werde.

Ich war als einer der jüngeren Offiziere bei Tiſch neben ihn geſetzt worden. Der Kommandeur wollte wiſſen, wes Geiſtes Kind der Neuling ſei, ob er in Manieren und Anſchauungen in unſer Regiment paſſe.

Seine Manieren waren tadellos, ſeine Anſchauungen ſo unmilitäriſch, wie nur irgend möglich. Das hatte ich nach fünf Minuten herausbekommen. Er betrachtete den Dienſt und das Dienen offenbar rein als Spielerei.

Aber wie ändern ſich nicht Menſchen und Anſichten im Laufe der Zeit. Und von der ernſten Seite hatte der

junge, kecke, immer fröhliche Menſch offenbar das Leben noch nicht kennen gelernt. Das alles würde ihm ſchon die eiſerne Notwendigkeit des Dienſtes bald genug zeigen und lehren. Wie manch einer, der als „Kiek in die Luft“ eintrat, war ſchon ein ganz anderer, wenn er nach den erſten Monaten Dienſt im Regiment zur Kriegsſchule ging. Faſt jeder aber kam von dort, wo der gegenſeitige Verkehr dergleichen Schwächen und Fehler untereinander verbeſſert, als Mann zurück, abgeſchliffen und gefeſtigt.

So ſagte ich denn zum Kommandeur nach dem Eſſen:

— Herr Major (damals hatte er erſt ſeit zwei Jahren das Regiment), unſer Avantageur beſitzt zwar tadelloſe Formen, iſt aber vielleicht ein wenig zu „fertig“.

Und ich bekam die Antwort:

— Schadet nichts. Ich glaube auch, er iſt noch ganz wie ein junger Hund. Aber paſſen Sie einmal auf, wenn er erſt vier Wochen ſeinen Gaul ſelber geputzt hat, was er dann für ein Geſicht machen wird. Und denken Sie mal zurück, waren Sie denn gleich Pallas Athene? Ich glaube, bei Ihnen haperte es auch wohl hier und da.

Er hatte recht mit mir. Auch ich war ein verzweifeltes Stück von einem Soldaten geweſen, und mit der Zeit bin ich doch, wenigſtens etwas, anders geworden.

Heute ſind Jahre vorüber, der Pfaff iſt zwar durch die hohe Schule des königlichen Dienſtes gegangen, aber ſo ganz verleugnet er doch ſeinen Charakter von früher nicht. Er iſt noch immer viel zu ſorglos, gleichgültig und — „naiv“ möchte man ſagen. Der volle Ernſt des Daſeins iſt ihm noch nicht verſtändlich geworden.

Zwar macht er ſeine Sache gut. Er iſt ein ſehr

geſchickter Reiter, verſteht reiten zu laſſen, giebt vorzügliche Inſtruktionsſtunden und iſt zum Felddienſt, zum Späherritt, zur Patrouille wie geboren, ſo daß er ein äußerſt brauchbarer Offizier genannt werden könnte. Aber anderes wieder fehlt ihm vollkommen. Ihm mangelt eben in jeder Beziehung das militäriſche Gefühl, ohne welches es doch nun einmal nicht geht. Er hat nicht die nötige Geduld, um mehr als ein geſchickter Reiter zu werden, nämlich ein Zureiter, wozu er doch das Zeug beſäße. Beim Felddienſt iſt er einzig in eigener Arbeit auf der Patrouille. Das ſind die Indianertugenden und Inſtinkte in ihm, die glänzend zur Bethätigung gelangen. Aber auf der Feldwache zum Beiſpiel, wo es warten heißt, leiſtet er nicht mehr, als irgend ein Unteroffizier der Schwadron.

Endlich ein Hauptmangel, an dem er faſt ſcheitern könnte: die Pünktlichkeit. Dem Pfaff fehlt jeder Sinn für Zeit.

Das iſt bei uns Soldaten beinahe unbegreiflich, eigentlich unverzeihlich, und was hat der arme, liebe, gute Kerl ſchon darüber hören müſſen. Ich bin feſt überzeugt, einem anderen hätte es wohl auch das Genick gebrochen, aber ihm kann niemand ernſtlich böſe ſein, auch die Vorgeſetzten nicht.

Und er entſchädigt dafür durch ſo viel anderes. Es iſt ja ſchließlich im Lauf der Jahre etwas beſſer geworden.

Mit einem Wort, der Pfaff paßt eigentlich nicht in den Frieden. Er iſt ein echter Kriegsſoldat. Dort wäre er am Platz. Wie kann man mehr vereinigt verlangen, als bei ihm für den jungen Kriegskavalleriſten: ein ſcharfes, ſicheres Auge und Urteil, für einen Leutnant

nicht gewöhnliches Kenntnis fremder Armeen, fließende Beherrschung von Französisch, Englisch und Polnisch, einen gestählten, unermüdlichen Körper, rücksichtslose überaus geschickte Reitkunst und Nerven wie Stahl.

Ich erinnere mich eines Biwakabends. Unser Regiment war an den Tagen vorher ganz außergewöhnlich stark angestrengt worden und der Pfaff auf verschiedenen Pferden Tag und Nacht auf Patrouille gewesen. Dazu hatte er vorher ein überaus fröhliches Manöverquartier gehabt, wo er täglich tanzen mußte.

Abends — wir gaben die Vorpostenkavallerie — fragte der Kommandeur am Biwakfeuer, einen Befehl des Divisionärs in der Hand:

— Meine Herren, es liegt Excellenz außerordentlich daran, gegen Morgen Genaueres über die feindliche Stellung zu erfahren! Ich weiß, Ihre Pferde sind abgehetzt, aber vielleicht übernimmt es einer der Herren? . . . Ich bestimme absichtlich keinen und frage lieber in Berücksichtigung des Pferdezustandes.

Alles schwieg. Jeder wartete ab. Nur der Pfaff trat plötzlich mit der Hand an der Mütze vor.

— Sie, Herr Leutnant Graf Pfaffenberg?

— Zu Befehl, Herr Oberstleutnant! Wenn ich vielleicht ein Schwadronspferd . . . meine sind . . .

Und der Kommandeur borgte ihm ein eigenes von sich.

Der Pfaff machte sich sofort auf den Weg, erst gegen fünf Uhr morgens kam er wieder. Seine Meldung war so genau, daß unser Divisionskommandeur dem Gegner an diesem Tage weit überlegen blieb.

Die ganze Art des Pfaffs erscheint nicht wunderlich,

wenn man seine Erziehung, seine häuslichen Verhältnisse kennt. Oft hat er mir von seinem „zu Haus“ erzählt, das doch eigentlich gar keines ist.

Eines Abends, es mögen nun zwei Jahre her sein, näherten wir uns. Wir waren im Kasino gewesen und gingen nach Hause. Da wir denselben Weg hatten, schritten wir zusammen. Wie es kam, weiß ich nicht mehr zu sagen, kurzum, plötzlich sprach der Pfaff von seinen Eltern.

Er war an diesem Tage in besonders weicher Stimmung, die ihn manchmal überfällt.

Am Morgen noch hatte ihn der Kommandeur wieder einmal tüchtig „hochgenommen“ wegen irgend einer Bummelei, einer Vergeßlichkeit, Unpünktlichkeit oder dergleichen.

Wie wir so still miteinander durch die mondbeschienenen Straßen gingen, auf denen vollkommene Stille herrschte, denn der Hohenseer Bürger geht mit den Hühnern zu Bett, da kam es, daß ich ihm gelinde Vorwürfe machte.

Eigentlich erwartete ich, er würde ungeduldig werden. Doch er blieb stumm. Endlich sogar fing er an, mir zu danken, daß ich ihm damals gründlich die Wahrheit gesagt, als er bei meiner Schwadron gestanden.

So gab ein Wort das andere, und schließlich erging er sich in einer Reihe von Anklagen gegen sich selbst. Doch wenn bei ihm so vieles fehle, was bei uns anderen in Fleisch und Blut übergegangen sei, meinte er, müsse man immer bedenken, daß er von niemand jene Anschauung habe erlernen können.

So hörte ich denn zum erstenmal von seiner Familie.

Seine Eltern hatten nur auf Reisen gelebt, während er Kind war. Zuerst war er immer mitgeschleppt worden, später der Sorge eines Hauslehrers überlassen und zuletzt in ein Pensionat gesteckt. Gekümmert hatten sich die Eltern niemals um ihren Sohn.

Sein Vater war der vollkommene Grandseigneur, der, allerdings reich, auf großem Fuße lebte. Ein Bayer von Geburt und katholisch, hatte er, als päpstlicher Kammerherr, seine Mutter in Rom kennen gelernt und geheiratet. Sie war Polin, eine geborene Gräfin Liepolska.

Von ihr empfing er wohl viele seiner besten Gaben: sein Sprachtalent, seinen leichtfassenden Verstand, aber auch manchen seiner Fehler: die Oberflächlichkeit der Lebensanschauung, den mangelnden Ordnungssinn und die Unzuverlässigkeit.

Es war schon sehr spät geworden an jenem Abende, da er mir das alles erzählte, aber wir fanden kein Ende. Immer schritten wir zwischen unseren beiden Wohnungen, die nicht allzu entfernt von einander lagen, auf und ab, während er mir sein Herz ausschüttete.

Seit jener Unterredung nennen wir uns „Du".

Kurze Zeit darauf ist seine Mutter gestorben. Er war nicht sonderlich traurig und ergriffen, er kannte sie ja kaum. Damals gestand er mir, daß er ihr gegenüber immer die Empfindung gehabt habe, als schäme sie sich seiner, denn es paßte der eitlen Frau nicht, schon einen erwachsenen Sohn zu besitzen.

Heute nun ist der Pfaff bei mir gewesen, den ganzen Abend, und wir haben über seine häuslichen Verhältnisse gesprochen.

Er bezieht nämlich, wie wir alle, einen Zuschuß, denn die Anforderungen an Pferden, Uniformen und Lebensbedingungen machen es natürlich vollkommen unmöglich, ohne väterliche Beihilfe oder Vermögen auszukommen.

Der Kommandeur verlangt monatlich mindestens hundertundfünfzig Mark zugesagt.

Der Pfaff erhält bedeutend mehr. Sein Vater pflegt es ihm vierteljährlich zuzuschicken, einmal aus Rom, dann wieder ans Wien, Kairo oder Paris.

Am 1. Oktober war die Vierteljahrsrate fällig, aber bis heute ist noch kein Geld eingetroffen.

Der Pfaff hat zweimal nach Cannes telegraphiert, wo wie er glaubt, sich sein Vater augenblicklich aufhält, doch ohne Erfolg.

Da hat sich denn der arme Kerl an mich gewendet, damit ich ihm aushelfen soll, denn Ersparnisse hat er natürlich früher nicht gemacht.

— Es ist doch toll von meinem Alten, mich so sitzen zu lassen! sagte er mir.

Und ich sprach ihm meine Verwunderung darüber aus, daß nicht irgend eine Bank mit den Geldsachen beauftragt worden sei.

Der Pfaff schüttelte den Kopf:

— Das habe ich Papa so oft geschrieben, aber er antwortet nur, ich solle doch froh sein, daß ich soviel Geld erhielte, wie ich bekomme. Manch einer wäre glücklich mit einem Zehntel dessen. Wie viele müßten sich durchschlagen, mit keinem Pfennig Zuschuß bei der Infanterie, und die brächten es auch fertig. Ich solle Gott danken,

daß er mich in ein so schönes Regiment gethan. Ja, aber ich habe das ja gar nicht verlangt. Natürlich bin ich froh, in unserem Regiment zu sein, aber wenn ich hier bin, muß ich auch die Mittel dazu haben, sonst muß ich ja Schulden machen.

Das gab den Anlaß zu fragen, ob er denn Schulden habe, aber er beruhigte mich darüber, beim Schneider habe er wohl Außenstände, doch in der „Kleiderkasse" des Regiments so viel gut, daß jene Summen gedeckt würden.

Als wir uns trennten, sagte der Pfaff noch, der mir heute ungewöhnlich ernst erschien:

— Das eine ist nur traurig: ich glaube, mein Alter hat's manchmal selbst nicht. Er schreibt niemals was darüber, ich habe aber so meine Bemerkungen gemacht . . . ein andermal erzähle ich Dir . . . ich weiß nicht, was werden soll.

Dann ist er gegangen, ganz langsam die Treppe hinunter, nicht drei Stufen auf einmal nehmend, wie gewöhnlich. Und auf der Straße, als ich ihm nachblickte, schritt er bedächtig, den Kopf gesenkt.

Gar nicht der fröhliche Pfaff, wie wir ihn sonst kennen.

V.

Feldbienstübung.

Der Kommandeur hat für heute eine kleine Übung im Regiment angesetzt. Da nur die alten Leute zur Verfügung stehen, so sind zwei kombinierte Eskadrons aufgestellt worden, zu denen sämtliche Schwadronen Mannschaften beigesteuert haben.

Auf der einen Seite führt Rittmeister Bucher, auf der anderen Rittmeister von Ybbs.

Im stillen grollt letzterer darüber, daß er gerade Rittmeister Bucher, dem vielgeprüften Generalstäbler, gegenübergestellt worden ist. Ich glaube, er möchte es lieber mit dem jüngsten Eskadronchef Rittmeister von Pernegg zu thun haben. Dem fühlt er sich mehr gewachsen.

Aber unser Oberstleutnant hat ihm nun einmal den Gefallen nicht gethan.

Das ganze Offizierkorps ist zur Übung befohlen. Die Zuschauer in Mütze.

Eingetreten sind bei der Eskadron Bucher: Premierleutnant von Holtitz und die Secondleutnants Freiherr

von Zwett, Graf Pfaffenberg und von Floß, bei der Eskadron Ybbs: Premierleutnant Griesbach von Osterhofen, Secondleutnant von Auerschütz, von Ganacker und Lüders.

Der etatsmäßige Stabsoffizier, Major Freiherr von Kirch zu Parkstetten leitet die Übung.

Er hat sich Premierleutnant von Treuen als Ordonnanzoffizier oder sozusagen Adjutanten mitgenommen. Für den hat er eine ganz besondere Vorliebe. Wenn es nach ihm ginge, würde seinerzeit nicht ich Adjutant geworden sein, sondern Treuen, der allerdings viel mehr zu dieser Stelle mitbringt als ich.

Treuen, seit seinen ersten Leutnantsjahren schon „Ehekrüppel" — wie Zwett sagt, der die Ansicht vertritt, daß ein rechter Reitersmann eigentlich nur mit seinem Pferde verheiratet sein dürfe — ist ungeheuer zuverlässig, nie aus seiner Ruhe zu bringen. Ich glaube, es könnte ganz Hohensee in Flammen stehen und Treuen würde nicht seine Gelassenheit verlieren. Aber vielleicht fehlt ihm doch ein wenig die Entschlußkraft, und mit unserem Kommandeur, dessen hervorstechender Zug Schnelligkeit im Handeln und Schlagfertigkeit ist, würde „die brave Treue" schweren Stand haben.

„Treue" und zwar „die Treue", anders habe ich ihn nämlich niemals nennen hören, seitdem ich im Regiment bin. Es ist ja auch so bezeichnend für ihn.

Der Etatsmäßige ist sehr lebhaft. Die Gegensätze ziehen sich an.

Schon früh am Tage sind die beiden ausgerückt. Ich sehe sie von meinem Fenster aus, den Berg nach der Kaserne hinauf reiten.

Der Major ſitzt auf ſeiner Rappſtute. Sie iſt eben ſo nervös wie ihr Herr und zappelt beſtändig, da ſie von ihrem Reiter zur Beruhigung immerfort kleine Paraden bekommt.

„Die Treue“ reitet ihre brave Charge, einen kalten Oſtpreußen, den keine wehende Wäſche am Wege ſtört, den kein Eiſenbahnzug erſchreckt, dem ein Baugerüſt vor der Naſe einſtürzen könnte, ohne die geringſte aufregende Wirkung.

Der Major iſt lang und ſchmal, ſein Ordonnanzoffizier kurz und gedrungen. Der Etatsmäßige geſtikuliert heftig. Die „Treue“ bleibt unbeweglich.

Kaum ſind ſie verſchwunden, ſo muß auch ich fort, um den Oberſtleutnant abzuholen.

Er wohnt auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt, da er der Anſicht iſt, daß der Regimentskommandeur nicht fortwährend hinter den Schwadronen her ſein dürfe, ſondern die Einzelheiten den Rittmeiſtern zu überlaſſen habe, und nur manchmal: „Dazwiſchen fahren wie's Donnerwetter!“

Ich finde ihn ſchon zu Pferde vor ſeiner kleinen Villa.

— Ich wollte Ihnen immer entgegenreiten. Ich habe die Abſicht, dem Ausrücken der Südpartei beizuwohnen. Nämlich Rittmeiſter von Ybbs. Iſt der Major ſchon fort?

— Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant, eben ritt er nach der Kaſerne.

Der Kommandeur wendet ſein Pferd und wir verlaſſen die Stadt. Die „Eiche bei Frohdorf“ iſt unſer Ziel. Dort iſt der Verſammlungsort der Südpartei.

In unserer Gegend haben alle Punkte, die besonders auffallen, weit sichtbar sind, und sich daher zum Orientieren eignen, ihre Namen bekommen, die den Rekruten genau so eingeprägt werden, wie die Dörfer. So haben wir: Das „Signal (das trigonometrische) vom Hutberg", die „Esse bei Leiseritz", dann den „Kirchturm von Bockau".

Schon von weitem sehen wir an der „Eiche bei Frohdorf" einzelne Pferde. Die Eskadron ist wahrscheinlich hinter einem Erdwall versteckt.

Rittmeister von Ybbs kommt uns zur Meldung im Galopp entgegen. Der große Mann mit dem etwas kommissisch spitz gedrehten Schnurrbart und den unter den Schuppenketten der Czapka nach vorn gebürsteten „Sechsern" der Schläfenhaare, macht sofort den Eindruck von übertriebenem Diensteifer.

Der Kommandeur dankt und bittet fortzufahren. Ybbs ist nämlich gerade dabei, seinen Leuten die der Übung zu Grunde liegende Idee klar zu machen. Es handelt sich um eine Fouragierung jenseits des Lindackerkanals, der sich von der Elster abzweigt.

Die kombinierte Schwadron hält in Zugskolonne abgesessen. Die Leute sind an die Pferde gerufen in „Rührt Euch."

Rittmeister von Ybbs ist gerade bei der Spezialidee, die er vom Papier ablieſt.

Die Offiziere, seitwärts herausgetreten, stehen im Halbkreis um den Erklärenden, wobei sie seine Ausführungen auf der Karte verfolgen.

Ruhig zuhörend halten wir daneben. Ich habe das

Notizbuch zur Hand, um sofort einzelne Bemerkungen machen zu können, die ich vom Kommandeur erhalte.

Auerschütz wird ein besonderer Auftrag gegeben. Er bekommt mit vier Pferden eine Offizierspatrouille. Sofort rückt er ein Stück mit seinen Ulanen heraus und läßt sich von Rittmeister von Ybbs den Rekognoszierungsauftrag wiederholen. Dann wird noch ein Sergeant mit einer Patrouille auf einer anderen Straße entsandt.

Die beiden dürfen abgehen.

Der Übungsbeginn für die Schwadron ist zehn Minuten später, so lange haben wir noch Zeit. Rittmeister von Ybbs ist sehr erregt und läuft, nervös den Schnurrbart kauend, neben der abgesessenen Eskadron auf und ab. Er bleibt ab und zu stehen und klappt noch einmal die Karte auseinander, um einen Blick hinein zu werfen. Absichtlich spricht der Kommandeur nicht mit ihm. Stumm blickt er nur nach der Uhr und raunt mir zu:

— Wir warten noch hier, bis es so weit ist. Mir liegt gerade daran, die Art und Weise des Abreitens zu sehen.

In diesem Augenblick quiekt irgend ein Gaul, der sich wahrscheinlich mit einem anderen gebissen hat und man hört ein „Au".

— Was ist da wieder los? In welchem Zuge war das eben?—fährt Rittmeister von Ybbs auf.

Ein Moment herrscht Stille. Die vier Zugführer forschen nach dem Grunde des Lärms. Der Vizewachtmeister im ersten Zuge, den er für Auerschütz übernommen, Lüders im zweiten, Griesbach im dritten und Ganacker im vierten. Endlich tritt Leutnant Lüders, die Hand an der Czapka, ein wenig vor:

— Im zweiten Zuge, Herr Rittmeister!

Rittmeister von Ybbs fragt ärgerlich:

— Was gab es denn schon wieder?

— „Ziethen" hat „Erika" gebissen. „Erika" nach ihm geschlagen und Gefreiten Knöfel getroffen. Aber es ist weiter nichts.

Der Rittmeister fängt an zu brummen, zu schimpfen und stellt fest, daß es Ulan Drobisch gewesen, der den „Ziethen" ohne Aufsicht ließ, so daß dies hat passieren können.

Dann wendet er sich gegen Lüders:

— Herr Leutnant Lüders, ich muß aber wirklich bitten, daß Sie in Ihrem Zuge besser Ordnung halten. So etwas darf nicht vorkommen, wie mit dem Ulan Drobisch. Wachtmeister, schreiben Sie den Mann auf!

Lüders legt ruhig die Hand an die Czapka. Aber sein Gesicht verrät deutlich den Ärger, denn er kommt wirklich unschuldig zu dieser Erinnerung.

Inzwischen ist die Zeit des Übungsbeginnes schon herangerückt und der Kommandeur, der diese kleinlichen Nörgeleien in solchen Augenblicken nicht leiden kann, ist schon ziemlich unruhig geworden.

Endlich ist Rittmeister von Ybbs fertig und sieht nach der Uhr. Es ist $^1/_2$ Minute zu spät. Ein wenig betroffen streift er den Kommandeur mit dem Blick, sitzt schnell auf und dann kommt sein kurzes, scharfes, wie abgehacktes Kommando:

— An die Pferde — Aufsitz .... eeen.

Darauf „avertiert“ er, da die Eskadron in „Inversion“ steht, das heißt der erste Zug hinten:

— Der vierte Zug Avantgarde. Herr Leutnant von Ganacker, ich bitte anzutraben!

Und Ganacker, der schon vorher eine Spitze, Verbindungsmann und Seitenpatrouille abgeteilt, befiehlt das Abreiten der einzelnen Leute in Ruhe. Er folgt selbst.

Rittmeister von Ybbs zerrt ungeduldig an der Kandare, so daß sein brauner Wallach zurücktritt und treibt Ganacker ganz unbegründet zur Eile an:

— Herr Leutnant von Ganacker, bitte etwas schnell!

Der Kommandeur beugt sich zu mir und sagt leise:

— Notieren Sie: „Mehr Ruhe!“

Währenddessen ist der vierte Zug weit genug vorgerückt und der Rittmeister befiehlt:

— Eskadron zu zweien rechts brecht ab — Terrrab! Vizewachtmeister der erste Zug läßt eine Nachspitze zurück!

Wir warten bis die Schwadron die Straße gewonnen hat, dann folgen wir in kurzem Trabe.

Unterwegs stoßen die Zuschauer zu uns, die von der Reitbahn der 1. Eskadron kommen, von wo aus Rittmeister Bucher abgerückt ist. Es sind die Rittmeister von Ried, Graf Kalmünz, von Pernegg, Premierleutnant von Domani I und die Secondleutnants von Dittmann und Kürschner, sowie der „ungläubige Thomas“ und „Otto“.

Rittmeister von Ried setzt sich sofort neben den Kommandeur, der ihm die Hand über den Sattel giebt. Da bleibe ich denn etwas zurück mit den anderen.

Ried ist unser ältester Eskadronchef, ein großer Mann mit dunkelblondem, starkergrautem Haar und Vollbart, der

am Kinn ausrasiert ist. Sein Gesicht ist leicht gerötet, seine Augen blau und gutmütig. Er verfügt über eine mehr als gewöhnliche Kraft. Er ist ein guter Reiter, der vielleicht nur seine Pferde ein wenig zu sehr „hinten heruntersetzt.“ Er hat etwas ungemein ruhiges und sicheres. Da er seine Schwadron nun schon zehn Jahre führt, so ist er ein bißchen schwadronsmüde. Seine Beförderung zum Major wird wohl im Frühjahr erfolgen.

Rittmeister von Pernegg ist das reine Gegenteil und sehr thatendurstig. Er hat dieses Frühjar erst seine Schwadron bekommen. So fehlt ihm allerdings noch die Übung in der neuen Stellung, umsomehr, da er die letzten beiden Jahre vor seiner Ernennung zum Rittmeister nicht in der Front war, sondern in der Türkei kommandiert bei der Neuorganisation der Kaiserlich Ottomanischen Reiterei.

Ich unterhalte mich mit ihm und Domani während des Rittes. „Otto“, Kürschner und der „ungläubige Thomas“. der jüngste Ehemann des Regiments, obwohl er noch kaum den Ansatz eines Schnurrbärtchens hat, bleiben hinter uns.

— Wo hat denn Ybbs Patrouillen hingeschickt? fragt mich Rittmeister von Pernegg.

— Auf der Straße nach Dornbusch und auf der nach Obersimmelsbach!

— Hat er noch Flaggeneskadrons?

Ich kann ihm darauf noch nicht antworten, denn ein paar Flaggeneskadrons (durch je eine weiße Flagge wird eine Eskadron markiert), die später zu Rittmeister von Ybbs stoßen sollen, sind „geheim.“ Auch die Zuschauer dürfen

nichts davon wissen. Der Kommandeur wünscht es nicht, damit die Sache so kriegsmäßig wie möglich gehandhabt werde.

Ununterbrochen in gleichmäßigem Trabe geht so der Vormarsch weiter. Ein scharfer Wind hat sich plötzlich aufgemacht und bläst uns entgegen, so daß wir den Kopf senken und die Unterhaltung erstirbt.

Vor uns sehen wir die Eskadron traben, rechts und links die Moor- und Heidestrecken, die weiten, umgearbeiteten Felder der Elsterniederung. Es macht den Eindruck, als müsse man auf viele Kilometer weit jedes Pferd und jeden Mann erblicken können, der sich uns nähert. Aber die Gegend täuscht ein wenig, denn wir haben, vor allem drüben auf dem nördlichen Flußufer, eine große Anzahl von tief eingeschnittenen Wegen, an den Rändern noch dazu mit niedrigen Sträuchern bewachsen, so daß sehr wohl eine feindliche Patrouille gedeckt vorgehen kann und die Schwadron Ybbs beobachten, die gezwungen ist, auf weithin sichtbarer Straße zu marschieren.

Da setzt der Kommandeur sein Pferd in Galopp. Schnell folge ich ihm. Wir lassen die übrigen Herren zurück.

— Guten Morgen, Egestorff! — ruft mir noch Rittmeister von Rieb nach, der mein besonderer Gönner ist. Ich habe mehrere Jahre bei seiner Schwadron gestanden, ehe ich Adjutant wurde. Ich verdanke diesem praktischen, vorzüglichen Soldaten eine Menge für meine Laufbahn.

Wir galoppieren an der Schwadron vorüber, die in der Kolonne trabt.

— Rechts halten! — tönt der Ruf von hinten nach der Tete, den die Zugführer aufnehmen.

Der Kommandeur hat zu tadeln, daß Rittmeister von Ybbs nicht weit genug vorn sei, wo er die Meldungen schneller bekäme und besseren Überblick hätte. Ich muß mir die Bemerkung für die Kritik aufschreiben, so gut wie es eben während des Rittes gehen will.

Nun nähern wir uns dem Lindackerkanal, der von der Elster abgeht in den Spreewald hinein.

Dort liegt, wie ich weiß, Rittmeister Bucher im Hinterhalt. Seine Aufgabe ist es, den Übergang zu verhindern.

Kurz vorher sendet Rittmeister von Ybbs Leutnant Lüders vor, um die Passierbarkeit der Übergänge zu erkunden.

Die Eskadron geht in Schritt.

Rittmeister von Ybbs ist empört, daß noch immer keine Meldung eingelaufen ist, weder von Auerschütz noch von dem Sergeanten.

Wir beobachten Lüders, der mit dem Säbel ein abwehrendes Zeichen macht und auf der Brücke über den Kanal vor uns umkehrt, um auf dem diesseitigen Ufer am Wasser hin zu galoppieren.

Lüders hat einen Ulan mit der Meldung zurückgeschickt:

— Die Kanalbrücke ist durch ein Strohseil gesperrt.

Sofort verbessert der Kommandeur, aber nur leise für mein Notizbuch:

— Kriegsmäßiger ausdrücken. „Strohseil" nur Friedenshilfsmittel, um Unwegbarkeit zu bezeichnen.

Die Eskadron biegt links ab und trabt am Kanal hin, einen Übergang zu suchen.

Inzwischen sind die Zuschauer vorgekommen und halten sich dicht hinter uns. Während wir in starkem Trabe vorgehen, erscheint plötzlich der Etatsmäßige mit der „Treue“ in unserem Rücken. Er begrüßt den Kommandeur:

— Ich wollte doch auch mal auf der Südpartei nach der Gefechtslage sehen!

Rittmeister von Ybbs kommt der Neueingetroffene gar nicht gelegen. Umsomehr, da ihn der Etatsmäßige fragt, wen er als Patrouille geschickt und wohin und ob er denn noch immer keine Meldung erhalten. Ybbs verneint kopfschüttelnd.

— Es ist aber auch wirklich unglaublich, daß noch keine Meldung da ist. Der Arme hat Pech damit! — sagt Rittmeister von Ried zu mir.

Ich kann es nicht unterlassen, einzuwerfen:

— Aber Herr Rittmeister, im Felde kommen doch nicht unbedingt Meldungen. Das ist doch ganz kriegsgemäß so!

Er giebt es zu und lächelt, seine Mütze verschiebend, um sich das ergraute Haar zu reiben. Endlich hat er es gefunden und platzt heraus:

— Donnerwetter, das ist wohl Absicht, um Ybbs in Verlegenheit zu setzen?

Ich nicke nun ebenfalls lächelnd.

Und Minute auf Minute verrinnt, ohne daß eine Meldung eintrifft.

Der Wind hat sich inzwischen gelegt und die Wolken, die am Himmel standen, haben sich so ziemlich verzogen, nur im Südosten über Hohensee lagern sie noch in dicker

Wand. Die Sonne lacht herab, angenehm wärmend am kühlen Herbsttage.

Wir nähern uns einer Brücke über den Lindackerkanal an einem mächtigen, einsamen Bauernhaus mit strohgedecktem Riesendach, das sich so tief herabsenkt, als ob es verrutscht wäre und nun drohte, jeden Augenblick herunterzufallen. Lüders ist mit seinen Leuten auf der Brücke und winkt, die Luft sei rein.

Die Eskadron biegt ein zum Wege.

Da fallen plötzlich Schüsse aus dem Bauernhaus.

Man sieht ein paar Czapkas mit weißen Überzügen, also ist der Übergang durch abgesessene Kavallerie besetzt.

Lüders mit seiner Patrouille macht kehrt und will zurück, da das Feuer ziemlich stark ist, doch als er das Galoppsignal der Eskadron hinter sich hört, das Rittmeister von Ybbs hat blasen lassen, wendet er von neuem sein Pferd und jagt über die Brücke.

Eine Salve empfängt ihn jedoch. Er fliegt am Bauernhaus vorbei auf der Straße weiter, und Ybbs läßt das Signal „Aufmarsch" geben.

Ein wildes Reiterbild entwickelt sich. Die Eskadron ist noch etwa hundert Meter vom Defilee. Man hört die Kommandos der Zugführer:

— Links marschiert auf — stär . . k . . e . . r . .

Und während die vordersten vier Mann eines jeden der Züge das angeschlagene Galopptempo einhalten, jagen die übrigen links heraus, und schwenken zu zweigliedriger Linie ein, getrennt vom vorderen Zuge nur durch den Zwischenraum, den der Zugführer allein reitend einnimmt.

Eine Staubwolke steigt auf.

Kurz vor der Brücke hebt Rittmeister von Ybbs den Säbel. Er hat sich vor den Avantgardenzug gesetzt, der sich von der Schwadron aufnehmen ließ und kommandiert:

— Zur Attacke. — Lanzen gefällt!

Aber kein „Marsch Marsch", da bei solchen Übungen der Pferdeschonung halber nicht zur Karriere übergegangen wird. Die ganze Schwadron legt die Lanzen ein.

Donnernd tönt dreimal der fröhliche Ruf, mit dem wir Reitersleute in den Feind stürmen:

— Hurra! Hurra! Hurra!

Man hört noch beim Durchreiten der nicht allzubreiten Brücke die Zugführer: — Flügel abbrechen! — rufen. Dann erstirbt alles in einem unaufhörlichen Karabinergeknatter aus dem Bauernhause. — —

Der Kommandeur, der Etatsmäßige, die „Treue" und ich, und die Zuschauer sind zurückgeblieben. Unter der mächtigen Staubwolke, die sich erhoben, verbirgt sich noch die Schwadron.

Der Kommandeur ist der erste, der spricht:

— Na, das war doch wenigstens ein Entschluß!

Er fragt den Major, mit wieviel Mann Rittmeister Bucher das Defilee besetzt und er erhält die Antwort, daß sechzehn Karabiner gefeuert.

Der Oberstleutnant sagt abwartend:

— Und sind Sie denn der Ansicht, daß er das Defilee erzwingt?

— Gewiß, Herr Oberstleutnant, aber auf der anderen Seite erwartet ihn hinter der Bodenwelle am „alten Brunnen" — —

Wir verstehen nicht, was Major von Kirch mit „alten Brunnen“ meint. Die erstaunten Gesichter rundum lassen ihn seinen Fehler bemerken. Er hat in seiner Nervosität und Hast, mit der er spricht, an einen ähnlichen Fleck gedacht, bei seiner ehemaligen Garnison Rattenbüttel in Holstein, wo er als Rittmeister bis vor zwei Jahren gestanden.

Die Treue verbessert mit größter Ruhe laut:

— „Am Pfuhle“, Herr Major!

Und der Etatsmäßige wiederholt:

— „Am Pfuhle“ erwartet ihn . . . . .

Doch schon hat sich der Kommandeur in Galopp gesetzt und folgt der Eskadron über die Brücke.

Wir alle nach bis auf Rittmeister von Ried, der sich die Sache von hier aus ansehen will:

— Sie kommen ja doch wieder zurück; den Türken kenne ich, — brummt der alte Praktikus.

Und richtig, drüben ist hinter dem Bauernhaus am Pfuhl, die von der Attacke über die Brücke ein wenig gelockerte Schwadron sofort von Rittmeister Bucher mit dem Rest seiner Leute angefallen worden. Die Warnung des vorausgejagten Lüders kam zu spät.

Mit dem für die Übungen vorgeschriebenen Gefechtsabstand halten die Eskadrons voneinander. Die Eskadronsführer an der Spitze mit gesenktem Säbel, da sie sich gegrüßt.

Keiner von beiden will weichen.

Die Schwadron Bucher steht tadellos da, wie eine Mauer, die andere ordnet sich noch schnell.

Der Etatsmäßige fällt die Entscheidung, daß, da

nur etwa 36 Schuß abgegeben, die Eskadron Ybbs das Defilee, wenn auch mit Verlust, genommen habe, jedoch vor der Attacke der Rest-Eskadron Bucher zurückzugehen habe.

Ybbs macht ein etwas finsteres Gesicht, während er durch Säbelheben und Beinlängssenken salutiert. Rittmeister Bucher verzieht keine Miene.

Im Trabe geht die Südpartei zurück, am Haus vorbei über die Brücke, an der Rittmeisters von Ried vergnügt schmunzelnd hält.

Wir erwarten natürlich, es werde eine Verfolgung von seiten des Rittmeisters Bucher eintreten. Aber nichts dergleichen. Er bleibt halten.

Und er hat recht, denn die „Treue" ist auf Befehl des Etatsmäßigen zurückgeritten über die Brücke und kommt aus einem vielleicht sechshundert Schritt entfernten Gehölz mit zwei weißen Flaggen, die zwei Eskadrons bedeuten, der Schwadron Ybbs zu Hilfe.

Rittmeister Bucher läßt sofort die ganze Eskadron zum Gefecht zu Fuß absitzen und besetzt die Brücke. Er hat den Befehl erhalten: „unter allen Umständen der Südpartei den Übergang zu verwehren."

Doch die langgezogenen Töne des Signals „Das Ganze halt" beenden die Übung. Ybbs kommandiert mit seiner knurrigen Stimme:

— Fertig zum Absitzen — Abgesessen — Zum Lanzen einstecken — Lanzen — ein — Rührt euch!

Und der Ruf erschallt:

— Die Herren Offiziere!

Aber eine Kritik findet nicht an die Übung an-

ſchließend ſtatt, ſondern wir werden alle auf eine halbe Stunde nach dem Einrücken zur Beſprechung der Übung ins Kaſino befohlen.

Ybbs iſt beſorgt um ſeine Patrouille:

— Herr Major, Leutnant von Ganacker iſt noch auf Patrouille!

Der Etatsmäßige lächelt:

— Er iſt ſchon zu Haus. Ich habe Ihre beiden Patrouillen außer Gefecht geſetzt und nach Hauſe geſchickt, als „unterwegs weggeſchoſſen".

Ybbs, der mit dem Major immer kleine Häkeleien hat, wendet ein:

— Ich nahm nicht an, daß gleich beide .....

Aber der Kommandeur macht der Unterhaltung ein Ende:

— Meine Herren, wir werden uns im Felde mehr als einmal ohne Meldung behelfen müſſen. Dieſe prompte Melderei iſt nichts als ein verzerrtes Friedensbild.

Dann dankt er.

Beim Nachhauſeritt bleibt der Oberſtleutnant bei der Schwadron Bucher, ſo kann ich mit dem Pfaff ein paar Worte wechſeln. Er fragt mich:

— Haſt Du ſchon bemerkt, wie verſchieden die Eskadrons ſind?

— Wie meinſt Du das?

— Nun, jede Eskadron hat ihre Phyſiognomie für ſich, möchte ich ſagen, und jeder einzelne Kerl ebenſo.

— Ich verſtehe Dich nicht.

— Na alſo, wenn Du einen Ulan ſiehſt, der mißmutig, gedrückt, immer ſchlechter Laune ſcheint, dann ſteht

er gewiß bei der vierten, bei Ybbs. Bei der zweiten ſind ſie alle flott, verhauene Jungens und gute Reiter, wie ihr Rittmeiſter Kalmünz. Dann bei uns haben die Kerls was Sicheres, Fröhliches, ſind tadellos in Inſtruktion und famos im Felddienſt. Du haſt es ja geſehen heute!

Er hat recht der Pfaff. So iſt's. Nun fehlen noch zwei Eskadrons, die dritte (Pernegg) und die fünfte (Ried):

— Und, Pfaff, die beiden anderen?

— Dritte ſo Mittelgut! Von allem was. Und bei der fünften iſt alles Ried: ſichere Ordnung, ſtrenge Zucht. Alles gut. Rieſig abgeſchliffen. Alles! Und vor allem nie Keilerei und Schweinerei.

— Und wenn Du eine Schwadron hätteſt?

Er denkt einen Augenblick nach, dann ſagt er halb traurig, halb lachend:

— Ich kriege keine. Ich würde doch den Anſchluß dazu verpaſſen!

VI.

Die Kennels.

Wir haben mit den 13. Küraſſieren (Weißbrodt), 26. Huſaren (Prinzhorn und Löningen) und 31. Dragonern (Preußiſch-Gutſtadt) gemeinſchaftlich eine Meute zur Hetzjagd.

Sie iſt auf einem Waldvorwerk des Herrn v. Lock, unſeres Gutsnachbarn, untergebracht, und Premierleutnant von Domani I, der in Hannover bei der Meute des Königlichen Militärreitinſtituts Piqueuroffizier geweſen iſt, hat die Oberleitung.

Durch den Hohenſeer Stadtforſt iſt in anderthalb Stunden das „Vorwerk", wie der Unterkunftsort der Hunde, die „Kennels" von uns kurz genannt werden, zu erreichen. Freilich muß man nicht blos Schritt reiten, ſondern ſogar ein paar kleine „Kanter", Galopps von zehn Minuten, einlegen.

Ich ſchließe mich heute nachmittag Domani an, der zum „Vorwerk" hinaus muß.

Die Herbſtſonne ſtrahlt matt vom Himmel, ſo daß es ein köſtlicher Ritt wird. Zuerſt Schritt bis etwa einen

Kilometer über die Stadt hinaus, auf der Chauſſee. Dann ſchlagen wir Waldwege ein durch den gelbbraunen Hochwald, der majeſtätiſch rauſcht, wenn der leiſe Wind, der ſich aufgemacht, durch die Blätterkronen ſtreicht.

Es reitet ſich ſo ſchön im Walde. Wie viele freilich fühlen das nicht, ahnen es nicht einmal!

Domani hat mir ein Pferd geborgt, da meine Tiere heute Morgen ſchon alle draußen geweſen ſind. Es iſt eine kleine, engliſche Cobſtute, wundervoll geritten, wie jeder Gaul, den er einen Winter im Stall gehabt hat. Die kleine Braune ahnt jede Hilfe, und da ſich bei uns Reitern, wenigſtens wenn wir ein paar Jahre beim Handwerk ſind, ganz unwillkürlich jeder Wunſch im Sattel in die nötige Hilfe umſetzt, ſo fängt auch ſchon die kleine Stute an zu galoppieren, ſobald ich nur daran denke.

Die Schneiſe, auf der wir ſind, iſt ganz ſchmal, ſo daß wir hintereinander reiten müſſen. Ich habe die Führung. Mit langen Zügeln, knapp anſtehend, geht es über den Boden hin. Ab und zu ſtreift mich ein überhängender Zweig, daß ich mich ein wenig bücken muß. Ich habe die Füße ganz durch die Bügel geſteckt neige mich eine Spur vorn über und vergrabe die linke Hand in der Taſche, nachdem ich die Zügel zur Abwechslung einmal rechts genommen. Die Sonne ſcheint mir wohlig auf den Rücken.

Ganz gleichmäßig hält das kleine Pferd ſeinen Sprung ein.

So müßte man ſtundenlang galoppieren können, wenn nicht die Kräfte des Gaules auch ihre Grenzen hätten.

Wir ſprechen kein Wort, wie auf Verabredung.

Nur den Rappen Domanis höre ich hinter mir ein wenig puſten.

Endlich gehen wir wieder in Schritt.

Beim nächſten Kanter laſſe ich Domani vor, denn ſein Wallach, den er noch nicht lange beſitzt, regt ſich zu ſehr auf, wenn er nicht den Kopf vorn hat.

Nach einem weiteren, tüchtigen Galopp und einem langen Trabe nähern wir uns den Kennels. Schon von weitem hören wir das Anſchlagen der Hunde. Endlich taucht vor uns das Vorwerk auf. Es iſt ein niedriges, einſtöckiges Ziegelhaus, an das rechts und links um den Hof, der nach vorn durch ein ſtarkes Holzgitter abgeſchloſſen wird, Ställe ſtoßen.

Das Gebäude ſteht auf einer großen Waldwieſe, die ein Bach durchfließt. Unmittelbar am Hof erweitert ſich das Rinnſal zu einem kleinen Teich, ſo daß wir das nötige Waſſer in der Nähe haben. Der Teich hat mit den Ställen durch einen umgitterten Gang Verbindung und auch das Waſſer iſt umfriedet.

Unſere ganze Anlage beſitzt nur den einen Fehler, daß ſie im Walde liegt. Das iſt wegen des Wildes nicht ſehr günſtig, doch wiederum auch nicht zu ſchlimm, da unſere Gegend, durch große Mißwirtſchaft der Stadtforſtverwaltung, faſt keinen Reheſtand hat. Nur ein paar arme Haſen und Hühner kommen vor, ſowie etwaiges Wechſelwild aus dem Nachbargebiet des Herrn von Lock.

Domani knallt mit der Peitſche, als wir vor dem Thore halten, doch nichts regt ſich.

Er knallt wieder, den kurzen Stiel an der langen Schnur im Ruck abwärts ziehend. Da klirrt im kleinen

Ziegelhaus ein Fenster in der Mitte stehen
O'Donells Kopf, des S findet.
von Jahren als Hun Stallburschen
haben.

— Djäwoll, Djäw

Wir warten noch
Gitter und schließt auf.
lische Jagdhosen, die n
schließen, und eine alte

Nachdem wir ihm d
Pferde durch einen Stallb
den linken Seitenflügel, wo untergebracht sind.
Langgedehntes Heulen tönt uns entgegen. Ein Einsamer der sein Lied singt, dann Gekläff, Gekeif, Brummen und Knurren, und als wir den Flur durchschreiten, um in die Kennels zu gelangen, hören wir das wütende Geläut der Meute.

Domani und Patrick O'Donell treten zuerst ein, die Peitsche hoch.

Es ist ein großer Platz mit Planken umzäumt, der sich bis an den kleinen Waldteich zieht. Dort treiben sich die 15 Koppeln, also 30 Stück herum, die wir besitzen. Im Augenblick, wie die Thür hinter mir zufällt, fahren sofort mehrere Hunde auf mich los.

Doch ein paar energische Peitschenhiebe Domanis treiben sie zurück.

Es sind wunderschöne Kerls in unserer Meute. Mittelgroße, prächtige Tiere. Weiß mit schwarz und gelben Flecken, sehr breit in der Brust, kräftig in den gedrungenen Läufen und mit scharfem Gebiß, das sie

Nur den Rappen Domanis höre ich hinter mir ein wenig puſten.

Endlich gehen wir wieder in Schritt.

Beim nächſten Kanter laſſe ich Domani vor, denn ſein Wallach, den er noch nicht lange beſitzt, regt ſich zu ſehr auf, wenn er nicht den Kopf vorn hat.

Nach einem weiteren, tüchtigen Galopp und einem langen Trabe nähern wir uns den Kennels. Schon von weitem hören wir das Anſchlagen der Hunde. Endlich taucht vor uns das Vorwerk auf. Es iſt ein niedriges, einſtöckiges Ziegelhaus, an das rechts und links um den Hof, der nach vorn durch ein ſtarkes Holzgitter abgeſchloſſen wird, Ställe ſtoßen.

Das Gebäude ſteht auf einer großen Waldwieſe, die ein Bach durchfließt. Unmittelbar am Hof erweitert ſich das Rinnſal zu einem kleinen Teich, ſo daß wir das nötige Waſſer in der Nähe haben. Der Teich hat mit den Ställen durch einen umgitterten Gang Verbindung und auch das Waſſer iſt umfriedet.

Unſere ganze Anlage beſitzt nur den einen Fehler, daß ſie im Walde liegt. Das iſt wegen des Wildes nicht ſehr günſtig, doch wiederum auch nicht zu ſchlimm, da unſere Gegend, durch große Mißwirtſchaft der Stadtforſtverwaltung, faſt keinen Reheſtand hat. Nur ein paar arme Haſen und Hühner kommen vor, ſowie etwaiges Wechſelwild aus dem Nachbargebiet des Herrn von Lock.

Domani knallt mit der Peitſche, als wir vor dem Thore halten, doch nichts regt ſich.

Er knallt wieder, den kurzen Stiel an der langen Schnur im Ruck abwärts ziehend. Da klirrt im kleinen

Ziegelhaus ein Fenster, und es erscheint des alten Patrick O'Donells Kopf, des Irländers, dem wir seit einer Reihe von Jahren als Huntsman unsere Meute anvertraut haben.

— Djäwoll, Djäwoll, komm glei! — ruft er uns zu.

Wir warten noch einen Augenblick, dann steht er am Gitter und schließt auf. Er trägt ein paar weite, englische Jagdhosen, die nur an Knie und Wade scharf anschließen, und eine alte Weste aus braunem Plüsch.

Nachdem wir ihm die Hand geschüttelt, läßt er unsere Pferde durch einen Stallburschen abnehmen. Wir betreten den linken Seitenflügel, wo die Hunde untergebracht sind. Langgedehntes Heulen tönt uns entgegen. Ein Einsamer der sein Lied singt, dann Gekläff, Gekeif, Brummen und Knurren, und als wir den Flur durchschreiten, um in die Kennels zu gelangen, hören wir das wütende Geläut der Meute.

Domani und Patrick O'Donell treten zuerst ein, die Peitsche hoch.

Es ist ein großer Platz mit Planken umzäumt, der sich bis an den kleinen Waldteich zieht. Dort treiben sich die 15 Koppeln, also 30 Stück herum, die wir besitzen. Im Augenblick, wie die Thür hinter mir zufällt, fahren sofort mehrere Hunde auf mich los.

Doch ein paar energische Peitschenhiebe Domanis treiben sie zurück.

Es sind wunderschöne Kerls in unserer Meute. Mittelgroße, prächtige Tiere. Weiß mit schwarz und gelben Flecken, sehr breit in der Brust, kräftig in den gebrungenen Läufen und mit scharfem Gebiß, das sie

gern zeigen, bläkend oder mit heraushängender Zunge. Die „Behänge" sind bei manchem arg zerzaust und förmlich ausgefranst. Narben bedecken den starken, muskulösen Körper, Zeugen des Kampfes mit einem wütenden Keiler oder bissigen Fuchs.

Patrick O'Donell und Domani unterhalten sich über einzelne Hunde, während ich unbeweglich dabeistehe und mich von den uns umwedelnden, läutenden Tieren beschnuppern lasse. Mit den treuherzigen, aber häßlichen Augen gucken sie mich dabei an.

Endlich verlassen wir wieder den Raum. Wohlweislich ich zuerst. Wir nehmen einen anderen Weg zurück, nämlich durch die Gebäude nach dem Hinterhof.

Zuerst kommen wir durch zwei niedrige Zimmer, dem Nachtquartier der Meute. Rundum an der Wand läuft eine Bank, durch eine Schicht Ziegel gebildet, worauf Stroh gebreitet ist. Das sind die Betten. Dann treten wir in die Küche, wo in großen Kesseln die Mittagsmahlzeit bereitet wird. Ein Abfluß vom Herd ist hergestellt nach vier niedrigen, langen Trögen, in die man das Essen laufen läßt, so daß die Hunde alle nebeneinander stehend fressen können.

Domani fragt mich, ob ich mit helfen wolle, einen Keiler, den sie hinten hätten, in Kondition zu bringen:

— Es ist ein dickes Tier, das wahrscheinlich nicht laufen wird. Wir müssen ihm erst mal Atem machen.

Natürlich sage ich zu. Das giebt einen Heidenspaß.

Domani hat eine Art Arena bauen lassen, wie zu Stiergefechten mit einem Brettergang umgeben. Nur ist

der Gebrauch umgekehrt, indem wir in der Mitte stehen und das Schauspiel außen im Gang stattfindet.

Patrick O'Donell schiebt mit Hilfe des Stallburschen einen mächtigen Holzkasten heran, dessen Vorderwand durch ein Gitter gebildet wird. Der Keiler sitzt darin. Man hört nur Grunzen und von Zeit zu Zeit ein starkes Poltern und Splittern, wenn der „Schwarzrock" mit den „Gewehren" gegen die Stäbe gelaufen ist. Am Brettergang wird der Käfig geöffnet, um das Tier heraus zu lassen. Doch es bleibt in seinem Gefängnis.

Der Huntsman sucht es zu reizen:

— Go on! Go on! Verdammete Tier! Will Du. Djäwoll!

Dabei kippt er den Kasten um, dem schließlich der Keiler entstürmt.

Kaum hat Patrick O'Donell noch Zeit, dem Käfig einen Ruck zu geben, damit im Gang die Bahn frei wird, als ihn das Tier auch schon annimmt. Wütend zielt es nach des braven Irländers Beinen, der sich mit einem „Goddam!" auf den Käfig flüchtet.

Jetzt gilt es, unseren Huntsman zu retten und die Aufmerksamkeit der wütenden Bestie abzuziehen.

Domani hebt einen kleinen Terrier, den der Stallbursche mitgebracht, über die Brüstung und läßt ihn in den Gang hinausfallen, und der kleine, tapfere Köter kläfft sofort das große Wildschwein an, das sich mit gesträubten Borsten auf ihn stürzt.

Natürlich flieht der Hund. Der Schwarzrock in langen Sätzen hinterdrein. Sobald der Keiler nachläßt oder gar die Verfolgung aufhebt, wendet sich der kleine

Kläffer um, bellt den Feind an versucht zu beißen. Das giebt jedesmal einen neuen Wutanfall des Schwarzen.

So kommt von selbst der Training in Gang, ohne daß wir irgend etwas zu thun brauchen.

Längst haben wir Patrick O'Donell von seiner Bretterwand ins Innere geholfen. Der alte Knabe, der nun schon 30 Jahre beim Handwerk ist, hat doch ein wenig steife Beine, so daß ihm die Kletterei nicht leicht wurde, wie flott er auch auf seinem Leibschimmel „Golden Shea" hinter den Hunden reitet. Sein glattrasiertes Jockeygesicht leuchtet dankbar, als wir ihn glücklich zu uns herübergezogen haben.

Angesichts der Unternehmungslust unseres Keilers sage ich ihm:

— Das wäre ja gar nicht nötig, den erst in Kondition zu bringen, er ist doch gar nicht so faul!

Patrick O'Donell antwortet:

— Nee, er is ser lustik, o ick dakte, hi oas ee old Lord, hi is aber een young ladykiller.

Der junge „ladykiller" wird bald erlöst und ihm sein Käfig hingestellt, in den er schnell verschwindet.

Dann sehen wir noch das Vorratswild an für künftige Jagden: zwei Stück Damwild, ein Fuchs und noch zwei Keiler, alles in kleinen Käfigen mit Latten vernagelt.

Es ist schon spät geworden, die Sonne bereits gesunken. Wir haben gar nicht bemerkt, wie die Zeit verstrichen.

Schnell noch einen Händedruck für Patrick O'Donell. Domani giebt ihm Zeit und Ort des nächsten Stelldicheins zur Jagd.

Wir ziehen ſelbſt die lockergegurteten Sättel an. Ein unfreiwilliger kurzer Aufenthalt noch, weil meine kleine, engliſche Cobſtute ſtallt, dann öffnet ſich das Thor und wir reiten in die Dämmerung des Abends hinein.

Die Wieſe iſt verlaſſen. Wir tauchen ins Waldesdunkel unter.

Schweigend geht es die Schneiſe hinab. Domani voran, damit ſein wahrſcheinlich nach Hauſe drängendes Tier ruhig geht.

Lange reiten wir ſo. Es iſt kühl geworden und immer dunkler. Endlich legen wir einen tüchtigen Trab ein. Ich dicht hinter Domani in ſeiner Hufſpur. Nach einer ſtarken halben Stunde gehen wir wieder in Schritt.

Der Mond iſt aufgegangen und beſtrahlt, da kein Wölkchen am Himmel ſteht, unſeren Weg.

Wir finden uns wieder nebeneinander. Ich weiß nicht wie es kommt, ob durch den Zauber der Nacht, des würzigen, geſunden Duftes des Waldes, ob, weil alles in ſo tiefem Schweigen liegt um uns her, genug, wir fangen plötzlich an zu ſingen. Wir können's beide nicht. Wir haben keine Spur von Stimme. Aber das thut nichts. Wir brummen eben ſo gut wie es geht:

— Morgenrot, Morgenrot, leuchteſt mir zum frühen Tod!

Es iſt nicht Morgen, ſondern Abend, es iſt nicht von Tod die Rede, ſondern von friſcher Bethätigung kräftigen Lebensdranges, wie wir es eben in den Kennels erlebt, zur Vorbereitung der ſchönſten Reiterfreude: des Jagens hinter den Hunden.

Das wird mir plötzlich bewußt. Und ich fange

herzlich an zu lachen. Unwillkürlich ſtimmt Domani ein, aber dann fragt er:

— Warum lachſt Du eigentlich?

— Wir ſingen hier ſo elegiſch! Die echten Deutſchen!

— Aber es iſt doch ſchön, ſo ein Abend im Walde! Zu Pferde! Weißt Du:

Auf dem Rücken der Pferde
Liegt das Glück dieſer Erde!

Wir ſetzen unſere Tiere, wie im Einverſtändnis gleichzeitig in Galopp und ich klopfe zärtlich den Hals meiner Stute.

VII.

Rekrutenreiten.

Überall, auf allen Bahnen reiten jetzt früh die Rekruten. Um diese Zeit ist so viel Leben wie sonst nie im Jahre, denn beim Rekrutenreiten geht es natürlich nicht ruhig ab, sondern fortwährend rodt irgendwo ein Gaul herum, reiterlos oder mit einer Jammergestalt auf dem Rücken, die in den wunderbarsten Stellungen um das Sitzenbleiben kämpft.

Ich reite immer früh dort meine Pferde, denn da giebt es etwas zu sehen. Eine der Bahnen wähle ich mir aus. Am liebsten die der ersten Schwadron, denn da „dressiert" der Pfaff seine jungen Krieger.

Heute hat er gerade in einer Ecke den dicken Einjährigen Fahr an der Longe, dem trotz der kurzen Zeit, die er da ist, wegen seines unruhigen Wesens und weil er ein Gesicht hat, spitz und grau wie eine Maus, der Name „Fahrmaus" unrettbar zugefallen ist. Sein Gaul, die „Emilie", eine hübsche, starkknochige Stute, läßt sich das fortwährende Anklemmen der Absätze nicht länger gefallen, bockt kräftig und wirft die Fleischmasse über den

Kopf ab. Wie eine einſchlagende Granate ſchwerſten Kalibers ſauſt die fette Fahrmaus in den Sand, wo ſie mit gekreuzten Beinen zu ſitzen kommt. Erſtaunt bleibt der Einjährige einen Augenblick vor der Stute hocken, die auf eine Longen- und Peitſchenparade des Pfaffs ruhig ſtehen geblieben iſt und ihren Reiter, wie mir ſcheint, ziemlich verächtlich betrachtet.

— Einjähriger Fahr, Sie haben wohl nicht die Abſicht, heute wieder aufzuſtehen? — meint ſpöttiſch der Pfaff.

Fahr erhebt ſich und turkelt auf ſeinen Gaul zu, den er Miene macht, von außen zu beſteigen.

— Innen aufſitzen. Aber erſt mal müſſen Sie die Decke anders legen!

Der Dicke, dem helle Schweißtropfen auf dem Geſicht perlen, gurtet ſeine Stute. Dabei ſchlägt ſie nach dem Gurt und trifft um ein Haar ihren Reiter, weil er den Kopf achtlos unter die „Emilie" geſteckt.

— Ich ſtehe nicht für Ihr Leben, Einjähriger! Nun aber aufſitzen!

Vergeblich greift die Fahrmaus unter den Gurt, um ſich hinaufzuſchwingen. Bei jedem Sprunge ſtößt der dicke Bauch gegen den Pferdeleib und wirft den Reiter wieder zurück.

Ich erbarme mich des Unglücklichen, führe meinen Hengſt ganz nahe an die „Emilie", wobei er freilich ein paarmal leiſe wiehert, und packe Fahr im geeigneten Augenblick am Rücken der Ulanka, ihn hinaufzuziehen. Er ſtrampelt heftig mit den Beinen, ruckt noch ein paarmal, fliegt durch zu ſtarken Schwung auf der anderen Seite faſt wieder hinunter, aber iſt doch endlich oben.

Wie aus einem Blaſebalg entfährt ihm die Luft, ſo daß wir alle anfangen zu lachen.

— Hüften feſt nehmen, antraben! — befiehlt nun der Pfaff und hebt ein wenig die Peitſche, ſo daß die „Emilie“ zu traben beginnt. Fahr nimmt notdürftig Hüften feſt, und nun ſchaukelt und wirft es ihn auf der Decke umher, ſo daß die Kugel einmal am Widerriſt hockt, im nächſten Augenblick auf der Kruppe, immer jedoch im Begriff, ſich vom Pferde zu trennen.

Der Pfaff ermahnt und verbeſſert unausgeſetzt:

— Strecken. Lang machen. Wenn Sie ſich ſo zuſammenziehen, können Sie nicht ſitzen. Herumdrehen die Oberſchenkel. Sie reiten ja mit ganz verdrehten Beinen. Sie halten ſich mit den Kniekehlen. So werden Sie niemals die Sporen bekommen, denn wenn Sie noch dazu Eiſen an den Hacken haben, dann ſtechen Sie ja fortwährend Ihr Tier. 'rum die Fußſpitzen. Nach innen das Gewicht. Nach innen legen, innen... Herr Gott, nach innen...

Aber alles Zureden nützt ſchon nichts mehr, denn der Dicke iſt derartig aus dem Sitz gekommen, daß er ſich nicht mehr halten kann. In Todesverzweiflung klammert ſich der unglückliche Einjährige vorn an die Decke und hakt ſich hinten mit dem Abſatze feſt. Aber der Wohlach rutſcht, und die „Emilie“ ſetzt ſich in Galopp. Sie beginnt zu bocken und raſt dann mit nach außen ſchleudernder Nachhand wie toll im Kreiſe um die Longe, ſo daß ſie den Pfaff, obgleich er die führende Hand hinter den Rücken ſtemmt, mit ſich zieht und ihn eine Strecke weit auf den niedergetretenen Abſätzen durch den Sand ſchleppt.

Endlich rutscht die Decke, und die Fahrmaus macht rückwärts einen Kopfsturz zu Boden.

„Emilie“ bleibt sofort stehen.

Der Einjährige erhebt sich langsam und wischt sich den Sand aus den winzigen Äuglein. Über diese Ruhe ereifert sich endlich der Pfaff:

— Zum Donnerwetter, machen Sie, daß Sie wieder raufkommen auf den Gaul! Vorwärts!

Mühselig, keuchend und schwitzend, legt die Fahrmaus die Decke zurecht und schwingt sich mit Hilfe Pfaffs auf die Stute.

Dann beginnt dasselbe Schauspiel von neuem.

Die eine Reitabteilung Rekruten hat „das lange Regiment“. Er läßt gerade traben und ich setze mich deshalb mit meinem Hengst an die Queue.

Hier geht es ruhiger zu als an der Longe, wenn auch immerhin ab und zu ein kleines Unglück geschieht.

Die Rekruten haben die Trensenzügel aufgenommen, das giebt ihnen, wenn sie sich auch nicht daran festhalten sollen, doch eine gewisse Sicherheit. Auf der geraden Linie geht es ganz schön, nur in den Ecken faßt dieser und jener krampfhaft nach der Mähne, um das verloren gegangene Gleichgewicht wieder zu gewinnen.

Ein großer, starker Bauernjunge, mit Fäusten, um einen Ochsen niederzuschlagen, ist das einzige Opfer dieser Trabrepriſe. Er hält sich bei jeder Biegung an der Decke fest.

„Das lange Regiment“ wehrt es ihm:

— Sie sollen nicht nach der Decke greifen! Halten

Sie ſich doch mal einen Moment an der Mähne, um den Sitz zu korrigieren, dann iſt's gut!

Während Sergeant Kurz noch ſpricht, ſetzt ſich plötzlich der große Rappe, den der Rekrut reitet, in Galopp und fegt an der ganzen Abteilung vorüber:

— Setzen, Richter! Greifen Sie doch in die Zügel, Richter! Ganze Parade!

Aber Richter ſieht und hört nichts mehr. Er denkt nur an eins: wie er es machen ſoll, oben zu bleiben. Er klammert ſich an die Decke, zieht ſich zuſammen, klemmt mit nach außen gewendeten Knieen die Waden an, und der große Rappe läuft immer ſchneller:

— Eskadron — Schritt ... Halt ..., — kommandiert „das lange Regiment" und ſchreit dann Rekrut Richter ironiſch nach:

— Bleiben Sie doch oben, ſo bleiben Sie doch oben!

Der freundliche Rat, oben zu bleiben, kommt aber erſt in dem Augenblick, als Richter ſchon im Begriff ſteht, Abſchied von ſeinem Pferde zu nehmen. Er fliegt mitten in die Reitbahn, daß unter der plumpſenden Maſſe der Sand nach den Seiten ſtiebt, als würde einer ins Waſſer geworfen.

Der große Rappe aber, froh ſeiner Freiheit, verläßt ſchleunigſt, wiehernd, quiekend, bockend nach allen Seiten, unſere Reitbahn und raſt in die ahnungsloſen „Vierecke" der 4. Schwadron hinein.

Sofort entledigen ſich dort ein paar Gäule ihrer nur unwillig geduldeten Reiter und jagen nun ihrerſeits wie toll davon.

In der Mitte der Bahn der 2. Eskadron ſind Re-

kruten aufmarschiert, haben die Zügel zusammengebunden und üben Freiübungen auf ihren Pferden. Eine kleine Fuchsstute, deren Reiter eben, auf ihr stehend, Hüften fest genommen, schließt sich dem großen Rappen an. Und nun will es auch noch dazu das Unglück, daß am Stall der 5. Eskadron ein Bauernhandwagen umfällt, auf den Dünger geladen wird, wodurch auch die Pferde dort erschrecken und ein paar dem großen Rappen folgen.

In ein paar Minuten ist der ganze Platz mit umhertobenden Pferden bedeckt. Überall ertönen die Kommandos: „Eskadron — Halt!" Die Unteroffiziere schimpfen und fluchen. Durchdringend erschallen die Befehle der Offiziere, Ordnung zu schaffen. Hier und dort saust ein Reiter zu Boden, irrende Rekruten laufen auf allen Reitbahnen umher, um ihre Pferde einzufangen.

Der große Rappe, dessen Obergurt nach hinten gerutscht und dem nun die Decke zwischen den Hinterbeinen hängt, jagt wie besessen von einer Reitbahn zur anderen.

Rittmeister von Ybbs ist außer sich, er macht dem Pfaff Vorwürfe:

— Ihr Rappe da wirft meine ganze Schwadron um. Das ist meine Reitbahn hier. Die Pferde der ersten Schwadron haben hier gar nichts zu suchen!

Der Pfaff achtet nicht darauf. Was soll er auch antworten. Nur dann wird er böse, als die Fahrmaus, deren „Emilie" eben von der Longe abgebunden, ihre Freiheit augenblicklich dazu benutzt, mit dem Dicken durchzugehen.

— Fahr! Zum Donnerwetter noch einmal, wo wollen Sie denn hin?

— Er will wahrscheinlich seinen Leutnant rächen! — sage ich ihm lachend, denn die „Emilie“ galoppiert geradewegs auf Ybbs zu, an dem sie knapp vorbeifegt.

Der Rittmeister ist dunkelrot vor Ärger geworden und schimpft laut:

— Immer von der ersten, ich verbitte mir das.

Aber es hilft ihm nichts, denn der dicke Fahr rast, trotz des Befehles des Rittmeisters von Ybbs, seine Reitbahn zu verlassen, in der 4. Eskadron umher.

Endlich wird wieder Ordnung und die Abteilungen beginnen wieder zu reiten. Nur die „Emilie“ erfreut sich noch ihrer Freiheit. Sie faßt plötzlich einen Entschluß und fährt mit dem Dicken, der sie verzweiflungsvoll um den Hals gefaßt, zum Kasernenthore hinaus.

„Das lange Regiment“ eilt ihm nach, um wenigstens den Gaul wieder einzufangen. Der Pfaff sagt trocken zu mir:

— Siehst Du, auch der „Emilie“ hat's bei der vierten nicht gefallen! Ich kann's ihr nicht verdenken!

VIII.

Mein Burſche Herr Lotichius.

Als ich eben, müde vom Dienſt, mich nachmittags ein wenig aufs Sofa gelegt hatte, um zu ſchlafen, wurde ich plötzlich jäh aus dem Halbſchlummer geweckt durch kräftiges, mehrmaliges Reißen an der Klingel.

Ärgerlich fuhr ich auf und fluchte im ſtillen auf meinen Burſchen, der offenbar wieder einmal ausgegangen war, wenn es mir am ſchlechteſten paßte. Ich rieb mir die Augen und erinnerte mich nun, daß mir ja Lotichius — ſo heißt mein Burſche — angekündigt, er müſſe nachmittags zum Futterfaſſen.

So ging ich denn alſo ſelbſt an die Thür. Im Dunkel des Flurs erkannte ich eine Dame.

— Iſt der Herr Adjutant zu ſprechen? — fragte ſie.

Ich erklärte, daß ich es ſelbſt ſei, und bat einzutreten.

Erſt als ſie im hellen Licht meines Zimmers ſtand, entdeckte ich, daß ich mich in der Perſon getäuſcht und daß ich es mit einem zwar ſehr nett gekleideten und ganz auffallend hübſchen Mädchen zu thun hatte, das jedoch ohne Zweifel den unteren Ständen angehörte.

Ich fragte, womit ich ihr behilflich sein könne. Sie überschüttete mich sofort mit einer nicht zu dämmenden Redeflut, so daß ich zuerst kein Wort verstand. Irgend etwas von Torgau erzählte sie mir, dann sprach sie von einem „Fest", von „altem Vater" und „Kriegerverein".

Schließlich hatte ich es heraus. Natürlich war es die Verwandte, Schwester oder dergleichen eines Ulanen. Kurzum, die bekannte Sache: Der brave August oder Gottlieb, oder wie er heißt, that wahrscheinlich nicht gut, war wegen Zapfenstreichens, wegen einer Wirtshausschlägerei oder dergleichen eingelocht und hatte den Eltern sein Unglück gebeichtet. Nun kam eine Abgesandte der Familie, um ihn als Musterknaben darzustellen und seine sofortige Begnadigung zu erbitten.

Ich begann also:

— Bitte, sagen Sie mir, welche Schwadron und wie er heißt!

Das Mädchen, das sich wirklich wie eine Dame benahm, bis auf ihr Deutsch der Provinz Sachsen, sagte, als sei es ganz selbstverständlich:

— Herr Lotichius natürlich.

Ich verstand sie nicht:

— Sie meinen wohl den Vater? Ich frage nach dem Ulan! Welcher Ulan?

Wieder ganz sicher und selbstverständlich antwortete sie:

— Ja, Herr Lotichius, der bei Sie is: Herr Lotichius!

— Ach so, mein Bursche? Ulan Lotichius?

Sie nickte.

Und ich fing an zu lachen.

Das tapfere Mädchen aber erklärte nochmals, daß sie seine Schwester sei und aus Torgau herüber gekommen, um für ihren Bruder von mir Urlaub zu erbitten. Seine Anwesenheit sei nämlich zu einem Fest dringend erforderlich.

Was für ein Fest, konnte ich nicht herausbekommen. Mit echt weiblicher Logik antwortete sie auf alle meine Fragen nur immer:

— Herr Adjutant, das große Fest ist doch!

Ich versprach Fräulein Lotichius, „Herrn Lotichius" einen Urlaub von drei Tagen zu verschaffen.

Damit trennten wir uns.

Etwa eine Stunde darauf kam mein Bursche „Herr Lotichius" nach Hause. Ich sagte ihm, es sei jemand dagewesen in seinen Angelegenheiten.

Sofort antwortete Herr Lotichius mit grinsendem Gesicht:

— Zu Befehl, Herr Leitnam, meine Cousine!

— Sie hat gesagt, Schwester!

Er wagte nicht zu antworten und ich musterte ihn von oben bis unten, während er regungslos in vorschriftsmäßiger, strammer Haltung an der Thür stehen blieb, das heißt vorschriftsmäßig bezieht sich nur auf den Oberkörper, denn sein Untergestell entbehrt der militärischen Haltung, da zwar die Absätze geschlossen sind, aber die Knie nicht aneinander wollen. Herr Lotichius hat nämlich so krumme Beine, daß mein Hund Flaps sie oftmals bei seinen Springübungen für einen Reifen hält.

Je länger ich Herrn Lotichius ansah, desto ungemütlicher wurde es ihm, bis er endlich etwas stotterte von:

— Ich habs gleich geſagt, daß das nich recht is mit die Gouſine.

Nun begann ich zu lachen und hielt ihm eine tüchtige Standpauke. Ich ſchloß mit der Frage:

— Wer iſt denn eigentlich dieſe Schweſter?

— Meine .... meine Braut, Herr Leitnam.

Da mir Herr Lotichius aber ſchon früher einmal eine Schönheit aus Hohenſee als ſeine Braut vorgeſtellt, die ich in meinem Stall getroffen, als ſie mit ihm auf der Futterkiſte ſaß, ſo ſagte ich das. Und nun geſtand er mir, zwei Bräute zu beſitzen, eine in Torgau und eine in Hohenſee.

Ich machte ihm Vorwürfe darüber, ein ſo ſchönes Mädchen wie die aus Torgau zu hintergehen.

Da traten Herrn Lotichius Thränen in die Augen. Er hat nämlich, wie man zu ſagen pflegt, nahe ans Waſſer gebaut. Nun behauptete er, er habe ſich beim Militär ſo verlaſſen gefühlt, weil er doch nicht mehr in Torgau geweſen, daß es notwendigerweiſe ſo gekommen ſei mit der in Hohenſee.

Urlaub mochte er aber durchaus nicht haben.

Ich wollte wiſſen warum. Da kam es denn nach einigem Zögern heraus, daß ihm die Braut „am Ort" in einer Eiferſuchtsanwandlung erklärt, falls er nach Torgau auf Urlaub ginge, würde es zwiſchen ihnen aus ſein.

Soweit ich damals die Donna auf der Futterkiſte im Halbdunkel des Stalles hatte erkennen können, war ſie nicht ſonderlich ſchön, nur erfreute ſie ſich einer anſehnlichen Leibesfülle. So riet ich ihm denn, ruhig ihren Zorn heraufzubeſchwören und es mit dem reizenden Mädel aus Torgau nicht zu verderben.

Herr Lotichius wollte jedoch keinen Urlaub haben.

Ich konnte ihn ja schließlich nicht zu seinem Glück zwingen, bedauerte also nur seinen schlechten Geschmack und ließ ihn los.

Eigentlich paßt er gar nicht zur Torgauerin, denn schön kann man Herrn Lotichius nicht nennen, aber das weibliche Herz ist oft wunderbar!

Seine Figur ist ja etwas mißglückt, doch sein Gesicht entschädigt nicht dafür. Er hat eine große, scharfe Nase und ein paar gutmütige, wasserblaue Augen, dazu ein kleines, blondes, struppiges Schnurrbärtchen, das fast noch widerspenstiger die Borsten nach allen Seiten streckt, als sein Kopf mit den blonden Stoppeln.

Aber Herr Lotichius giebt viel auf seine Toilette. Seine Haare sind immer naß, damit sie am Schädel kleben sollen. Wie oft habe ich ihn nicht beobachtet, wie er die Mähnenbürste, statt damit die Mähnen meiner Pferde glatt zu streichen, in den Stalleimer taucht und sich damit über den Kopf fährt. Trotzdem bleibt immer am Wirbel ein Busch stehen: gleich der Skalplocke eines Indianerhäuptlings.

Der blonde Schnurrbart ist manchmal seltsam farbig und dunkel. Ich habe den stillen Verdacht, daß entweder Stiefelwichse oder Lederappretur oder Putzpomade daran schuld sind.

Eines muß ich übrigens Herrn Lotichius lassen, er hält sich mit der peinlichsten Sauberkeit rein. Seine Uniformen sind immer blitzblank, die Zäumungen, Sättel, der ganze Stall, die Pferde tadellos.

Deshalb drücke ich gern anderswo ein Auge zu,

auch wenn er seine Braut einmal verwechselt mit dem Dienstmädchen von Leutnant Thomas, dem jüngsten Verheirateten des Regiments, der nebenan wohnt. Denn Sonnabends, wenn sie mit der Köchin auf dem Hofe Teppiche ausklopft, reinigt Herr Lotichius regelmäßig an der Hecke meine Schabracken, und schon öfters habe ich gesehen, daß er dem drallen Mädchen einen Schlag auf die Schulter giebt oder einen Kuß. Herr Lotichius besitzt eben eine unüberwindliche Vorliebe für eine gewisse Beleibtheit.

Seinen früheren Beruf hat er, wie es scheint, vollkommen vergessen. Er ist Tischler, trotzdem habe ich noch nie erreichen können, daß er sich einmal seiner Künste erinnert, Leim kocht und mir die abgebrochene kleine Galerie meines Schreibtisches wieder anleimt.

Er hat nämlich die Absicht, herrschaftlicher Diener zu werden. Das ist sein Zukunftstraum. Sein Vater ist in Torgau Tischlermeister, aber er ist niemals Soldat gewesen, so daß ich mir wohl die Anspielung der „Torgauer Braut" auf den „alten Vater" erklären kann, aber nicht die auf den „Kriegerverein".

Vor einem Jahre, als Herr Lotichius bei mir Bursche geworden, besuchten ihn seine Eltern. Ich habe Herrn Lotichius Vater eine Cigarre und ein Glas Wein angeboten und Frau Lotichius aus dem „Hotel zum Trompeter" schräg gegenüber eine Tasse Kaffee holen lassen.

Nachdem die beiden alten Leute mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt und mir mindestens dreißigmal versichert, ihr Sohn sei wirklich nicht schlecht, obwohl ich

niemals das Gegenteil behauptet, ſprach mir der brave Tiſchlermeiſter ſeine Befriedigung aus über mein Benehmen gegen ihren Eduard. Er habe ihnen nach Torgau geſchrieben, er könne über ſeinen neuen Herrn, den Adjutanten, „nicht weiter klagen," ich ſei ſoweit „gar nich uneben".

Ich ſprach der Familie meinen Dank dafür aus, daß der Sohn mit mir zufrieden ſei.

Beim Fortgehen ſteckte mir die Mutter hinter dem Rücken des Alten ein Stück Zeitungspapier zu, worin Geld eingewickelt war.

Das ſollte ich „ihrem Eduard" aufheben und geben, wenn er mal Geld brauche. Aber nicht alles auf einmal.

Die alte Frau ſchien ein wenig Angſt zu haben, ich möchte das Geſchenk für mich behalten, denn ſie ſchärfte mir noch ein: „ich ſelber hätte es doch nicht nötig". Herr Lotichius bekam davon zu den Feſttagen und zum Schwadronsball etwas. Die dicke „Braut am Ort" wird wohl wiſſen, wo es geblieben iſt.

Herr Lotichius ſteht mit mir nur in einem Punkt auf Kriegsfuß, das iſt das Ausgabebuch, das er mir jeden Sonntagmorgen vorlegen ſoll. Da giebt es jedesmal einen Kampf. Das Schreiben iſt ihm zum Tode verhaßt, und obwohl wir über ein Jahr miteinander abrechnen, iſt es mir noch nicht gelungen, Ordnung in das Buch zu bringen. Er verrechnet ſich auf jeder Seite. Dabei thut er dies keineswegs zu ſeinen Gunſten, ſondern ſogar meiſtens zu ſeinem Nachteil. Ich habe den Verſuch gemacht, ſeine Rechtſchreibung zu verbeſſern Nach dreiviertelſährigem Kampfe habe ich es als vollkommen

hoffnungslos aufgegeben. Nun lasse ich ihn in aller Ruhe ein Glas Bier schreiben: „Kelas Pürr“ und beruhige mich über seine „Buzbomot“ (Putzpomade). Auch an seine Schlemmkreide habe ich mich gewöhnt, die er, warum habe ich noch nie herausbekommen, „Sechsennendrat“ nennt.

Im Laufe der Zeit sind Herr Lotichius und ich eins geworden, so daß ich mich geradezu fürchte, wenn er fortgehen wird. Das findet aber schon zum nächsten Herbst statt.

Wir stehen miteinander so, wie es nur durch die Gewohnheit zu erklären ist und dadurch, daß Herr Lotichius in der That niemals die gesteckten Grenzen überschreitet, die nun einmal in unserer dienstlichen Stellung liegen.

Ich bin ein Langschläfer und das zeitige Aufstehen, wie es für uns Soldaten ja zum Berufe gehört, ist nicht meine Sache.

Nie kann ich mich aus den Kissen finden.

Da habe ich nun mit Herrn Lotichius die verschiedensten Weckversuche durchprobt.

Zuerst ließ ich mich einfach rufen. Auf mein „gut“ trollte er davon. Aber sofort legte ich mich auf die andere Seite und war nach einer Viertelminute wieder eingeschlafen. Das half also nichts.

So wurde denn das Wecken um einen Grad verschärft. Ich gab ihm Befehl, mich tüchtig zu rütteln und zwar so lange, bis ich aufrecht im Bette saß. Eine Zeit lang hatte das Erfolg, ich richtete mich sofort auf, nur um den unbequemen Dränger los zu sein. Sobald sich

jedoch die Thür hinter ihm geschlossen, legte ich mich wieder nieder.

Da griffen wir zum letzten Auskunftsmittel, das hat sich dauernd bewährt und so machen wir es noch heute jeden Tag:

Herr Lotichius zieht mir einfach die Decke weg, packt sie zusammen, nimmt sie unter den Arm und trägt sie hinaus.

Das hilft, dann stehe ich auf. Ich fluche und schimpfe zwar dabei, aber Herr Lotichius geht hohnlächelnd davon.

Eine besondere Vorliebe hat Herr Lotichius für zwei Dinge bei mir, einmal für meinen Hund Flaps, eine große gelbe, etwas täppische Dogge, die wir zusammen aufgezogen haben, dann für mein Pianino.

Wenn ich mich ans Klavier setze und irgend etwas klimpere, so kommt ganz sicher Herr Lotichius herein und macht sich etwas zu schaffen, sei es nun, daß er plötzlich ganz ohne Grund anfängt, den Schreibtisch abzuwischen oder daß er im Schlafzimmer bei offen gelassener Thür meine Kleidungsstücke ordnet. Kommt aber irgend einer der anderen zu mir, der wirklich Klavier spielt, zum Beispiel Graf Kalmünz oder Kürschner, so kann ich ebenfalls sicher sein, daß Herr Lotichius erscheint.

Ich lasse ihn ruhig gewähren, auch wenn er ohne irgend etwas zu thun mit offenem Munde an der Thür stehen bleibt.

Einmal habe ich ihn auch schon dabei ertappt, wie er sich selbst als Klavierspieler versuchte, freilich nur mit einem Finger.

Ich kam nämlich von einem Diner beim Kommandeur unerwartet zeitig nach Hause, da plötzlich eine Anfrage vom Generalkommando eingelaufen war, die umgehend erledigt werden mußte.

Da saß denn Herr Lotichius am Pianino, so vertieft in seine Melodie, daß er mein Eintreten zuerst gar nicht bemerkte. Erst als ich einen Stuhl bewegte, fuhr er in die Höhe. Dunkelrot geworden, stand er in der ihm einmal eigenen militärischen Haltung mit geschlossenen Absätzen und offenen Knieen da, sein Haar wie gewöhnlich angeklebt, der Indianerschopf gen Himmel ragend.

Mir kam es vor, als ob geraucht worden wäre und richtig neben dem Pianino auf dem Teppich glimmte eine Cigarette.

— Heben Sie mal das auf! — sagte ich, auf die Cigarette deutend.

Mit dem erstaunlichsten Gesicht der Welt suchte Herr Lotichius einige Zeit nach dem Stummel und hielt ihn dann hoch mit den Worten:

— Das, Herr Leitnam?

Sofort erkannte ich meine Cigaretten:

— Wie kommen Sie denn dazu?

Er schwieg und ich fragte ironisch:

— Ist sie denn gut?

Mit selig verzücktem Gesicht antwortete er:

— Sie schmeckt scheen, Herr Leitnam!

Aber Herr Lotichius ist trotz alledem ein braver Kerl, wenn er auch meine Cigaretten raucht. Nur soll er sie nicht brennend auf den Teppich werfen, das habe ich ihm energisch untersagt.

Sein Zimmer liegt im Souterrain. Dort hat er sich ganz gemütlich eingerichtet. Zwei- oder dreimal bin ich unten gewesen, um nach dem Rechten zu sehen. Zu häufig darf man das nicht thun, damit die Leute auch ein Heimatsgefühl behalten, das heißt das Bewußtsein, daß es eine Stätte giebt, die wirklich ihnen gehört, nicht bloß ein Arbeits- und Schlafraum dienstlich angewiesen.

Bei Herrn Lotichius sieht es sehr nett aus. Blitzblank ist alles, peinlich ordentlich.

Der Raum hat zwei Fenster. Vor beiden sind alte Gardinen von mir aufgehangen.

Das eiserne Feldbett ist reinlich überzogen. Über ihm an der Wand hängen eine ganze Anzahl Photographien in kleinen Rahmen, die sich Herr Lotichius selbst aus Cigarrenschachtel-Deckeln geschnitten und mit Goldpapier überklebt hat.

Sein Vater, der Tischlermeister aus Torgau, ist vorzüglich getroffen, aber seine Mutter ist nur zu erraten, denn die schwatzhafte, fröhliche, dicke Frau hat im Augenblick der Aufnahme ein Leichenbittergesicht gemacht, als ob sie ihre Hinrichtung gewärtige.

Rechts und links neben den Eltern hängen Regimentskameraden, die mir unbekannt sind. Nur den Burschen des Pfaff, Ulan Meißner, erkenne ich an seinen ewig erstaunt aufgerissenen Augen.

In der Mitte befindet sich ein violettes Samtbrettchen mit Uhrhaken und kleinen aufgeklebten Muscheln. Darunter aber die „Braut aus Hohensee". Dick, plump, grinsend, einfach scheußlich.

Als ich das erstemal in dem Zimmer war, wußte

ich noch nichts von der „Braut aus Torgau". Nun fällt es mir auf, daß ihre Photographie nicht da ist, auch an der andern Wand nicht, wo er seinen Säbel, seine Tabakspfeife und ein Bild des alten Moltke aufgehangen hat, das ich ihm einst geschenkt.

Ein kleiner, geschmackloser Rahmen liegt auf meinem Büchergestell unbenutzt. Ich werde ihn Herrn Lotichius verehren. Er fand ihn unlängst so schön!

Ich gehe auf mein Zimmer und suche ihn hervor.

Dann klingele ich. Er erscheint. In seiner gewöhnlichen Stellung bleibt er an der Thür stehen.

— Sie haben wohl keinen Rahmen für Ihre Braut aus Torgau? Hier haben Sie einen.

Er nimmt ihn freudestrahlend mit einem:

— Danke gehorsamst, Herr Leitnam.

Er will gehen, doch ich lasse nicht locker:

— Thun Sie mal das hübsche Mädel rein, Lotichius! Was?

Er schweigt.

— Weshalb wollen Sie denn nicht?

Keine Antwort. Da finde ich das Richtige:

— Sie fürchten sich wohl vor der Dicken?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Warum denn nur?

Er zögert und ich scherze:

— Sie verhaut Sie wohl sonst?

Ganz traurig meint er:

— Sie drischt eklig, Herr Leitnam!

IX.

Morgenarbeit.

Es ist erst fünfeinhalb Uhr. Der kleine Zwett und ich sind schon auf dem Exerzierplatz.

Er ist jeden Morgen draußen, um seine Rennpferde zu galoppieren oder zu „arbeiten", wie es die Rennleute nennen. Ich habe ihn heute begleitet, weil er mir versprochen hat, mich seinen alten Steepler „Bummler" reiten zu lassen, der unter ihm schon einmal die Hoppegartener „Armee" gewonnen hat, sowie die große Hannoversche Steeple-Chase.

Für die anderen Tiere würde ich zu schwer sein.

Natürlich ist es nicht ein bloßer Gefallen, den mir Zwett thut, um mir mal einen Spaß zu machen — zu so etwas ist ihm sein Pferdematerial viel zu kostbar — sondern ich bin ihm heute nützlich. Sein Trainer, den er hier in Hohensee hat, der Hindernisjokey Planter, verletzte sich nämlich gestern bei einem Sturz mit „Dignon" und muß für ein paar Tage das Zimmer hüten.

Der brave Planter, ein Berliner Kind, der sich jedoch natürlich englisch ausspricht, hat uns heute früh mit ganz genauen Instruktionen versehen.

Es ist ziemlich frisch und wir frösteln, als wir erst einmal im Schritt um die Galoppierbahn des Exerzierplatzes ziehen.

Ich reite „Bummler vom Prestidigitateur a. d. Traineuse", einen für einen Vollblüter fast mächtig zu nennenden Fuchshengst. Zwett sitzt auf der „Little Anna vom Steamer a. d. Lady of the Lake". Die Stute macht ihrem Namen Ehre, sie hat kaum die Größe eines Doppelponys, dazu einen etwas kratzenden, wenig bestechenden Galoppsprung und einen gewöhnlichen, plumpen Kopf ohne Schopf und fast ohne Mähne. Aber sie ist ein ausgezeichnetes Hürdenpferd bis zur Entfernung von 2000 Metern. Dann ist es freilich vorbei mit ihrem Speed. Ein „Steher" auf weitere Entfernungen ist sie nicht.

— Die dummen Menschen hier im Neste behaupten immer, die Stute sei so häßlich, daß ich sie doch nicht im Stall behalten sollte! — erzählt mir der kleine Zwett.

— Wer sind die „dummen Menschen"?

— Ach Gott, alle die, die vom Rennen keinen Schimmer haben in Hohensee. Das ärgert mich so, weil es so laienhaft dumm ist. Ebenso, wie fast alle Damen einen Gaul nur dann hübsch finden, wenn er einen Fasanenschweif hat, den er trägt, und einen Schwanenhals, so daß er sich wahnsinnig überzäumt und natürlich stets hinterm Zügel geht.

Ich gebe ihm vollkommen recht. Mit dem ganzen Rennbetriebe geht es ja genau so. Fast alle braven Hohenseeer zum Beispiel bilden sich ein, die vielen Siege Zwetts seien nur dem zuzuschreiben, daß er Geld genug besitze, um sich die besten Pferde zu kaufen. Die müßten

dann auch notwendigerweise gewinnen. Sie haben aber keine Ahnung davon, daß der kleine Sportsman seine Erfolge zum weitaus größten Teil dem unendlichen, nie rastenden, nie ermüdenden Fleiße verdankt, den er auf seinen Rennbetrieb verwendet.

Jeden Augenblick, der nicht seinen dienstlichen und kameradschaftlichen Pflichten gehört, widmet er seiner Leidenschaft.

Mit dem Trainer zusammen arbeitet er die Pferde selbst. Dazu muß er täglich schon zwei Stunden vor Anfang des Dienstes auf sein, der doch im Sommer oft schon um fünf Uhr beginnt. Das erfordert Willenskraft, denn der Dienst allein ist gerade anstrengend genug.

Und immerfort heißt es sich um die Pferde und den Stall selbst kümmern. Dann müssen die Nennungen gemacht werden, eine Arbeit, die viel Kopfzerbrechen verursacht, denn unter den Hunderten von Rennpropositionen eines Jahres heißt es für alle neun Pferde, die Zwett im Stall hat, die passenden Rennen finden, nach Entfernung, Gewicht, Bahn und Bodenverhältnissen, Gegnern und Reitern. Und die neun Tiere müssen individuell jedes nach anderen Gesichtspunkten behandelt werden.

— Jedes Pferd muß gewinnen können, wenn man es nur richtig in sein Rennen steckt! — meint Zwett, als wir das besprechen.

Und ich frage:

— Du mußt doch eigentlich jetzt ganz kaput sein von diesem ewigen Eisenbahnfahren und Herumrutschen auf den Rennplätzen?

Ich denke daran, daß er in den letzten Tagen in

Charlottenburg, am Rhein irgendwo, dann wieder in Charlottenburg und endlich wieder auf zwei rheinischen Rennplätzen geritten und dazwischen doch immer bis auf geringen Urlaub seinen Dienst gethan hat.

— Das ist nicht so schlimm. Von dem Moment ab, wo ich im Kupee sitze, schlafe ich auch. So holt mans wieder ein. Freilich muß man dann oft gleich, nachdem man sein Rennen geritten, fort, um am anderen Morgen in Hohensee seinen Dienst abzuschrauben. Aber gleich nach dem Dienst geht es dann auch wieder auf die Eisenbahn. Wollen wir nun anfangen? Du könntest mich mal über die Hindernisse führen.

Erst sitzen wir beide noch einmal ab, um nach den Bandagen zu sehen. Es ist zwar bei Zwetts Stallordnung eigentlich unnütz, aber schaden kann es nichts und es ist einmal seine Gewohnheit.

Die wollenen Binden um die Sehnen der Vorderbeine sitzen tadellos: nicht zu fest, damit sie nicht drücken, nicht zu lose, daß sie sich nicht verschieben, die Knoten nach außen, so daß sie sich während des Galopps nicht lösen können.

Nun bekomme ich meine Instruktion:

— Bitte, in mäßigem Kanter von oben die Hindernisse. Und gehe nicht zu weit voraus, damit die kleine Stute immer den Bummler vor sich hat. Vielleicht könntest Du Dich mal nach jedem Hindernis nach mir umsehen, ob ich auch mitkomme. Little Anna ist bis jetzt nur über Hürden gegangen, also refüsiert sie vielleicht. Dann, wenn Du das siehst, drehst Du gleich um, reitest einen Bogen und setzest Dich neben mich, um mich mitzunehmen. Also . . . ab!

Allmählich bringe ich aus dem Trabe den Bummler in Galopp und kantere langsam dem ersten Hindernis, der lebenden Hecke, zu. Sie ist durch den Gebrauch des ganzen Sommerhalbjahres ein bißchen niedergesprungen. Im Frühjahr wird sie erst wieder aufgefrischt werden. Mein Hengst bezeugt ihr deshalb auch gar keine Achtung, sondern huscht in höchst nachlässiger Weise darüber hin, daß es rauscht und knackt, wie er mit den Beinen die Reiser streift. In unerschütterlichem Gleichmut und im Tempo genau wie vorher und wie während des Sprunges galoppiert er weiter.

Ich drehe mich im Sattel halb herum, während ich die Zügel eine Spur kürzer nehme. Little Anna kommt dicht hinter mir. Natürlich: die hürdenähnliche Hecke ist ja ihr Handwerk.

Also weiter: die Steinmauer.

Sie ist nur mäßig hoch, denn jeder Schwadronsgaul muß sie ja nehmen, auch im Gedränge und Gewühl, Staub und Platzmangel einer Regimentszugkolonne. Oben ist sie mit Rasenstücken belegt, die freilich an einzelnen Stellen meterbreit abgestoßen sind.

Der Bummler sucht sich mit sicherem Auge den niedrigsten Punkt aus, der gerade etwa in seiner Bahn liegt und kleppert darüber, nicht eine Linie höher, als es unbedingt nötig ist, um nicht anzustoßen, als wollte er mir die volle Verachtung ausdrücken, die nur ein alter Herr wie er, der die Wälle der Münsterer Bahn kennt und die Pardubitzer Sprünge, für so ein „popeliges" Ding empfinden kann wie unsere Steinmauer.

Ich verhalte etwas und wende mich wieder vorsichtig im Sattel.

Little Anna flattert eine Spur, aber Zwett drückt sie in die gerade Linie. dann nimmt sie willig die Mauer mit einem komischen Bocksprunge wohl dreißig Centimeter zu hoch.

Die kleine Stute sieht ganz erstaunt aus dabei und schüttelt ihren häßlichen, dicken Kopf, den sie tief zu Boden streckt. Zwett lacht und klopft sie auf den Hals:

— Es ist ein zu dummes Gefühl, wenns plötzlich vorn so ganz alle wird! — meint er, indem er mit dem Kinn vor den Sattel zeigt, da er die Hände ja nicht frei hat.

Wieder weiter: der Wassergraben.

Der Bummler stolziert darüber weg, ohne auch nur einen Galoppsprung kürzer oder länger zu nehmen. Ich pariere ihn halb durch in der Erwartung, daß ich beim Graben ganz bestimmt Zwett werde zu Hilfe kommen müssen. Ich täusche mich auch nicht, denn die kleine Stute bleibt jäh vor dem Wasserspiegel stehen. Ihr Reiter, der es voraussah, schiebt sie mit Gesäß und Schenkel scharf an die Zügel heran, aber sie weicht ihm dennoch aus und drängt plötzlich, die Füße übersetzend, eilig nach rechts immer am Graben hin, obwohl er sie so scharf nach links gestellt hat wie nur möglich und den rechten Schenkel gegenwirken läßt.

Ich setze also meinen Hengst in Trab, hole um den Graben herum aus und komme Zwett zu Hilfe.

Er giebt mir den einen seiner doppelten Trensenzügel. Wir richten langsam ein Stück zurück, reiten dann gleich-

mäßig scharf nebeneinander an und — ich bin mit dem Bummler auf der anderen Seite. Little Anna ist hartnäckig stehen geblieben. Da ich sie mit hinüberzerren wollte, habe ich die Trense nicht losgelassen, die mich nun fast aus dem Sattel reißt.

Ich bin gezwungen, sie preiszugeben.

Die kleine Stute aber wehrt sich aufs äußerste. Sie steigt drei-, viermal, immer dazwischen nur mit einem Bein beim Niederkommen fußend. Endlich wendet sie sich im Steigen auf der Nachhand und macht ein paar Lançaden vom Graben fort.

Zwett ist in unerschütterlicher Ruhe geblieben, ohne auch nur eine Linie breit aus dem Sattel zu weichen, bis auf die erforderlichen Schwerpunktsverlegungen des Oberkörpers bei den heftigen Bewegungen des Tieres.

Nun sitzt er schließlich ab, nimmt die Zügel herunter, liebkost und beruhigt Little Anna und versucht sie dann über den Wasserspiegel zu locken, indem er nebenher läuft und mit lose in der Faust gehaltener Trense hinüberspringt.

Der Gaul stemmt „alle Viere" breit in den Sand macht Hals und Kopf lang, so daß Zwetts Anzüge nicht mehr als Hebel wirken können und bleibt nun unbeweglich.

— Man muß einfach abwarten, bis es dem Tier lebern wird! — meint der kleine Sportsman gleichmütig.

— Kessel! — ruft er dann seinen Burschen an, der gerade mit Zwetts Chargenpferd und drei Stalljungen auf Decken-überhangenen Pferden vorüberreitet.

— Herr Leutnant!

— Da nehmen Sie mal den Trenſenzügel. Hier bleiben Sie ſtehen bis die Stute ſpringt.

Dann ſchwingt ſich Zwett auf einen neuen Gaul einen ſchöngemachten, braunen Hengſt: „Gradation vom Young-Worceſter a. d. Polyhymnia“:

— Der ſoll heute mal einen tüchtigen Galopp kriegen. Vielleicht einmal um den Exerzierplatz, dann die Hinderniſſe und noch einmal um den Platz. Willſt Du mich vielleicht begleiten? Bummler kanns nicht ſchaden, der ſoll auch in Atem bleiben.

Bald ſind wir auf der Galoppierbahn und reiten langſam an. Zwett ſtrafft noch einmal die Bügel, indem er ſich hineinſtellt. Er ſieht noch einmal nach den Gurten, wozu er das linke Bein hebt und das Sattelblatt aufklappt, dann ſteckt er die Strippe des Steigriemens weg, zieht die Peitſche in der Fauſt durch, um ſie hochzunehmen, und fort gehts.

Wir legen ſehr bald ein tüchtiges Tempo vor. Nebeneinander marſchieren wir, damit der Sand, den die Hufe des vorderen Pferdes aufwirbeln würden, nicht ſtört

Die Tiere greifen lang aus und fangen an, ſich ein wenig zu ſtrecken. Der Boden ſchießt nur ſo unter uns fort. Die Obſtbäume der Chauſſee neben uns huſchen wie Schatten vorüber.

Iſt das herrlich! Köſtlich! Darum alles, um das Jagen auf edlem Tiere. Da bleibt alle Kleinlichkeit, bleiben alle die winzigen Bedenken des Lebens ſo weit hinter einem. Das weitet die Lunge, den Atem, das erhebt das Herz, das macht kühner, größer, freier. Das

ſind die kurzen Momente, wo man meint, einmal die armen Menſchenfeſſeln abſtreifen zu können.

So beim Galoppieren, da überfällt mich immer die eine unbezwingliche Sehnſucht, zu fliegen, ganz frei zu ſein, auch nach der anderen Dimenſion. Von der Erde fortzukommen in kühner, raſender Bewegung. Nicht nur am Boden hin, ſondern hoch hinauf. Höher, höher, nach den Wolken.

Dann verliere ich das für den Rennmann notwendige Bewußtſein des Tempos, das man immer gleichmäßig einhalten muß. Dann habe ich nur ein Begehren, noch immer ſchneller, immer raſender, mit feſter Zügelanlehnung, zum Platzen des Leders, daß ſich das Tier ganz hineinlegt in die Fäuſte, die dann Centner zu halten haben. Und nur immer vorwärts, vorwärts, da es noch nicht ſchnell genug. Nur eiliger, raſender.

Ich möchte ſchreien, ja ſchreien, laut brüllen vor Wonne. Ich möchte Hurra rufen, als ob es zur Attacke ginge. So müßte man ja auch hinein in den Feind auf „ſinnlos pullendem Pferde", hinein, daß einen nichts aufhalten könnte, daß man die Reihen der Entgegenſtürmenden durchbrechen müßte, und wenn ſie tauſend Glieder tief zur Attacke ritten, daß ſie alle zerſplitterten vom Anprall, zur Seite flögen, um eine Gaſſe zu bilden dem hineinjagenden edlen Tiere . . . . . .

Zwett bringt mich rechtzeitig zur Wirklichkeit zurück:

— Egeſtorff! Egeſtorff! He! Das Tempo wird zu toll!

Wir kommen an die Hinderniſſe.

Hei! die Hecke.

Wir flitzen durch.

— Etwas ſtärker jetzt! — brüllt Zwett, doch der ſauſende Luftzug trägt ſeine Worte davon. So macht er weil er glaubt ich verſtünde ihn nicht mit der Hand das Zeichen zum Erweitern des Sprunges.

Wie der Teufel geht es über die Mauer, daß die Naſenfetzen fliegen.

Eng liegen wir wieder aneinander. Wir weichen nach links aus, damit wir die Little Anna nicht unruhig machen, die noch immer ſtörriſch wie ein Eſel vor dem Graben ſteht, vom Burſchen jenſeits des Hinderniſſes gehalten.

Die Stute zuckt nicht einmal.

Nun kommt der iriſche Wall, vor dem ein bischen das Tempo verkürzt wird. In einem Satz ſind wir oben, in einem zweiten, mächtigen wieder unten. Aufſetzen, Abſchnellen, Landen — beide Hengſte zugleich. Wir gehen aus der Stellung im Sattel, etwas zurückgebeugt im Tiefſprung, leiſe mechaniſch wieder zum Rennſitz über mit leicht gehobenem Geſäß und tiefen Fäuſten.

Nun wieder die Wendung. Nach innen geſeſſen. Dann die Gerade, lang am Exerzierplatz hinunter.

— Bummler hat genug! — ruft mir Zwett zu, und ich beginne allmählich zu parieren.

Gradation ſchießt weiter. Wie ein rieſiger Oceandampfer brauſt er ſeine Bahn mit ſeinem mächtigen langen Sprung.

Der Bummler wird kürzer und kürzer unter meinem fortwährenden Anziehen und Nachgeben. Aber eine Weile dauert es ſchon, bis es mir gelingt, den Hengſt in Trab

zu ſetzen. Die ſtoßende Bewegung rüttelt mich tüchtig durch nach dem ſchönen, gleichmäßigen Galoppſprunge.

Ich wende von der Galoppierbahn ab, nach der Mitte des Platzes. Die Zügel gebe ich dem Gaul ganz auf den Hals, und er ſtreckt ſich, wie es ihm gefällt.

Im langen, edlen, faulen und doch ſo geräumigen Schritt der Vollblüter „bummelt“ der „Bummler“ herum, während ich Zwett nachſchaue.

Er hat vollen Dampf aufgeſetzt, eben fordert er ſeinen Hengſt noch einmal auf, indem er ſich tiefer in den Sattel niederläßt, Geſäß und Schenkel leiſe beugt und Gradation noch feſter beim Kopfe nimmt. Es genügt vollkommen, dann ruht er wieder leicht im Bügel. Die weiten Reithoſen flattern bauſchend.

Die Stalljungen, die ihre Pferde abtraben, wenden die Köpfe, um Zwett nachzublicken.

— En gauter Gälopp! — ruft der eine Knirps in ſeiner affektierten Rennſtallausſprache, als ich neben ihnen vorüberkomme.

Zwett beginnt die Zügel zu raffen. Der bohrende Hengſt zieht ihn nach jedem Anzuge weit bis auf den Hals, und jedesmal nimmt ſein Reiter wieder von neuem die Trenſe an. Die ganze kurze Seite des Platzes hinab wird ſo abgeſtoppt, bis Gradation, die Hufe werfend wie ein Traber, ſich ſchüttelnd und verſuchend, ſich von dem Mundſtück loszumachen, in Schritt fällt.

Sofort ſitzt der kleine Sportsman ab. Der Hengſt iſt am Halſe ein wenig dunkler, alſo naß. Ein Junge wirft ihm die Decken über, auch das Kopfſtück, ſo daß

er gänzlich eingemummt ist. Dann schnallt er die Bügel kürzer, und Zwett hebt ihn darauf.

Im Schritt trollt er davon.

Auch ich tausche den Bummler, der kein nasses Haar zeigt, gegen Zwetts Charge um:

— Zwett ich muß einrücken. Du weißt, um neun Uhr ist Rekrutenvereidigung. Ich muß nach Haus!

Ich habe nämlich noch, da ich den Fahneneid abnehmen muß, die Formeln mir zurechtzulegen, die für die verschiedenen Konfessionen und Bundesstaaten verschieden lauten. Zwett muß um neun Uhr mit seinen Rekruten im Reithaus sein.

— Gut, Egestorff. Ich bleibe noch. Ich werde mich mal auf die kleine Stute klemmen. Das Aas muß über den Graben! Ich kann ja warten — wenigstens bis halb neun.

Ein kurzes Lebewohl und ich trabe Hohensee zu.

Auf dem Exerzierplatz sehe ich immer noch von weitem die langen, gespenstischen Gestalten der deckenüberhangenen Pferde im leichten Nebel schreiten, der über der Fläche lagert. Und oben am Wassergraben hebt sich in dunkler Umrißzeichnung die kleine Stute vom Himmel ab, auf der Zwett regungslos sitzt, wartend, bis Little Anna anderen Sinnes geworden.

* * *

Um dreiviertel neun Uhr führt Zwett seine Rekruten ins Reithaus. Er kommt an mir vorüber, und ich frage eilig:

— Ist sie gesprungen?
Die Antwort klingt überlegen:
— Das versteht sich!

X.

Hubertus hinter den Hunden.

Der 3. November ist da. Das bedeutet für uns Parforcejäger ein Freudenfest: Hubertus, der Haupttag, aber damit auch der offizielle Schluß der Jagd.

Mittags ein Uhr ist das Stelldichein am Nordausgang des Dorfes Schöna.

Ganz Hohensee wimmelt von Rotröcken. Bei Rawitsch ist schon seit 10 Uhr Frühschoppen gewesen, wo die Jäger von auswärts, die Gutsbesitzer der Nachbarschaft, die Sportfreunde aus Berlin, die Weißbrodter Kürassiere (13.), die 31. Dragoner aus Preußisch-Gutstadt und die 26. Husaren aus ihren beiden elenden Nestern Prinzhorn und Loeningen versammelt sind, um lärmend und fröhlich St. Hubertus zu begehen.

Von 12 Uhr an beginnt das Ausrücken der Jäger von Rawitsch aus, wohin sich viele die Pferde bringen ließen, von der Kaserne, wo sie ihre Tiere einstellten, von den Hotels, wo die Fremden abstiegen und von den Wohnungen einzelner von uns, die Kameraden bei sich aufgenommen haben.

498933

Die Chauſſee nach Schöna iſt belebt von Reitern, die dem Stelldichein zuſtreben, alle mit der Hetzpeitſche (meiſtens ohne Schnur), die ſie über dem Sattelknopf halten.

Dienſtſättel ſind verbannt. Der Zwieſel hinten iſt abgeſchraubt oder der ganze Sattel durch eine kleine, engliſche Pritſche erſetzt.

Man ſieht weiße und dunkle Vorderzeuge, Trenſenzäumungen und Kandaren durcheinander. Hier und da reitet einer auf Pelham, der Trenſe und Kandare verbindet.

„Otto," mit dem ich auf der Chauſſee kurz nach den letzten Häuſern zuſammengetroffen, hat ſeinen unglücklichen Fuchswallach mit allen möglichen Marterwerkzeugen verſehen. Das bringt den kleinen Zwett zur Verzweiflung:

— Sagen Sie bloß 'mal „Otto", wozu haben Sie eigentlich dem armen Tier ein Martingal angeſchnallt, und noch dazu ſo kurz? Wenn der Gaul die Naſe in die Luft ſteckte, wenn er pullte, könnte ich das noch verſtehen, aber das Vieſt überzäumt ſich ſogar und geht laurig hinter dem Zügel!

„Otto," der, ebenſo wie Floß, dieſes Jahr zum erſtenmal die Jagden mitreitet, iſt nicht ärgerlich über die Ermahnung. Er meint nur kleinlaut:

— Ich habe aber doch die ganzen Jagden ſo geritten?

— Eben darum! Mich wundert's nur, daß Sie mit der Bremsmaſchine noch nicht hingeflogen ſind!

Zwett und „Otto" rücken zuſammen ſeitwärts auf eine Stoppel heraus. Ich trabe weiter gegen Schöna zu.

Es ist ein prachtvoller Herbsttag. Nicht zu warm, nicht zu frisch. Der Himmel wolkenlos, die Sonne milde herabscheinend. Hinter mir liegt Hohensee. In der klaren Herbstluft kann ich deutlich, wie ich mich im Sattel halb wende, den Rauch bläulich, weißlich aus Schornsteinen und Essen steigen sehen. Scharf zeichnet sich die graue Kaserne oben über den roten Dächern des Städtchens ab, das durch seine drei Kirchtürme weithin in der ganzen Niederung der Elster zu erkennen ist.

Vor mir dehnt sich beackertes Feld, durch schräg die Hügellehnen hinansteigende, gelbe Stoppeln unterbrochen.

Rechts von der Chaussee, aber noch gut zwei Kilometer entfernt, fließt die Elster, der ein Gewässer zuströmt, die Schöna. Sie giebt dem Dorf den Namen und kreuzt unausgesetzt durch ihren Bogenlauf die Chaussee. Birken und Weiden bezeichnen ihren Lauf. Dieser Bach ist es, der im Verein mit der Elster und dem Lindackerkanal unsere Hetzjagden so anziehend macht, denn auf unserem Gebiet kann man kaum fünfhundert Schritte geradeaus reiten, ohne einen Wassersprung. Dazu liegen alle Straßen und Wege, wegen der Frühjahrsüberschwemmungen, auf Dämmen, so daß jedesmal, wenn die Jagd über eine Straße führt, ein Hoch- und ein Tiefsprung, meist sogar mit beträchtlichem Graben, nötig wird.

Ich gehe in Schritt. Eine Menge Reiter holen mich allmählich ein, die gleich mir Schöna zustreben. Wir wechseln Grüße. Einer oder der andere schließt sich mir an und bald ist, als wir vor dem Dorfe sind, die ganze Straße voll Jäger: Küraſſiere, Dragoner, Ulanen in

Uniform oder rotem Rock. Gäste aus Berlin, Torgau und sogar Dresden.

Am Nordausgang von Schöna sind wir am Stelldichein. Bald wimmelt die Stoppel an der Chaussee von Pferden und Reitern.

Einige sitzen ab, um ihren Gaul zu entlasten oder noch einmal vor Beginn der Jagd zu gurten, das Pferd zu prüfen auf Sattelung, Zäumung und Beschlag. Andere bleiben im Sattel und reiten ihr Tier im Schritt auf und ab.

Begrüßungen finden statt, man schüttelt sich die Hand, verabredet, wie man später beim Diner sitzen will. Freundesgruppen thun sich zusammen und einer oder der andere von unserem Regiment als Herren des Kasinos, in dem das Hubertusmahl stattfinden wird, übernimmt es, Plätze zu belegen.

Mehrere Reiter, die weiten Weg gehabt haben, wie Herr von Lock, der Landrat, der von Kaltenhagen kommt, tauschen mit dem Pferde, das ihnen der Reitknecht an der Hand vorausgebracht.

Auch eine Anzahl Damen sind erschienen, Herrn von Locks älteste Tochter, die ihre kleine Braune sehr mutig und geschickt reitet, obwohl das Mädchen kaum dreizehn Jahre zählt. Dann Misses Thomas oder „die kleine Frau" geheißen, Frau von Domani I, eine vollendete Reiterin. Sie hat schon früher, als ihr Mann in Hannover kommandiert war, dort stets die Parforcejagden des Militärreitinstitutes mitgeritten.

Endlich noch aus der etwas entfernteren Nachbarschaft Hohensees, Gräfin Gnaat-Lingen. Frau Nehrmann und Frau von Hostell.

Gräfin Gnaat reitet schon seit Jahren mit uns. Ihr Mann hatte uns versprochen, nächstes Jahr zwei Töchter mitzubringen. Das soll nun aber nicht sein, denn nächstes Jahr sind wir ja nicht mehr in Hohensee.

Den beiden anderen Damen, die keinen allzu günstigen Eindruck zu Pferde machen, lasse ich mich schnell vorstellen. Viel Zeit ist nicht mehr, denn schon wird die Meute durch das Dorf geführt, um auf der frischen Fährte angesetzt zu werden.

Domani reitet voraus als Leiter der Jagd. Er ruft mich und den Pfaff an:

— Bitte, kommt doch 'mal mit. Dort sind eine Menge Bummler, die sich die Jagd ansehen wollen und natürlich auf allen Feldern herumtrampeln. Wir sollen das dann blechen!

Wir folgen ihm durch das Dorf, bis auf die entgegengesetzte Seite.

Am Wirtshaus halten eine ganze Reihe von Wagen. Eine Coach ist mit vier Rappen bespannt, die der Kutscher tadellos hingestellt hat. Er trägt, ebenso wie die Diener, kleine Veilchensträuße im Knopfloch. Sie haben den Vordersitz eingenommen, weil kein Herr zum Fahren da ist, denn alle reiten im Jagdfelde. Auf der Coach sind: Frau von Romanshof, Frau von Ried mit ihren beiden Töchtern und natürlich die Besitzerin: Frau von Lock.

Wir können die Damen nur grüßen, denn die zehn Minuten, die der Keiler Vorsprung erhalten sollte, sind schon nahezu vorbei.

Der Kasten, in dem er gesessen, steht geöffnet am

Wege und wird von ein paar neugierigen Hohenseern aufmerksam betrachtet.

An der Stelle, wo die Fährte des Schwarzkittels beginnt, ist ein Birkenzweig in den Boden gesteckt, um den Ort nicht zu verlieren, wo die Meute angesetzt werden muß.

Der dicke Gastwirt Bloch vom Hopfenstock an der Freiung, erklärt eben mit wichtiger Miene als Kenner ein paar Freunden, die er mitgebracht, wie der Käfig mit dem Jagdtier auf das Stelldichein gefahren, dann abgeladen und geöffnet werde:

— Es is Sie eißerscht gefährlich daneben zu stehen, das hat schon manch Eenen das Läben gekustet! — behauptet er eben prahlend.

Dabei tritt er aber den Birkenzweig in den Acker und ich muß ihn nachdrücklichst bitten, sich an den Gasthof zurückzuziehen, da er uns sonst die ganze Jagd verderben könnte.

Währenddessen drängt der Pfaff die übrigen Zuschauer beiseite. Domani weiß sehr wohl, warum er gerade den Pfaff dazu gebeten, denn es liegt uns daran, auch bei der Bevölkerung Interesse für die Hetzjagden zu erwecken, aber die Zuschauer müssen nun einmal wenigstens aus unmittelbarer Nähe ferngehalten werden. Das bringt kein anderer in so liebenswürdiger Weise zuwege, wie der Pfaff, der den Leuten einen solchen Unsinn vorschwatzt und sie dabei so zu nehmen weiß, daß er ihnen überhaupt das Zusehen verbieten könnte, ohne daß sie sich ärgern würden.

Die Meute kommt eben unter Patrick O'Donells

Leitung am Dorfausgang an. Die Hunde werden geführt von den beiden, gleichfalls wie der Huntsman, in roten Rock gekleideten Piqueuren.

Die Koppeln ſchlagen an und heulen langgedehnt.

Allmählich erſcheint auch die Jagdgeſellſchaft, weit über hundert Reiter ſtark.

Die Hunde werden auf die Stelle geführt, wo der Birkenzweig im Boden ſteckt, an die Fährte angelegt und dann losgelaſſen. Sofort ſtürmen ſie, die Naſe an der Erde, unter hellem, fröhlichem Geläut, mit nach oben geſtreckter Fahne dahin. Unmittelbar hinter ihnen folgt Patrick O'Donell, rechts und links von den Piqueuren begleitet. Sie blaſen die Fanfare „Anjagd". Dann kommt Domani I und hinter ihm, die Pferde in Schwung bringend, das ganze Feld.

Die Meute beſchleunigt, immer am Boden ſuchend, den Lauf.

In ſcharfem Galopp geht es ihr nach.

Bald zieht ſich die Jagdgeſellſchaft auseinander, breitet ſich aus und erfüllt die ganze Niederung. Die Uniformen und roten Röcke ſtechen vom Raſen ab, auf dem wir in langem Sprung, weich, elaſtiſch, federnd reiten.

Die Wagen der Zuſchauer, voran die Coach, haben ſich in Bewegung geſetzt und begleiten uns ſeitwärts auf der Chauſſee. Sie können uns in ruhigem Trabe folgen, denn wir müſſen immerfort Haken ſchlagen und Bogen reiten. Ihr Weg iſt kürzer.

Nun kommt das erſte Hindernis: die Schöna.

Der Bach iſt an der Stelle, wo wir ihn ſpringen

müſſen, ganz verſchieden breit. Und es macht mir Spaß zu beobachten, wie er genommen wird.

Zwett und der Pfaff zuſammen, faſt Bügel an Bügel, dort wo der Waſſerſpiegel am breiteſten iſt.

Floß will ihnen folgen, ſein Brauner macht jedoch hart am Abſprung ſcharf rechts um, wodurch der ahnungsloſe Reiter faſt links aus dem Sattel kommt, dabei rennt er Rittmeiſter von Zackenthin von den Küraſſieren beinahe über den Haufen.

Der Rittmeiſter ſchimpft während des Sprunges:

— Zum Donnerwetter noch 'mal . . .

Der Grund des Ausbrechens war, daß kaum zehn Schritt von der breiten Stelle die Chauſſee den Bach überbrückt und die Braune, die Floß von Pernegg gekauft, das Jagdterrain ganz genau kennt. Sie ſpringt denn auch, ganz gegen den Willen ihres Herrn und Meiſters mit einem Satz auf die Straße, galoppiert über die Brücke und betritt ein paar Meter jenſeits des Waſſers von neuem die Wieſe.

Floß reitet ſtolz weiter, als ſei nichts geſchehen. Ihm folgen auf der Brücke zwei der Damen.

Der Kommandeur, der ſeine Pferde ſtets wie er will in der Hand hat, läßt erſt den Sturm der Reiter über die Schöna brauſen, dann nimmt er den Bach dort, wo er ſich gerade befindet, in einer ſo gleichmäßigen Bewegung, als ſei der Satz nur ein Galoppſprung wie die anderen vorher und nachher.

Er ſpringt mit ganz hingegebenen Zügeln. Ich weiß, Oberſtleutnant von Romanshof iſt einer von den Reitern, die behaupten, man könne dem Pferde doch nichts

helfen, höchſtens es im Moment des auf die Kniee kommens beim Landen durch Gewichtsverteilung nach hinten und ſcharfes Annehmen unterſtützen. Beim Sprunge ſelbſt müſſe man aber darauf bauen, daß das Tier am beſten ſeine Sache allein macht.

Über dieſen Punkt hat es ſchon oft im Kaſino Auseinanderſetzungen gegeben, denn gerade der Etatsmäßige möchte am liebſten ſogar zum Sprunge eine eigene Zügelhilfe geben.

Zwett nennt das verachtungsvoll.

— Hebamme, oder der Zirkusſprung.

Der Bummler, den mir Zwett anvertraut, weil es ihm daran liegt, daß er dreimal hinter den Hunden gegangen iſt, damit er das Anrecht hat, übermorgen in Weißbrodt bei den Küraſſieren im „Weißbrodter Parforce-Jagdrennen" zu ſtarten, zieht den Bach an, daß es eine Freude iſt. Ich bin hinüber, faſt ohne vom Sprunge etwas gemerkt zu haben.

Plötzlich verlangſamt ſich vorn das Tempo. Ich gehe in Schritt, denn ich ſehe, wie die Hunde kläglich heulend, winſelnd an einem Hügel herumſuchen, der von dichtem Unterholz beſtanden iſt.

Sie haben jedenfalls die Fährte verloren, denn ſie irren hin und her in allen Richtungen, immer ſchnüffelnd, ſuchend, doch nun faſt lautlos mit geſenkter Fahne.

Patrick O'Donell flucht engliſch und reitet, ſeinen Schimmel rückſichtslos im Maul reißend, mit durch die Bügel gehangenen weit vorgeſpreizten Beinen auf und nieder. Hier und da ruft er einen jungen Hund zurück, der ſich zu weit von der übrigen Geſellſchaft getrennt,

oder er ſchickt einen der Piqueure ab, den Abtrünnigen mit der Peitſche zu den übrigen zurückzuklatſchen.

Wir reiten Bogen währenddeſſen, oder bleiben irgendwo halten, wo wir gerade ſind.

Griesbach von Oſterhofen, kein beſonderer Liebhaber der Parforcejagden, iſt zur Chauſſee hinübergeritten, um von den „fabelhaften“ Sprüngen, die manchmal vorkommen, den Damen zu erzählen, denn dieſe haben uns eingeholt und halten drüben.

Dann erſchallt mit einem Male die Fanfare, die jedem Reiter- und Jägerohr liebliche Muſik iſt: „Gute Jagd“.

Das helle Geläut der Meute klingt wieder. Ein paar alte Hunde haben endlich die Stelle gefunden, wo der Keiler, der durch das Holz gewechſelt, die Schonung wieder verlaſſen hat.

— Die Hunde gehen laut! — hatte der Pfaff ſchon längſt gerufen, ehe noch „Gute Jagd“ geblaſen war.

Diesmal iſt die Meute ihrer Sache ſicher. Immer ſchneller wird das Tempo. Ein Hindernis nach dem andern wird genommen. Der Schönabach wenigſtens ein Dutzend mal, dann eine ſcharfe Buxbaumhecke und die Einzäunung einer Wieſe.

Rittmeiſter von Ried, unſer Kaſſierer, iſt außer ſich, als wir auf die Wieſe geraten:

— Meine Herren, bitte herunter von der Wieſe! Sie iſt naß! . . . Hoh! Hoho! Aber meine Herren, die Wieſe iſt tief . . . Wer ſoll das zahlen?

Er reitet jammernd auf und nieder und ſagt zu Auerſchütz und mir, die wir zurückgeblieben ſind, um eine

wild gewordene Kuh, die sich von ihrem Weidepflock losgerissen, wieder anzubinden:

— Das kostet mindestens vierhundert Mark Entschädigung. Die Wiese ist tief. Sehen Sie nur 'mal, diese Löcher!

Auerschütz lacht:

— Der Bauer wird sich riesig freuen. Der macht einen Riesenschnitt dabei, der Kerl!

Ried ist nicht zu trösten:

— Aber unsere Kasse! So eine Verschwendung. Das nächste Mal nehme ich aber jeden mit zwanzig Mark in Strafe, der über nasse Wiesen oder Saat reitet.

Schon ist das Jagdfeld fast außer Gesichtsweite. Wir müssen schnell folgen. Und wir flitzen über den Boden hin, leicht das Gesäß gehoben, in die Bügel gestellt, mit tiefer Faust, auf weitausgreifenden Pferden.

Das ist mir immer das seligste Gefühl, dafür gäbe ich alles: ein gutes, edles, schnelles Tier unter sich wissen und Ebene, Fläche, Acker, Wiese vor sich kilometerweit, dann hinstürmen über die Erde.

Die Wasserspiegel unterwegs spürt man kaum, wenn es dem Gaul Freude macht, darüber hinweg zu sausen.

Auerschütz denkt das auch, fühlt das auch, er lacht laut auf vor Freude und ruft immerfort:

— Go on! Go — on! Immer vorwärts. Hurra! Gottverdammmich, ist das schön!

Endlich, als wir gerade über eine geringe Höhe tauchen, sehen wir unter uns die Jagd. Vorn die Hunde, die sich deutlich vom Dunkel des Bodens abzeichnen mit ihrem weißen, gefleckten Körper. Patrick O'Donell auf

ſeinem Schimmel und dann über die ganze Fläche verſtreut, wie eine Schwarmattacke und weiter noch auseinandergezogen die roten Röcke und bunten Uniformen der Jäger.

Deutlich ſehen wir rechts und links, außen am Jagdfelde, zwei Reiter Bogen ſchlagen, ſo ſchön gleichmäßig, als ob es auf Kommando geſchähe. Es ſind Floß und „Otto", die ihre Pferde nicht mehr halten können und fürchten, in die Meute zu reiten. Das iſt ſtreng verpönt, denn es hindert und gefährdet natürlich die Hunde.

— „Otto" ſcheint aus ſeinem Wallach ein wildes Tier gemacht zu haben! — meint Ried im Reiten, ganz elegiſch.

Ich weiß, daß der Fuchs aus Rittmeiſter von Rieds Schwadron ſtammt und er den Wallach nur ungern als Chargenpferd für „Otto" hergegeben hat.

Bald ſind wir mitten unter den anderen.

Wir nähern uns der Elſter, die wir an den hohen Bäumen an den Ufern, erkennen. Floß ſchießt kurz vorher richtig in die Hunde hinein und Domani brüllt ihn deshalb in der Aufregung etwas unſanft an:

— Zurück, Floß! Wollen Sie gleich zurück. Ich habe die Hunde nicht geſtohlen.

Aber das nützt nichts, Floß kann ſein Pferd durchaus nicht mehr halten.

Die Braune erklimmt zuerſt die Böſchung des kleinen Uferwalles, dann verſchwinden ſie beide in der Tiefe. Deutlich hört man das Klatſchen des Falles in den Fluß und hoch ſpritzt das Waſſer auf.

Wir anderen, die wir die tückiſchen, unter den Hufen

einbrechenden Uferränder der Elster kennen, parieren erst unsere Pferde, ehe wir hinauf- und wieder hinabreiten.

Die Hunde sind teils noch in dem nicht gar breiten Gewässer. Zum größten Teil jedoch haben sie bereits das entgegengesetzte Ufer gewonnen, wo sie sich nach allen Seiten hin zerstreuten.

Unablässig tönt der Hornruf, die Meute zu sammeln. Ein ungehorsamer junger Hund, der mit eingeklemmter Fahne und scheuem Blick flüchten will, wird durch Patrick O'Donell mit ein paar tüchtigen, klatschenden Peitschenhieben zurückgeholt.

Die Meute irrt am jenseitigen Ufer umher. Weit fort von den Genossen, flußabwärts, spürt der alte zerbissene „Lord" am Boden. Endlich geht er laut mit senkrechter Fahne über Feld.

— „Lord" hat die Fährte! — ruft laut der Kommandeur.

— Der Keiler ist nur ein Stück stromabwärts ausgetreten! — antwortet Domani I, und fast im selben Augenblick haben ihn der Pfaff, der Etatsmäßige und Graf Kalmünz entdeckt:

— Dort, dort ist er ja.

— An der Schäferei von Ziegra, ergänzt Rittmeister Bucher.

Alles reitet die Böschung hinab, um die Elster zu durchschwimmen.

Nun erst sehe ich, daß sich die braune Stute von Floß, die sich im Wasser gewälzt, abmüht, am Ufer drüben aufs Trockene zu gelangen und bald den Wall erklettert und davongaloppiert.

Floß, pudelnaß, hat eben das rettende Land erreicht. Er ſchüttelt ſich und wehklagt:

— Herr Gott, meine Stute iſt weg!

— Sie kennt den Weg nach Haus! — verhöhnt ihn der Pfaff.

Wir anderen aber ſuchen die beſte Stelle, um ins Waſſer und drüben wieder hinauszukommen. Es platſcht und ſpritzt und faucht und wiehert. Flüche und Scherzworte klingen, aber nach kurzer Zeit iſt doch faſt alles hinüber. Rittmeiſter von Ybbs und Dittmann ſind zwar in den Fluß gefallen, aber ſie haben ihre Pferde nicht losgelaſſen, ſo daß ſie wieder aufſitzen können.

Drüben iſt längſt die Meute, „Lord" folgend, wieder laut gegangen. Wir jagen ſchon in Sicht. Dort läuft atemlos und ohne Energie der Keiler.

Nun heißt es ſich heranhalten.

Alles verſtärkt das Tempo, um möglichſt nahe am Ausheben zu ſein. Da haben auch ſchon die Hunde ihren Feind geſtellt. „Lord" iſt ihm ſofort an der Kehle. Andere folgen. Doch der Schwarze zielt und wirft mit ſeinen ſcharfen, elfenbeinfarbenen Gewehren eine Hündin im Bogen beiſeite. Das Tier rafft ſich auf, wenn es auch heftig blutet. Doch „Lord" hat nicht losgelaſſen. und bald iſt der wütend grunzende Keiler machtlos.

Domani, unſer Maſter, hebt ſeine Kappe als Zeichen, daß die Bahn frei iſt zum Ausheben.

Wir ſtürmen alle heran. Ein Dutzend Reiter ſind auf einmal von den Pferden und drängen ſich um den Keiler, der mit letzter Kraft noch einmal die Hunde abſchüttelt und ſich auf den kleinen Zwett wirft, um ihm

mit dem scharfen Gewehr eins zu versetzen. Er schlitzt ihm den Stiefel auf, daß sofort das Blut herausspritzt.

Aber im nächsten Augenblick hat der Pfaff den Keiler bei den Hinterläufen gepackt und ihn auf den Rücken geworfen.

Domani giebt mit dem langen Waidmesser den Fang ins Herz und:

— Halali! . . . Halali! . . . Halali! . . . ertönt es kräftig aus unserer aller Munde, während wir den Hut fröhlich lüften.

Die Fanfare ertönt, dann wird der Keiler ausgeweidet und das Curée gehalten: die Hunde stürzen sich auf die noch rauchenden Eingeweide, um gierig darin zu wühlen.

Lüders, Thomas, „Otto" und Kürschner haben von einem nahen Eichenbaume Blätter zu „Brüchen" abgebrochen, die wir uns, während wir neben den nassen Pferden stehen, zum Zeichen dessen an die Kappe stecken, daß wir beim Halali gewesen.

Der arme Floß wird der einzige sein, der beim Hubertusdiner nachher kein grünes Reis tragen darf. Vielleicht wird er nicht einmal dabei sein, denn seine Braune ist nach Haus gelaufen, und unter allgemeinem Gelächter zeigt ihn uns der Pfaff, wie er drüben ratlos am Ufer steht, jenseits der Elster, die ihn trennt vom Halali!

XI.

Offiziersreitstunde.

Hubertus und damit die Zeit der Hetzjagden ist vorbei, nun beginnt die Offiziersreitstunde.

Im Reithaus sind die „Subalternbeamten", wie der Pfaff sagt, das heißt die Leutnants, versammelt. Es fehlen nur Holtitz, der als Adjutant nicht mit zu erscheinen braucht, sowie Domani I, dem der Kommandeur, wegen seiner großen Mühen um die Parforcejagden, es freigestellt hat, solange ohne Bügel geritten wird, nicht teilzunehmen. Bei Domanis vollendeter Reitkunst hält unser Oberstleutnant seine Anwesenheit mit Recht für einen falschen Kräfteverbrauch.

Natürlich wird auf Decke angefangen. Damit ist Griesbach sehr wenig einverstanden, umsomehr, da er als älterer Offizier mitreiten soll, während der jüngere Domani davon befreit ist. Mit der „Treue" ist er der einzige Premierleutnant und will deshalb die „Treue" dazu überreden, den Etatsmäßigen, der die Offiziersreitstunde leitet, zu bitten, die Premierleutnants überhaupt von der Sache zu entbinden.

Aber die „Treue“ hat allerlei Bedenken, ſie iſt zu vorſichtig und dienſteifrig, und dann möchte ſie nicht gern gegen den Etatsmäßigen auftreten, bei dem ſie ja ſo gut angeſchrieben iſt.

Ehe der Major erſcheint, ſtehen die Pferde noch hier und da in der Reitbahn herum. Sie werden geprüft, ob ſie von den Burſchen gut herausgebracht ſind. An den Zäumungen wird noch geſchnallt und die Lage der Decken richtig geſtellt.

Dittmanns Burſche hat den Kehlriemen zu ſtraff angezogen und „Don Juan“ rügt es:

— Sie wollen wohl, daß das Vieſt in fünf Minuten erſtickt?

Bei Kürſchners Chargenpferd ſitzt die Trenſe ſchief und zerrt die Lefzen in den Mundwinkeln in die Höhe, weil das Backenſtück rechts zu kurz geſchnallt iſt.

Unſere drei „jungen Schnapper“. „Otto“, Lüders und Floß, die zum erſten Mal eine Offiziersreitſtunde mit erleben, verhalten ſich ziemlich ſtill und abwartend. Floß iſt aufgeſeſſen und macht die Runde um das Viereck der Bahn, als ob er zeigen wolle, daß es ihm nichts verſchlägt, wenn wieder auf Decke geritten wird.

„Ottos“ Charge feuert plötzlich hinten aus und trifft donnernd mit dem Huf die Bande. Alles blickt ſich um, während die etwas kitzliche Stute ſofort noch zwei-, drei-, viermal ihre Hufe in Bewegung ſetzt. Dabei läßt ſie kurzes Quieken und Wiehern vernehmen.

Zwe't hat gleich den Fehler heraus:

— Otto, der Gurt iſt viel zu feſt angezogen, der Schinder muß ja keilen!

Und da „Otto“ zuerst ein wenig ratlos neben dem grunzenden, schlagenden Tiere steht, fährt Zwett den Burschen an:

— Kerl, halten Sie doch den Kopf hoch von der Stute! Kopf hoch!

Wie der Blitz ist der kleine, gewandte Sportsman von seinem Tier herunter und löst den zu fest angezogenen Gurt.

Sofort ist die Stute ruhig.

„Otto“ bedankt sich vielmals, und Zwett giebt ihm den Rat, das nächste Mal vor der Offiziersreitstunde die Stute tüchtig abzutraben, damit sie sich, die Neigung zu einem leichten Sattelzwang hat, ruhig verhalte. Er erklärt:

— Wissen Sie, „Otto“, es ist nicht angenehm, hinter Ihnen auf dem Viereck zu reiten, wenn etwa Kopf an Schweif aufgerückt wird. Wenn das Vieh so hinten 'rausfeuert, so giebt es nämlich die besten Schienbeine.

Da noch ein paar Minuten Zeit sind, bis der Etatsmäßige erscheint, den der Bahndienst ankündigen wird, so schwingt sich Zwett schnell auf die kitzliche Stute. Sie quiekt nur leise dabei, da der Kopf an beiden Trensenzügeln hochgehalten ist. So beginnt er aufs Viereck zu gehen und das Tier zu bearbeiten, indem er es tüchtig mit beiden Schenkeln zusammenstellt.

Dann ertönt Griesbachs Stimme:

— Meine Herren, darf ich bitten, in der Mitte der Bahn aufzumarschieren. Drei Schritte Distance. Front nach der Thür. Nach dem Dienstalter, bitte!

Wir ordnen uns schnell, für Zwett wird ein

Zwiſchenraum gelaſſen, da er noch „Ottos“ Stute abtraben will. Sie geht ſchon faſt ganz ruhig.

Griesbach reitet die Front ab und beginnt zu zählen:

— Vier . . . ſieben . . . acht . . . neun . . . elf . . . dreizehn . . . dreizehn . . .? Donnerwetter, da fehlt ja einer. Wir müſſen doch vierzehn ſein!

Nun bemerken wir erſt, daß der Pfaff noch nicht da iſt. Natürlich, er kommt gewiß erſt im letzten Augenblick.

Der Bahndienſt tritt ſchnell ein und meldet an Griesbach:

— Herr Leitnant, der Herr Major kummt!

Und plötzlich erſcheint der Pfaff auf ſeiner Charge. Er läßt ſich die Flügel der Reitbahnthür öffnen und eilt in einer Art Dreiſchlag in die Bahn. Wir müſſen nachrücken, um ihm Platz zu machen, ſo daß Griesbachs ſchön aufgebaute Schlachtordnung zerſtört wird. Jener knurrt irgend etwas, dann kommandiert er auch ſchon:

— Still geſeſſen!

Der Etatsmäßige erſcheint in der Thür. Griesbach ſetzt ſeine Charge mit den endlos langen, dürren Beinen die ihm auf Decke etwas Ungeſchicktes geben, in Rechts-Galopp, reitet an den Major heran, pariert, ſpringt ab, meldet, während er mit der Rechten grüßt und links die Trenſe hält:

— Vierzehn Offiziere zur Offiziersreitſtunde!

Wir alle haben die Hand an die Kopfbedeckung gelegt.

— Ich danke ſehr, meine Herren. Bitte zu rühren, —

sagt verbindlich grüßend Major von Kirch, während Griesbach aufspringt und sich mit einer Volte auf unseren rechten Flügel setzt.

Nun schickt der Etatsmäßige den Bahndienst hinaus und hält eine kleine Ansprache, worin er uns seine Absichten mitteilt, wie er die Reitstunde handhaben wolle. Er entwickelt ein ganzes Programm. Erst möchte er uns auseinanderreiten lassen, um die Pferde kennen zu lernen und sich ein Bild zu machen, dann bäte er jeden einzelnen, ihm über seinen Stall Auskunft zu geben und sein Tier ein paarmal das Viereck herum in allen Gangarten zu zeigen. Später würde er dann sämtliche Herren zu einer Abteilung zusammennehmen. Zum Schluß sagt er noch:

— Meine Herren! Ich weiß ja, daß jeder von Ihnen überzeugt ist, daß es für den königlichen Dienst unentbehrlich ist, daß man sich einige Minuten vor Beginn einfindet, damit — nun, sagen wir, damit man sich und sein Pferd günstig präsentiert. Ich weiß aber nicht mit derselben Bestimmtheit, ob auch alle Herren diese militärisch unerläßliche Pünktlichkeit immer in die Praxis übertragen. Ich halte das für notwendig. Sie kennen nun meine Ansicht. Danke sehr. Bitte auseinander zu reiten.

Mit keinem Blick hat er den Pfaff gestreift, aber wir haben verstanden.

Nun beginnt ein buntes Bild. Wir verteilen uns in der Reitbahn. Die älteren Offiziere reiten Schritt und fangen erst allmählich an, ihre Pferde zusammenzunehmen. Dittman trabt sehr bald an. Griesbach spricht

mit dem Etatsmäßigen in der Mitte der Bahn. Floß natürlich hat ſeinen Gaul ſchon in Galopp geſetzt. Sofort fährt der Etatsmäßige herum:

— Herr von Floß, Sie kennen wohl den alten engliſchen Reiterſpruch: Aus dem Hof eine Meile Schritt?

In dieſem Augenblick beginnt „Ottos“ Stute noch einmal leiſe zu quieken und verhält ein wenig, als ſie durch die Mitte der Bahn changierend gerade am Major vorbeikommt

„Otto“ wird ungeduldig und treibt den Gaul mit den Sporen an. Sofort bockt die Stute und feuert hintenaus, ſo daß der linke Hinterhuf kaum eine Hand breit am Kopfe des Etatsmäßigen vorbeiſauſt.

Ganz ruhig und kalt tritt dieſer einen Schritt zur Seite und ſagt nur ironiſch zu „Otto“:

— Herr Leutnant Graf Regenſtauf, ich darf wohl bitten, nicht auf Avancement zu reiten!

Allmählich ſind alle Pferde in Trab. Obwohl die Bahn geſprengt worden iſt, beginnt doch ſchon der Staub aufzufliegen. Unſer Sandboden in Hohenſee zerſtiebt auf den Reitbahnen immer zu Pulver. Griesbachs neuer, weißer Kragen iſt grau.

Schon haben ſich die Burſchen eingefunden, um uns die Pferde abzunehmen, denn die Zeit iſt vorüber. Herrn Lotichius' große Naſe erſcheint über der Bande.

Der Pfaff flüſtert mir im Vorbeireiten zu, mit dem ernſteſten Geſicht der Welt:

— Du, laß doch Deinen Burſchen zurücktreten, ſeine große Zinke macht die Pferde ſcheu!

Doch es iſt nicht mehr nötig, denn der Major

schließt. Er grüßt und geht. Die Burschen kommen mit ihren Decken herein, um die zum Teil warm gewordenen Pferde einzuhüllen.

Zwett läßt noch die Springstange, einen langen mit Stroh umwickelten Balken, hereinbringen und der Pfaff, Zwett und ich gehen noch einmal hinüber, während Kürschner als Offizier vom Tagesdienst das Bandolier umhängt und die Mütze mit der Czapka vertauscht, Thomas und die „Treue" nach Hause eilen, Auerschütz mit Dittmann, „Otto" und Lüders einen Skat bei Rawitsch verabreden.

Griesbach läßt sich sorgsam abbürsten.

Ganacker ist verschwunden.

XII.

Leutnant von Ganacker.

Ganacker iſt der unter uns, von dem am wenigſten geſprochen wird, der ſtill kommt und geht, faſt ohne daß man es merkt. Er iſt ſo zurückgezogen, ſo abſeits von unſeren Freuden und Unterhaltungen. Aber alle haben ihn gern, dieſen ein wenig zarten Kameraden, und dann wiſſen wir, daß auf dem Armen ein Leid laſtet, deſſen ſeine Seele nicht Herr wird, weil er in Unſicherheit ſchwebt, immer noch hoffend, einmal glücklich zu werden.

Ganacker, unſer lieber Ganacker iſt nicht immer ſo geweſen, wie er jetzt iſt, wie er uns erſcheint. Als er beim Regiment eintrat und auch noch ſpäter die erſten Jahre hindurch war er luſtig und guter Dinge, ausgelaſſen wie andere mehr, nie ſo, wie der Pfaff ſein kann, aber doch ganz anders als jetzt.

Er war immer eine Natur, die ihre ſtillen, vertieften Momente hat, mit dem unabweisbaren Bedürfnis, für ſich zu ſein. Er war eher fertig, als die meiſten anderen, eher abgeſchliffen, eher über die eigentliche Jugendzeit

hinaus, aber er war doch eben noch der Freude geneigt und niemals ein Spielverderber.

Es gab sogar eine Periode in seinem Leben, wo ihn neue Jugend überkommen zu haben schien.

Das war die Zeit seiner Liebe.

Es erschien nämlich eines Tages in Hohensee vorigen Winter eine Schwester der „kleinen Frau" zu Besuch: Miß Evelyn Woodhouse, deren Familiennamen jedoch wir Herren nicht kannten, die man allgemein Miß Thomas nannte, weil ihre Schwester Misses Thomas hieß.

Miß Evelyn war ein auffallend schönes Mädchen, viel hübscher als die „kleine Frau", die mehr liebreizend genannt werden muß. Bei der ersten öffentlichen Gelegenheit, einem Ballfest in der „Eintracht", erregte die wie ihre Schwester braunhaarige, aber zum Unterschied von ihr große, schlanke, prachtvoll gewachsene Amerikanerin einen allgemeinen Sturm.

Bei den Herren war dieser Sturm Beifall, und alles, das ganze Regiment, die Juristen, sogar mancher der Verheirateten, begann dem schönen Mädchen zu huldigen. Bei den Damen war die Sache geteilt. Unsere Regimentsdamen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Frau von Ybbs, freuten sich darüber und nahmen Miß Woodhouse sehr freundlich auf. Aber die Stadtdamen, die sich durch die Fremde im Interesse ihrer tanzfähigen Töchter ernstlich bedroht sahen, zeigten ihre Feindseligkeit unverhohlen. Sie fanden ihr Benehmen zu frei, ihre Sprache geziert und vor allem ihren Anzug extravagant und lächerlich.

Freilich waren die Toiletten der Miß Woodhouse den armen Fähnchen der Hohenseer Stadtfräuleins und den

ungeschickten Seidenkleidern der Stadtmütter so unendlich überlegen durch Einfachheit und Geschmack, daß die Wut der Damen nicht wunderbar erschien.

Unter denen, die begonnen hatten, der Amerikanerin den Hof zu machen, befand sich auch Ganacker. Aber bei ihm war es eigentlich schon vom ersten Augenblick an nicht ein tändelndes Spiel, sondern eine plötzlich entzündete Leidenschaft.

Miß Woodhouse blieb noch bei ihrem Schwager zu Besuch, obwohl es zuerst geheißen hatte, sie würde nur acht Tage in Hohensee verweilen und dann nach Amerika zu ihren Verwandten zurückkehren. Eltern besaß sie nicht mehr.

Doch ihre Reise verschob sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Ganacker hatte während dieser Zeit jedes Mittel versucht, um Miß Evelyn nahe zu sein, und zwar in seiner ernsten eindringlichen Weise. Es war nicht das Angenehmmachen des Schwätzers, nicht die Zuvorkommenheit des Salonmenschen, (scheinbar unentbehrlich, ohne es doch zu sein) sein Gespräch hatte nichts von der Süßlichkeit der Allerweltsleute und Kurmacher. Seine Annäherung war nicht aufdringlich und mit großem Lärm ins Werk gesetzt. Er beschränkte sich darauf, in dieselbe Gesellschaft eingeladen zu sein, wo sie verweilte, und nur wenn es Zufall und Schicklichkeit gaben, mit ihr zu sprechen.

Miß Evelyn schien ihn gern zu haben. Sie suchte mit Vorliebe, das hatte ich oft bemerkt, es so einzurichten, daß er bei irgend einem Herumstehen nach Tisch oder einem Platzwechsel neben sie kam.

Ganacker spricht noch dazu gut englisch weil seine verstorbene Mutter Engländerin war. Das gab eine weitere Hilfe.

Endlich kam es natürlich dahin, daß der „ungläubige Thomas" anfing die Sache zu merken, obwohl er wie die „kleine Frau" rührend naiv mit derartigen Dingen ist.

Es war ihm nicht unlieb und er begünstigte es. Er wußte, daß Ganacker, elternlos wie Evelyn, ein wenn auch nicht bedeutendes, so doch ganz ansehnliches Vermögen besitzt, und mußte doch wahrscheinlich das Einkommen seiner Schwägerin für genügend halten, damit die beiden sich heiraten könnten. Ein Schwager im Regiment, und noch dazu ein so netter und lieber Kerl wie Ganacker, konnte ihm ja auch nur recht sein.

Er lud ihn daher öfters zum Abendessen ein und auch mich dazu. Die Villa Kalkstein liegt ja neben meinem Hause und wir haben immer gute Nachbarschaft gehalten.

So kam es von selbst, daß ich der „Elefant" ward.

Es waren reizende Abende dort. Miß Evelyn sang und die „kleine Frau" begleitete sie auf dem Klavier. Sie wählte deutsche Lieder, für die sie so über alles schwärmte, die sie bei ihren Gesangsstunden in Dresden gelernt:

— O, die deutsche Musik, das ist doch die schönste! — sagte sie immer.

Und Ganacker saß dabei, stumm, nur die Gestalt der Geliebten mit den Augen umfangend und sich berauschen lassend von den schwellenden, zitternden Tönen ihrer bloß in der Höhe etwas hart klingenden Stimme. Er sagte

nie ein Wort des Urteils, das war ihm zu banal, zu alltäglich.

Nur immer und immer bat er ſie, noch ein Lied zu ſingen, und wenn ſie geendet, noch eins.

Dann wurde über die Kompoſition ſelbſt geſprochen und die Dichtung, die zu Grunde lag, beurteilt. Ich weiß nicht, wie es kam, genug, einmal, als ſich Ganacker ſo außerordentlich eingehend über irgend ein Gedicht verbreitet, fragte Miß Evelyn:

— Dichten Sie denn ſelbſt, Herr von Ganacker?

Und Ganacker antwortete mit dem natürlichſten Ton der Welt:

— Gewiß!

Wir waren zuerſt alle ſtarr, dann wurde verabredet, er ſolle an einem der nächſten Abende etwas zum Vorleſen mitbringen. Er zierte ſich nicht, ſondern ſagte ſofort zu.

Als er mich bis an mein Gartenthor begleitete, fragte ich, warum er denn niemals darüber geſprochen, daß er Gedichte ſchriebe.

Er antwortete nur:

— Ein Leutnant dichten? Man wird ja doch bloß ausgelacht!

Da entdeckte er an dieſem Abende zum erſtenmal, was ich freilich auch nicht profanen Augen gezeigt, ſondern im Innern meiner Seele verborgen, daß auch mir das Herz für Kunſt und Schönheit glüht, wenn ich auch nie zur Feder gegriffen habe. Und nun verſtand ich auch ſein oft in ſich gekehrtes Weſen, ſeine Abgeſchloſſenheit.

Aber doch hielt ich bei ihm das Wollen für größer,

als das Können. So geht es einem ja unwillkürlich immer, wenn man noch nichts von einem Menschen gelesen oder gesehen hat, der offenbart, daß auch er von Zeit zu Zeit den Pegasus besteige.

Als wir fünf: Mister, Misses und Miß Thomas, Ganacker und ich, uns an einem der folgenden Abende wiederum in der Villa Kalkstein zusammenfanden, wurde ich jedoch eines ganz anderen belehrt. Zuerst musizierten die Damen wieder wie gewöhnlich, dann fragte plötzlich in einer Pause Miß Evelyn:

— Haben Sie uns denn etwas mitgebracht?

— Gewiß!

Und Ganacker zog einen Pack Papiere heraus, den er in der Innentasche des Überrockes stecken hatte.

Es bemächtigt sich unser aller jene eigentümliche Stimmung, die eintritt, wenn jemand eine eigene Arbeit vorführen will, von der man, ehe er begonnen, der Überzeugung ist, daß man einem schlimmen, im besten Fall ein wenig talentvollen Dilettantismus begegnen wird. Und unwillkürlich ging es mir so, da ich schon vor dem Moment bangte, wo er nach dem beendeten Vorlesen fragen würde:

— Nun, wie finden Sie das?

Es kam ganz anders.

Ganacker las schlecht, mit einem den Dichtungen geradezu schadenden, willkürlichen Heben und Fallenlassen seiner ohnedies nicht zum Vortrag geeigneten Stimme.

Etwas kommandoartiges mischte sich da herein. Und dennoch gefiel es uns, was er vortrug. Eine eigentümliche Formgebung, nicht gerade alltägliche Gedanken

waren in seiner Lyrik. Vor allem tiefes Gefühl. Von dem, was ich so befürchtet, von jener entsetzlich süßlichen Blaublümelein-Poesie spürte man nichts.

Der allgemeine Eindruck war stark. Schon nach dem ersten Gedicht war ich beruhigt. Die „kleine Frau" saß mit angehaltenem Atem da. Der „ungläubige Thomas" freilich machte zwischendurch öfters Lärm, steckte sich geräuschvoll eine neue Cigarrette an, räusperte sich, ging mit klirrenden Schritten einmal zur Klingel an der Wand, um Bier zu bestellen, aber er verhielt sich doch sonst verhältnismäßig ruhig. Er machte keine faulen Bemerkungen wie ich es erwartet hatte. Ein bedeutender Erfolg, denn der „ungläubige Thomas" ist zwar ein kreuzbraver Kerl, aber poetisch angelegt ist er nun gerade nicht.

Miß Evelyn dagegen war völlig wie verändert. Verzückt saß sie da und hing an des Vorlesenden Lippen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es wurde Frühling und die Amerikanerin war noch immer bei ihrer Schwester zu Besuch, und noch immer erschienen abends ab und zu Ganacker und ich. Ich wollte ihn nicht irre machen, sonst hätte ich ihm längst gesagt, daß er doch blind sei, um nicht zu sehen, wie Miß Evelyn in ihn verliebt war. Er brauchte ja nur anzuklopfen. Ganz Hohensee sprach ja schon davon.

Eines Abends, es war wieder musiziert worden, bat ihn Miß Evelyn etwas vorzulesen.

Zum erstenmal machte er Schwierigkeiten und meinte scherzend, er schleppe doch nicht seine Gedichte mit sich herum, wie ein Handlungsreisender die Warenproben. Sie ließ aber in ihren Bitten nicht nach und schließ-

lich erklärte er, nur ein einziges Gedicht bei sich zu haben das er in sein Notizbuch geschrieben.

Wir saßen auf dem rückwärtigen Balkon der Vill Kalkstein. Ein blühender Apfelbaum drängte sein Zweige herab und ließ sie laubenartig über unseren Sitzplatz hängen. Die Frühlingsluft war weich und erquickend

Ganacker nahm seine Brieftasche, die er im Ärmel aufschlag trug und begann, nachdem wir alle geschwiege und er einen Blick in seine Kritzelei geworfen, besser al sonst mit tiefem Gefühl zu lesen:

Frühlings-Feier.

Nun scheint die Sonne wieder,
Die lange sich verbarg,
Die hinter dichter Nebelwand
Trüb schlief im Wolkensarg.

Nun lacht auch wieder rings die Au',
Die Wasser spiegeln Himmelsblau,
Und alles atmet freier,
In junger Frühlingsfeier.

Die Vögel singen schmetternd
Ihr helles Werbelied,
Durch alles, was da lebt und webt,
Ein Sehnsuchtseufzer zieht.

Vergessen, daß es einst geschneit,
Vergessen Herbst- und Winterleid:
Im blüh'nden Frühlingsgarten,
Das Glück soll meiner warten.

Nun steh' ich in dem Drängen,
Die Brust von Glück geschwellt,

Und greife nach dem Blütenſchnee,
Der auf mich niederfällt.

Nun halte auch bei mir die Raſt,
Nun bleibe auch bei mir zu Gaſt,
In all dem Lenzgetriebe,
Du junge, junge Liebe!

Wie er die dritte Strophe begann, hatte er unwillkürlich, da er am Balkongitter lehnend ſtand, mit dem Arm eine Bewegung gemacht, und es ergriff uns alle ganz eigentümlich, als ſich bei den Worten des Gedichtes:

„Und greife nach dem Blütenſchnee,
Der auf mich niederfällt."

von den Zweigen des Apfelbaumes, die über uns hingen, ein Regen weißrötlicher Blütenblätter rieſelnd herab ergoß.

Auch der „ungläubige Thomas" hatte das Gedicht ſchön gefunden. Ein über das andere Mal rief er:

— Famos, famos, nee in allem Ernſte, das hat mir gefallen!

Miß Evelyn ſchwieg.

Ich dachte mir unwillkürlich:

— Na, wenn's nun nicht wird, dann wird's eben nie . . .

Da wurden wir durch den Diener geſtört, der mir meldete:

— Eine Ordonnanz des Herrn Oberſtleutnant iſt da, der Herr Leutnant möchte ſo gut ſein, wenn irgend möglich noch heute Abend beim Herrn Oberſtleutnant vorzuſprechen.

Ich empfahl mich wohl oder übel.

Der „ungläubige Thomas“ und die „kleine Frau“ gingen mit mir auf den Korridor hinaus, wo ich meinen Säbel ſuchte. Die beiden blieben ſolange auf dem Balkon allein zurück. Es lag Abſicht darin.

Ich machte noch aus, daß ich wiederkommen würde, wenn die Beſprechung mit dem Kommandeur nicht zu lange dauerte.

Doch der Oberſtleutnant, der mich wegen einer gerichtlichen Unterſuchung gerufen hatte, ließ mich nicht wieder fort.

Frau von Romanshof behielt mich zum Thee.

Am nächſten Morgen wurde die Verlobung Ganackers mit Miß Evelyn Woodhouſe bekannt.

Wir alle im Regiment freuten uns herzlich am Glück unſeres Freundes und Kameraden, und natürlich nahm ich, wie früher, als ich noch „Elefant“ geweſen, an manchem Abende in der Villa Kalkſtein teil.

Ganacker war ein ganz anderer Menſch geworden. Gar nicht wieder zu erkennen, ſo luſtig, ſo glücklich. Seine Jubelſtimmung erhöhte ſich von Tag zu Tag, und der „ungläubige Thomas“ und die „kleine Frau“ waren fröhlicher als ſchon immer. Miß Evelyn lachte und ſang faſt ununterbrochen.

Die Stadtdamen hatten ſich plötzlich bekehrt und fanden die Amerikanerin mit einemmal „reizend“, „liebenswürdig“, „ſchik“, „ſchön“, „außerordentlich gut zu Ganacker paſſend“.

Einen Freier konnte ſie ja nicht mehr wegſchnappen und den einen Offizier des Regiments hatte ſie nun einmal. Jetzt galt es, ſich ſogar mit ihr, die nun ſchon ſo halb Regimentsdame war, gut zu ſtellen.

Genug, das Glück war endlich bei Ganacker eingekehrt.

Im Herbst nach dem Manöver sollte die Hochzeit sein, vorher ging jedoch Miß Evelyn noch einmal nach Amerika hinüber, um ihre Verhältnisse zu ordnen und sich von ihren Verwandten zu verabschieden.

Zu ihrer Abreise war mit der Familie Thomas und mit Ganacker auch ich auf dem Bahnhof erschienen.

Der Abschied war nicht traurig, wenn auch die Braut ein paar Thränen vergoß. Schlimm war es ja nicht, denn bald kehrte sie wieder. Zur Reise hin und zurück waren 20 Tage gerechnet. Drüben wollte sie vielleicht 14 bleiben, sodaß sie in 5 Wochen wieder in Hohensee sein konnte.

Sie reiste als amerikanisches Mädchen allein.

Sie ist bis heute noch nicht wiedergekommen.

Was dort drüben geschehen, warum sich ihr Sinn geändert, das weiß auch Ganacker nicht. Sie hat ihm, wie er mir sagt, geschrieben, daß sie noch Geschäfte drüben zu erledigen habe. Sobald es ihr möglich sei, werde sie kommen.

Dann sind ihre Briefe seltener und seltener geworden. Jetzt hat sie ihm seit Oktober nicht mehr geantwortet. Aber die Verlobung besteht heute noch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin wieder zum Thee in der Villa Kalkstein. Wir erwarten auch Ganacker.

Die „kleine Frau" vergießt heiße Thränen dabei, als sie mir von der Sache spricht. Sie versteht ihre Schwester nicht und meint, es sei nur eins denkbar, daß nämlich ihre Verwandten drüben die arme deutsche Heirat mit

ſcheelen Blicken anſehen und ſoviel Macht über Evelyn gewonnen hätten, daß ſie wankend geworden ſei.

— Sie kann unſeren Freund ja nicht vergeſſen haben! — fügt der „ungläubige Thomas“ hinzu.

— Wäre es nicht möglich, daß ſie ſich in ihren Gefühlen geirrt hätte und das nun einſieht? — frage ich jedoch.

— Aber dann würde ſie die Verlobung zurückgehen laſſen. Sie erklärt aber eigens, daß ſie ſich noch als gebunden betrachte. Sie iſt alſo dem Anſturm der Bande drüben noch nicht ganz unterlegen. Sie hätten nur mal erleben ſollen, was der olle Onkel in Boſton für einen Radau machte, als May ſich mit mir verlobt hatte! Ich glaube, wenn ich mich nicht ſo beeilt hätte mit der Hochzeit, dann wäre ich auch . . .

Die „kleine Frau“ giebt ihm da einen tüchtigen Klapps.

— Du! ßei nich junartig!

Da tritt der arme Ganacker ein, den wir längſt erwartet haben. Er hält einen Brief in der Hand, den er der kleinen Frau giebt.

— Nun? — fragt Thomas.

— Sie hat geſchrieben! —

Wir rufen durcheinander:

— Natürlich, nun wird alles wieder gut. Sie wird ſchon kommen!

Ganacker ſieht uns ernſt an. Seine Augen ſind gerötet, als ob er geweint hätte, und er ſagt dann vor ſich hinbrütend, langſam:

— Sie will Bedenkzeit haben bis erſten Januar!

Wir antworten nicht und er fügt entſchloſſen hinzu:

— Wenn „nein“ . . . dann . . . dann müßte man ja an der ganzen Menſchheit verzweifeln . . . und dann weiß ich, was ich thun werde . . .

XIII.

Kriegsspiel.

Der heutige Abend ist ein Ereignis für die meisten von uns, denn es findet im Kasino das erste Kriegsspiel dieses Jahres statt und bei dieser Gelegenheit verteilt der Etatsmäßige die Themata der Winterarbeiten, die jeder Subalternoffizier jährlich liefern muß.

Wir sind alle im Unterhaltungszimmer versammelt und erwarten unseren Kommandeur. Wie wir erfahren, wird heute zugleich der erste Vortrag des Jahres gehalten, den Rittmeister Bucher übernommen hat.

Der Oberstleutnant tritt ein.

Allgemeine Verbeugung.

Er nimmt sofort das Wort:

— Meine Herren! Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, ehe wir beginnen. Ich habe vor einiger Zeit einen Brief vom Kommerzienrat Spiller erhalten, dem Vater des Sekondeleutnant Spiller, der, wie Sie wissen, à la suite des Regiments geführt wird. Der Herr zeigt mir an, daß sein Sohn in Hamburg die Summe von 370 000 Mark verspielt habe und er diese Schuld nicht bezahlen werde.

Ich habe darauf Leutnant Spiller augenblicklich den Befehl zukommen lassen, seinen Abschied einzureichen. Dieses ist geschehen und Se. Majestät hat das Abschiedsgesuch genehmigt. Ich zeige Ihnen dies hierdurch an. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, Ihnen noch einmal meinen Standpunkt zu sagen, den ich dem „Jeu" gegenüber einnehme. Ich bin der Ansicht, daß wer im Hazardspiel anderen Leuten Geld abnimmt, also auf Kosten anderer lebt, den Grundsätzen entgegenhandelt, die unser deutsches Offizierkorps zu dem gemacht haben, was es ist. Wer aber sein Geld verliert, der ist unverzeihlich dumm, und dumme Offiziere kann Se. Majestät nicht gebrauchen.

Unser Kommandeur macht eine kleine Pause, dann fährt er in einen ganz anderen Tone fort:

— Und nun, meine Herren, wird Rittmeister Bucher so freundlich sein und mit seinem Vortrag beginnen.

Wir setzen uns, wie es gerade kommt, verteilt. Ich wie gewöhnlich an den Kamin, der Pfaff und Auerschütz an den Skattisch am Fenster.

Als der Oberstleutnant uns den Abschied Spillers mitgeteilt, haben wir uns alle in stillem Einverständnis angesehen. Dieser Leutnant Spiller ward zu uns aus einem anderen Regimente hereingesetzt. Er war ein Protz, der durchaus nicht in unser Offizierkorps paßte. Das sah er auch ein und ging à la suite. Keiner von uns weint ihm eine Thräne nach. Es ist traurig, daß er so geendet, aber eigentlich sind wir froh, daß wir ihn nun ein für allemal los sind.

Rittmeister Bucher hat sich zum Thema gewählt: „Die amerikanische Kavallerie im Konföderationskriege."

Der Vortrag ist ganz vorzüglich, knapp, klar, anschaulich, so daß sogar der Pfaff aufpaßt, dessen Liebhaberei eigentlich solche Vorträge nicht sind. „Otto" giebt sich Mühe, zu folgen, aber er ist doch noch nicht Soldat genug, als daß er dieser streng militärischen Darlegung großes Interesse abgewinnen könnte.

Das schadet nichts. Das kommt alles mit den Jahren.

Am schlimmsten ist die Geduldsprobe für den braven Floß, der sich einfach „mordsmäßig" gelangweilt hat. Als Rittmeister Bucher geendet, seufzt er unwillkürlich tief auf, so daß alles lacht.

Der Kommandeur wendet sich zu ihm und scherzt:

— Nicht wahr, Herr von Floß, es ist eine starke Zumutung, so'n Vortrag!

Floß wird dunkelrot.

Es entspinnt sich noch eine kurze Debatte über die Kavallerieführung auf Seiten der Nordstaaten der Union. Dabei zeigt sich der Oberstleutnant außerordentlich unterrichtet. Der Etatsmäßige, der eigentlich keine Ahnung hat, daß die amerikanischen Reiter damals bedeutendes geleistet haben, ergeht sich in allgemeinen Betrachtungen. Rieb orientiert sich über die Marschleistungen, der kleine Zwett über die erreichten Geschwindigkeiten und Domani weiß uns über den Pferdeschlag der Amerikaner zu belehren.

Dann vergiebt Major von Kirch die Themata zu den Winterarbeiten. Ich bin der einzige Leutnant, der nicht teilnimmt, weil ich ja schon die Vorbereitung zur Akademie habe. Holtitz, als Adjutant, ist ebenfalls da-

von entbunden. Die Mobilmachungsarbeiten nehmen ihn genügend in Anspruch, dazu seine Thätigkeit als untersuchungsführender Offizier.

Der Pfaff hat das Thema erhalten:

„Was können wir von der Kavallerie Friedrichs des Großen lernen?"

— Das macht mir mal Spaß! Das ist das einzige, wofür ich mich in der Kriegsgeschichte interessiere. Zieten, Seydlitz und der alte Fritz! — sagt er mir voll Freude.

Griesbach von Osterhofen, der auf Schießschule kommandiert gewesen, ist außer sich über die ihm gestellte Aufgabe:

„Die Ausbildung der Eskadron im Schießen."

Domani I ist dagegen sehr einverstanden mit seinem:

„Das Blutpferd als Soldatenpferd, mit besonderer Berücksichtigung des Halbblutes."

Die „Treue" erhielt:

„Ulm 1805 — Sedan 1870. Ein Vergleich."

Da die Kriegsgeschichte sein Steckenpferd ist, so weiß er seinem Gönner, dem Etatsmäßigen, Dank.

Wütend aber sind „Otto" und Dittmann, deren Aufgaben lauten:

„Der Ordonnanzoffizier der Kavalleriedivision", und „Aufklärung, die beste Sicherung".

Ich verstehe Dittmanns Ärger nicht. Ich möchte das Thema sofort haben.

Ganz ratlos ist jedoch Floß, der seine Ansicht über den Galopp sagen soll.

— Ich habe nur die Ansicht, daß mir der Galopp die angenehmste Gangart ist! — sagt er zum Pfaff, und dieser rät ihm in allem Ernst:

— Wiſſen Sie was, Floß, ſchreiben Sie das, dann ſind Sie ſchnell fertig.

Nun beginnt das Kriegsſpiel.

Eine Rieſenkarte, auf Pappe gezogen, wird im Eßzimmer über den Tiſch gelegt. Sie iſt in ſehr großem Maßſtabe, ſo daß die Dörfer eine Handbreit gezeichnet ſind. Das macht Floß, der als Jüngſter mit aufbauen muß, zunächſt ungeheuren Spaß. Es iſt nämlich das erſte Kriegsſpiel, das unſere „Schnapper“ erleben, und ſie ergreifen die Sache mit Paſſion.

— Das iſt ja rieſig ulkig! — meint „Otto“ halblaut.

Graf Kalmünz jedoch zerſtört ſeine Illuſionen:

— Es wird Ihnen noch rieſig bockig werden, „Otto“ paſſen Sie mal auf!

Doch Floß und „Otto“ glauben es zunächſt noch nicht. Sie packen aus dem Holzkaſten, der das Kriegsſpiel enthält, das Material aus, das gebraucht wird: die vielen farbigen Bleiſtücke, in den verſchiedenſten Größen und Bemalungen, die Truppen bezeichnen. Einzelne Steinchen für Patrouillen, langgeſtreckte für Eskadrons oder Kompagnien oder Batterien (je nach der Farbe) in Linie oder Kolonne, dann größere Vierecke für maſſierte Truppen in den verſchiedenſten Formationen.

— Was iſt denn das? — fragt „Otto“ und hält ein nagelförmiges Bleiſtück hoch, das gebraucht wird, um die Schußrichtung der Artillerie zu bezeichnen.

Graf Kalmünz meint:

— Hufnagel. Der iſt wahrſcheinlich aus Verſehen hineingekommen.

Schon will ihn „Otto“ wirklich bei Seite legen, als

der Etatsmäßige die Herren ermahnt, nicht zu viel Unsinn zu treiben.

Dann kommen die Marschzirkel, Entfernungsmesser zum Vorschein, die Schuß- und Chancen-Tafeln, noch ein paar Schußpfeile und schließlich die Schlachtenuhr: ein Zifferblatt aus Pappe mit Zeiger, um die Gefechtszeiten anzugeben.

Zu Floßens größtem Erstaunen findet sich am Schluß noch ein Becher mit Würfeln. Das kann er sich gar nicht erklären. Der Pfaff erklärt trocken:

— Zum Bierausknobeln!

Endlich sind die Vorbereitungen getroffen.

Der Etatsmäßige, der das Kriegsspiel leitet, teilt uns alle, bis auf Ybbs, Kalmünz, Pernegg und Floß, die als Reserve bleiben, in zwei Parteien. Die eine führt Rittmeister von Ried, die andere Rittmeister Bucher. Dann wird die Schlachtenuhr auf den Kriegsbeginn, das heißt früh sechs Uhr gestellt.

Nun verliest Major von Kirch von einer Anzahl Blätter — seine Ausarbeitungen für das heutige Kriegsspiel — die Generalidee, der wir alle aufmerksam auf der Karte folgen. Aufmerksam, das heißt, bis auf Floß, dessen Aufmerksamkeit mehr unverhohlenes Erstaunen ist.

Jeder der beiden Parteiführer erhält dann ein Blatt Papier mit der Spezialidee für seine Seite.

Alles was Rittmeister von Ried (die Nordpartei) betrifft, ist rot bezeichnet, was seinen Gegner angeht, blau.

Zur Beratung müssen sich die Parteien trennen, um ungestört zu sein.

Es entsteht eine kleine Meinungsverschiedenheit in

scherzhafter Weise darüber, wer das Zimmer verlassen soll. Endlich weicht Bucher, und da ich ihm zugeteilt bin, folge ich ihm mit dem Pfaff, „Otto", Domani und einigen anderen in das Unterhaltungszimmer.

Dort schmieden wir finstere Pläne um den Feind zu vernichten.

Rittmeister Bucher, unser Kavallerie-Divisionskommandeur für heute abend, verteilt zunächst mit größtem Wohlwollen die höchsten Ehrenstellen der Armee. Mir vertraut er eine Brigade an, eine zweite Domani, eine dritte dem Pfaff. Die übrigen müssen sich mit Regimentern, sogar mit Avantgardeneskadrons und Offizierspatrouillen begnügen.

Dann erfahren wir die Spezialidee: unseren Marsch zur Aufklärung nach Norden.

— Wir wissen ja aber schon, daß Rittmeister von Ried mit seiner Eskadron.... — beginnt „Otto" kleinlaut erstaunt.

— So? Eskadron? Wohl die fünfte? — fragt Rittmeister Bucher ironisch, und der Pfaff erklärt ganz stolz:

— Erstens hat Ried keine Schwadron. Zweitens nicht die fünfte. Drittens wissen wir nichts davon.

Doch „Otto" läßt sich vom Pfaff nicht werfen:

— Die Truppenzeichen werden aber doch aufgesetzt, da sehen wir es doch!

Allgemeines Gelächter, und nachdem unser neuer „Divisionskommandeur" — Domani nennt ihn nur noch „Excellenz" — uns einen Divisionsbefehl gegeben, kehren wir in den Eßsaal zurück.

Mitten über den Tisch, über die Karte, ist eine hohe

Wand von grünem Zeug gespannt, und wir finden auf unserer Hälfte die ganzen Kartenblätter wieder. Drüben liegt das Duplikat davon.

— Na, „Otto", können Sie den Feind noch immer sehen? — fragt der Pfaff.

Schnell setzen wir jetzt unsere Truppenzeichen auf und kurz darauf verkündet der Etatsmäßige:

— Es ist 6 Uhr 5 Minuten vormittags.

Floß erhält den Auftrag, die Schlachtenuhr, die noch 6 Uhr zeigt, um 5 Minuten vorzustellen. Major von Kirch, der bisher drüben beim „Feinde" gewesen, kommt nun zu uns, und mustert unsere Aufstellung. Über jede Kleinigkeit verlangt er Auskunft und bittet Excellenz-Bucher, ihm den Divisionsbefehl zu geben:

— Sie haben ihn doch wohl niedergeschrieben?

Bucher lächelt und meint, dazu sei keine Zeit gewesen, aber er habe ihn „selbstverständlich" im Kopf. Und nun schnurrt er einen glänzenden Kavalleriedivisionsbefehl herunter, in dem auch nicht die geringsten Kleinigkeiten vergessen sind. Er flüstert ihn dem Etatsmäßigen ins Ohr, damit ihn der Gegner nicht hören soll, und der Major, der nicht so rasend schnell folgen kann, muß nur immerfort bitten:

— Langsamer, bitte, etwas . . . wie war das? Bitte noch einmal.

Domani und ich lauschen aufmerksam. Dem dritten Brigadekommandeur, dem Pfaff, ist der Divisionsbefehl ziemlich einerlei:

— Das Kriegsspiel hat der Deibel erfunden! — sagt er mir wütend, als ich ihn ermahne, ein wenig zuzuhören.

Wir besprechen nun mit unserem Divisionskommandeur die Kriegslage.

— Man müßte doch eigentlich was vom Feinde sehen können? — drängt „Otto" wiederum ungeduldig. Er hat eine Offizierspatrouille zu führen bekommen, die auf besondere Bestimmung des Leitenden bereits eine Stunde vor Übungsbeginn abgehen durfte und nun, wo der Major verkündet:

— Es ist 6 Uhr 15 Minuten vormittags, — also schon eine Stunde und fünfzehn Minuten Vorsprung hat.

Exzellenz-Bucher beruhigt ihn:

— Abwarten, Otto, abwarten! Der Major wird Sie noch eher vorkriegen, wie Ihnen lieb ist.

Im selben Augenblick ruft auch bereits der Etatsmäßige, der eben von drüben gekommen ist, „Otto" zu sich heran und fragt ihn:

— Graf Regenstauf, wie lange sind Sie jetzt mit Ihrer Patrouille unterwegs?

— Seit 5 Uhr, also eine Stunde fünfzehn Minuten, Herr Major.

— Wieviel Kilometer denken Sie wohl in der Zeit geritten zu sein?

Fast ohne Überlegung erwidert „Otto" hastig:

— Mindestens .... dreißig Kilometer, Herr Major.

— „Mindestens" ist nicht zu berechnen. Ich frage nicht nach der äußersten oder geringsten zu erreichenden Entfernung, sondern ich frage nach der erreichten.

— Dreißig Kilometer, Herr Major.

— Das wäre vom Flecke weg Exerziergalopp ohne Unterbrechung. Ich halte diese Leistung für ausgeschlossen.

Sie sind bereits zwei Monate im Felde, haben das dreiunddreißigste Biwak hinter einander gehabt und täglich Märsche von großer Anstrengung. Ich kann Ihnen höchstens zwanzig Kilometer zubilligen. Bitte, rechnen Sie mir also aus, wo sie 6 Uhr 15 Minuten vormittags bei dieser Entfernung sind.

„Otto" nimmt einen Zirkel, greift auf dem Maßstabe eine Spannung von fünf Kilometer ab und trägt die Entfernung viermal in der Richtung auf, in der er die Patrouille reiten soll.

— Also Sie stehen etwa hier?

— Zu Befehl, Herr Major!

— Höhe 193?

— Zu Befehl, Herr Major!

— Gut, so überlegen Sie sich einmal, bis wohin und was Sie glauben, annähernd von dort aus sehen zu können.

Der Etatsmäßige verläßt „Otto", um wieder zur Partei Ried hinüberzugehen. „Otto" ist vollkommen ratlos:

— Wie soll ich denn das nun aber von hier aus sehen? Wenn ich ein gutes Opernglas habe, sehe ich eben tausend Kilometer weit.

Rittmeister Bucher erbarmt sich seiner und zeigt ihm, wie er annähernd auch auf der Karte dadurch seinen Gesichtskreis bestimmen kann, daß er genau auf alle Höhenzahlen achtet, die vor seiner Höhe 193 liegen:

— Nun passen Sie mal auf, „Otto"! Sie nehmen einfach einen Bleistift, legen den an ihrem Standpunkte an und visieren nun im Bogen herum nach dem Feinde zu. Hier gleich vor liegt eine Höhe von 205 Meter, da

ſehen Sie alſo gar nichts. Hier daneben iſt alles niedriger wie ihr Standpunkt bis zum Dorfe Krownow, das liegt auch 193 hoch. Aber die Häuſer hindern Sie — weiter ſehen Sie nicht. Dann dieſe ganze Strecke liegt nur 190, da könnten Sie weithin ſehen. Aber Nadelwald ſteht drauf. Erſtens iſt der nicht von Glas, zweitens doch ſicher vier Meter hoch, alſo höher als Ihr Auge. Sie ſehen ſomit nur den Waldſaum. Aber hier achten ſie auf die Chauſſee nach Heiligenkron — die können Sie überblicken . . .

Wir anderen haben uns währenddeſſen geſetzt und plaudern halblaut. Domani verbreitet eine ſchreckliche Rauchwolke mit ſeiner zweiten Cigarre, die er ſich heute abend ſchon angeſteckt. Der Pfaff beſtellt ſich bei der Kaſinoordonnanz Meyer II ein friſches Glas Bier.

Von drüben her hinter der grünen Scheidewand ſchallt lebhafte Unterhaltung. Sie ſind dort offenbar nicht recht einig.

Floß läuft in geſchäftigem Nichtsthun umher, um Truppenſteine zu ſammeln. Bald zieht er den Vorhang ein wenig zurecht, bald rückt er die Schlachtenuhr gerade.

Der Kommandeur kommt eben zu uns herüber, freundſchaftlich klopft er Floß auf die Schulter:

— Nun, Herr von Floß, nicht wahr, es iſt ſchauderhaft, was Sie alles zu thun haben!

Floß iſt ſich mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen nicht recht klar, ob das ernſt oder ironiſch gemeint ſei.

Er wird weiterer Betrachtungen enthoben durch den Etatsmäßigen, der gerufen:

— Es iſt eine Viertelſtunde ſpäter!

Nun stürzt sich Floß auf die Schlachtenuhr und stellt sie auf 6 Uhr 30 Minuten.

— Ach so, Graf Regenstauf! Ich habe ja Ihre Patrouille vergessen! — meint der Major.

Otto bezeichnet ihm die äußersten Punkte seiner Übersicht von Höhe 193. Der Leitende nickt und setzt einen länglichen Truppenstein, halb weiß, halb rot, auf unseren Plan. Er kommt südlich Heiligenkron auf die Chaussee zu liegen:

— Graf Regenstauf, Sie sehen nun also das! Was geschieht?

— Das bedeutet eine Schwadron? — fragt „Otto" halblaut, und wir nicken alle. Er fährt fort:

— Ich .... ich melde ....

— Was?

— Eine feindliche Eskadron trabt auf der Straße von Heiligenkron nach Gerowitz.

Rittmeister Bucher brummt:

— Die Tete 6 Uhr 15 Minuten am Südausgang von Heiligenkron.

Und der Kommandeur fügt hinzu:

— Die Angabe der Gangart ist überflüssig, denn die Schwadron kann ja im nächsten Augenblick in Schritt gehen.

Das Schlußwort giebt der Leitende:

— An wen? Tempo?

— An den Divisionskommandeur, mit ††† (drei Kreuzen).

— Ich glaube, zwei Kreuze sind genug. Denken wir immer daran: † = keine Eile, †† = Eile, ††† =

große Eile. Eile iſt, aber keine große, denn die eine Schwadron iſt zwar ſehr intereſſant, aber daß Kavallerie im Anmarſch, wiſſen wir. Erſt ein Regiment oder noch mehr iſt für den Diviſionskommandeur wirklich von Bedeutung.

Es wird nun noch feſtgeſtellt, daß die Meldung über unſer rechtes Seitendetachement (eine Schwadron, die der „ungläubige Thomas“ führt) zum Diviſionskommandeur gehen ſoll, und die Zeit ausgerechnet, wann ſie ankommt. Der Major ſchließt:

— 6 Uhr 30 Minuten iſt es ſchon! Sie ſind demgemäß bei der Schwadron Thomas. Machen Sie alſo „Rittmeiſter“ Thomas gleich die Meldung, Graf Regenſtauf!

Thomas, der eben einen Knickebein getrunken, iſt wie aus den Wolken gefallen, als „Otto“ ihm meldet.

— Es iſt 6 Uhr 45 Minuten! — verkündet wieder der Leitende, und der Kommandeur fügt hinzu:

— Wenn es 7 Uhr iſt und die Gefechtslage es erlaubt, wollen wir für heute ſchließen, Herr Major.

— Jawohl, Herr Oberſtleutnant!

Der Pfaff, „Otto“ und Floß atmen erleichtert auf.

Wir rücken nach den Abmeſſungen der Marſchzirkel, die für alle Truppengattungen und Gangarten Angaben enthalten, unſere Reiterſcharen vor. Die Eskadron Thomas kommt ganz nahe an die auf unſeren Plan aufgeſetzte feindliche rote Schwadron heran.

— Bitte, meine Herren von der roten Partei, herüberzukommen zur blauen.

Schnell decken wir unſere Stellungen zu bis auf den ungläubigen Thomas, der gefragt wird, was er thun würde.

— Ich laſſe aufmarſchieren und zur Attacke blaſen.

Ganacker, der die rote Eskadron führt, antwortet dasselbe.

Der Leitende entscheidet:

— Sie sind beide gleich stark. Vier Züge. Ich will annehmen, die Schwadron Thomas sei schneller aufmarschiert, aber dafür, wie Sie sehen, attackiert sie bergan, die Eskadron Ganacker aber bergab. Ich muß also Ganacker mehr Chancen geben. Die Würfel sollen entscheiden. Fallen 1, 2, 3, 4, wird die Eskadron Thomas geworfen, bei 5 und 6 die Eskadron Ganacker.

Sofort ruft der Pfaff:

— Floß, Knobelbecher her!

Und Floß bringt ihn, neugierig dessen wartend, was da kommen soll.

Ganacker würfelt — sechs.

Er schüttelt mißmutig den Kopf.

— Als ob Ganacker mit den Thomassen kein Glück hätte! — raunt mir der Pfaff zu, während der Etatsmäßige anordnet:

— Die Eskadron Ganacker wird bis 7 Uhr 15 Minuten außer Gefecht gesetzt.

Der Kommandeur tröstet Ganacker, indem er ihm auseinandersetzt, diese Würfelentscheidungen wären beim Kriegsspiel ganz nebensächlich, es komme nur darauf an, fortwährend neue Gefechtslagen zu schaffen und die Führer vor Entschlüsse, Befehle, Dispositionen zu stellen.

Eben sucht der Leitende aus seinem Papierwust eine Meldung heraus, die er Excellenz-Bucher schicken will, als unser Oberstleutnant ihn darauf aufmerksam macht, daß es an der Schlachtenuhr ja schon 7 Uhr sei.

— Ich habe das nicht befohlen! Ich habe noch die Zwischenzeit 6 Uhr 50 Minuten angesetzt! — entgegnet ärgerlich der Major.

Es stellt sich heraus, daß der Pfaff, der Spaßvogel, so ganz als trübe er kein Wässerchen, im Vorbeigehen die Schlachtenuhr auf sieben gestellt hat, damit das ihm verhaßte Kriegsspiel endlich ein Ende finde.

Alles lacht, auch der Kommandeur, der den Leitenden bittet zu schließen. Dem Pfaff kann niemand ernstlich böse sein.

Sofort ist Lachen und Summen von Stimmen. Die grüne Scheidewand fällt, die Schlachtenuhr mit, die Karten werden zusammengelegt, die Truppensteine und Marschzirkel, Chancentabellen und Schußpfeile eingepackt.

Die Thüren zum Eßsaal öffnen sich und man sieht die zum Abendessen gedeckte Tafel. Der Haushofmeister meldet dem Kommandeur, daß angerichtet worden sei.

Unser Oberstleutnant ruft:

— Meine Herren . . . .

Und nachdem es ruhig geworden:

— Meine Herren! Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen. Ich habe vor ein paar Stunden eine private Nachricht bekommen, die ich ermächtigt bin, Sie wissen zu lassen. Ich sage es erst jetzt, weil ich erst das „Kriegsspiel" beendet haben wollte. Meine Herren, das Gerücht einer Versetzung unseres Regimentes bewahrheitet sich. Wir kommen am 1. Oktober nächsten Jahres nach dem Elsaß. Unsere neue Garnison heißt: Bodenweiler!

XIV.

Weihnachten.

Für die Dauer des Weihnachtsurlaubes führe ich die Eskadron, denn der Rittmeister ist auf Urlaub gegangen. Auch Floß ist fort zu seinen Eltern, trotzdem er der jüngste ist, denn der Pfaff bleibt in Hohensee. Er hat ja auch niemand, zu dem er gehen könnte.

Der größere Teil der alten Leute ist gleichfalls beurlaubt. Nur die Rekruten sind in der Kaserne zurückgeblieben, um zum ersten Mal das Weihnachtsfest nicht in der Freiheit bei den Eltern, Vormündern oder im Freundeskreise zu verleben. Dazu kommen die Soldaten zweiter Klasse. Wir haben deren zwei, die einmal irgend einer Versuchung unterlegen sind und durch ihre entehrende Strafe das Recht verwirkt haben, die Nationalabzeichen an Mütze und Czapka zu tragen.

Endlich ein paar Vielbestrafte, die keinen Urlaub bekommen, darunter natürlich mein armer Freund Eschke der „Schwadronsschweinehund."

Heute ist nun der vierundzwanzigste, der heilige Abend. Den ganzen Morgen werden Pferde bewegt, das heißt

mit Handpferden endlos lange im Schritt, kurze Zeit einmal im Trabe, auf der Reitbahn die braven Tiere „gelüftet“. In dieſer Zeit, während der Feiertage, hat faſt jeder Mann mehrere Pferde in Wartung bekommen. Da giebt es tüchtig zu thun für die Leute.

Ich reite mit dem Pfaff inmitten der langen Handpferdekolonne. Es iſt prachtvolles Wetter. Die Sonne ſcheint und das bißchen Schnee, das auf dem Boden liegt, verwandelt ſich in ſchmutziges Waſſer, nachdem die Kolonne einmal die Runde auf der Reitbahn gemacht.

— An . . . tra . . . ben . .! — tönt langgedehnt mein Kommando, und ich ſtelle mich neben den vorüberkommenden Tieren auf, um die Sattelung zu kontrollieren. Einzelnes iſt nicht in Ordnung:

„Gambrinus“, der zur Hand geht, iſt nicht ausgebunden und fährt daher mit dem Kopf nach allen Seiten.

„Etelka“ iſt zu locker gegurtet und droht die Decke zu verlieren.

Bei „Hohenfriedberg“ iſt die Kinnkette falſch eingehangen.

Ulan Bär I reitet mit verdrehtem Bügel.

Wachtmeiſter Zenſeler, der neben mir ſteht, läßt die Leute in die Bahn rücken, um das Gerügte in Ordnung zu bringen.

Bär I, ein kleiner, unendlich dumm ausſchauender Ulan, läßt bei dem großen Ereignis ſeinen verkehrt genommenen Bügel umzudrehen, ſein Handpferd, die „Spinne“, laufen.

Sie fegt nun, froh über ihre Freiheit, in langen Bocksätzen wie toll auf der Bahn herum.

Der Wachtmeiſter donnert ihn an:

— Verdammte Zucht! Können Sie nicht aufpaſſen! Soll der Gaul ſich und anderen noch die Knochen zerhauen?

Als wolle die „Spinne" Wachtmeiſter Zenſelers Worte beſtätigen, raſt ſie ganz nahe an der Kolonne hin, die ich ſofort in Schritt gehen ließ, immerfort hinten ausfeuernd, wunderbarerweiſe ohne jemand zu treffen.

Dann wieder ſauſt ſie in langen, elaſtiſchen Sätzen mit hochgeworfenen Knieen davon, als ob ſie ſpaniſchen Tritt verſuchen wolle. Dabei reckt die Stute den langen, dürren Hals wie ein Schwan, hebt den kurzen Schwanz ſteil wie eine aufgezogene Flagge und wiehert durchdringend und fröhlich. Da ſie nun aber ſchlechte Sattellage hat, ſo ſind allmählich auf ihrem Weſpenleib — das Vorderzeug platzte — Sattel und Decke nach hinten gerutſcht und das Bocken wird immer ärger.

Schnell laſſe ich die Handpferde nach innen den Zirkel verkleinern, indem ſie allſeitig Front machen. Nun haben wir das entflohene Tier eingekreiſt, ſo daß es Eſchke bequem mit der linken Hand bei der Trenſe erfaſſen kann.

Die zitternde Stute wird umgeſattelt. Zum Glück hat ſie ſich nicht beſchädigt, aber Ulan Bär I bekommt noch eine tüchtige Verwarnung. Damit iſt's gut für heute, denn am Weihnachtstage ſtrafe ich nicht.

Bald darauf liegt die Reitbahn verödet. Wir ſind eingerückt. Ehe ich nach Hauſe reite, gehe ich noch einmal mit dem Pfaff und Wachtmeiſter Zenſeler durch den Stall, um danach zu ſehen, daß die Pferde auch gut abgewartet werden.

Die Leute ſind dabei, ihre Tiere tüchtig mit Strohbündeln abzureiben. Sie haben ſich dazu der Ulanka entledigt und die Ärmel hochgeſtreift.

Ich bemerke bei der „Spinne", die vorhin herumgetobt, daß die Streu auffallend mit Dünger durchſetzt iſt:

— Wachtmeiſter, die Streu ſieht recht ſchlecht aus! Wer hat den Ulan Bär I im Beritt?

— Unteroffizier Mann. Er iſt beurlaubt. Für ihn führt Gefreiter Baſtian den Beritt!

— Iſt er hier?

— Zu Befehl! Gefreiter Baſtiaaaaaaaaaaan, — und im ganzen Stall ſchallt's aus den Kehlen der Ulanen, die den Ruf weitergeben:

— Gefreiter Baſtian, Gefreiter Baſtiaaaaaaaaaan, Ge . . . frei . . . ter . . . Baſ . . . ti . . . an . . .

Ein anderer antwortet für ihn, er ſei eben hinausgerufen worden, der Etatsmäßige ſpreche mit ihm.

Ich ſchärfe dem Wachtmeiſter ein, daß der Berittführer auf den Mann achten ſolle, er ſcheine nicht einmal die Streu ordentlich zu machen, und ich kann es nicht unterlaſſen, als Muſter Eſchke hinzuſtellen, deſſen „Violine" den Stand nebenan einnimmt.

Die Streu iſt wie ein friſch gemachtes Bett: rein, weich, hoch.

Die „Violine", an der Eſchke herumreibt wie ein Wilder, iſt ſchon ganz trocken. Der Sattel, rechts vom Stand auf einem Pflock am Pfeiler, ſieht trotz des Gebrauches glänzend und gut gehalten aus. Die Zäumung iſt tadellos. Die Metallteile, wenn auch ſchaumbeſchmutzt, doch das ſorgſame Putzen verratend. Ich lobe Eſchke:

— Die „Violine“ ſieht gut aus!

Der Pfaff brummt dazu:

— Wenn er nur nicht immer den Zapfen ſtriche, wäre er ſchon längſt Unteroffizier!

Eſchke ſteht in ſtrammer Haltung neben ſeiner Stute. Der Brandkopf iſt feuerrot geworden vor Freude.

Beim Verlaſſen des Stalles frage ich, ob der Wachtmeiſter noch etwas hat für mich.

— Ulan Ruppricht hat wieder um Urlaub gebeten.

— Der Herr Rittmeiſter hat ihn aber doch ſchon abgeſchlagen, weil er auf Stallwache geſchlafen hat?

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

— Das iſt aber doch eine Frechheit, noch einmal zu bitten!

— Seine Mutter iſt geſtorben, Herr Leutnant!

— Ja ſo, das iſt was anderes. Der Mann kann gehen. Schicken Sie mir den Urlaubspaß in meine Wohnung. Drei Tage, mehr kann ich nicht geben.

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

— Und dann Wachtmeiſter, noch was. Nach dem Futterſchütten verſammeln Sie die Mannſchaften auf dem größten Zimmer, das iſt wohl Stube 17?

— 17 oder 23, Herr Leutnant, es wird ſich gleich bleiben!

— Gut, alſo 17, nehmen wir 17! Reitanzug. Die vierte Garnitur iſt wohl draußen?

Der Wachtmeiſter beſtätigt es und ich fahre fort:

— Alſo in vierter Garnitur. Ich habe eine kleine Weihnachtsüberraſchung vor! Die Unteroffiziere zugleich im Unteroffizierskaſino.

Dann gehen der Pfaff und ich in meine Wohnung, um die Weihnachtsüberraschung vorzubereiten, die wir uns ausgedacht.

Wir haben nämlich bei den Offizieren der Schwadron gesammelt, um den zurückgebliebenen Leuten eine Freude machen zu können. Jeder hat nach seinen Verhältnissen gegeben. Rittmeister Bucher, sehr anständig wie immer, hundertfünfzig Mark. Floß fünfzig und Holtitz, der als Adjutant noch den Burschen von seiner Schwadron bezieht, zwanzig Mark.

Es ist sehr viel für ihn, denn er ist ja sehr knapp. Das noch Fehlende haben der Pfaff und ich zusammengeschossen. Der Pfaff wollte natürlich (er hat ja eben keine Ahnung von Geld und Geldeswert) hundert Mark geben, aber ich habe es ihm energisch ausgeredet.

Sein Vater hat ihm zwar eine hübsche Summe zu Weihnachten geschickt, aber, wie beim armen Pfaff die Verhältnisse zu liegen scheinen, kann er nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, beim nächsten Termin seinen Zuschuß auch wirklich zu erhalten.

Vor ein paar Tagen bin ich mit dem Pfaff nach Berlin gefahren, um von dem zusammengebrachten Geld allerhand Einkäufe zu machen: kleine Scherze, Überraschungen, nützliche Sachen.

Das liegt nun alles kunterbunt herum und wir machen uns daran, es für eine Verlosung herzurichten.

Ich habe zwei Tannenbäume gekauft mit Holzfuß, einen großen für die Leute, der auf Stube 17 kommt, einen kleinen für die zurückgebliebenen Unteroffiziere und Trompeter. Ich werde ihn in das sogenannte Unteroffi-

zierskasino stellen lassen, ein überschüssiges Zimmer im Erdgeschoß, das Rittmeister Bucher zu diesem Zweck mit ein paar Möbeln aus seinem Besitz ausstattete.

Unser Plan ist, an alle unsere kleinen Geschenke ein paar Bindfadenenden mit Nummern zu befestigen, um die Gegenstände von den Leuten selbst an den brennenden Baum hängen zu lassen. Dann soll die Verlosung erfolgen.

Es macht uns viel Not und Arbeit, alles herzurichten.

Herr Lotichius steht neben uns und schneidet unausgesetzt Bindfaden in der nötigen Länge. Ich male doppelt auf je zwei Papierstreifen die Nummern zur Verlosung. Der Pfaff besorgt das Binden und macht die kleinen Wachslichter zurecht. Den ganzen Nachmittag arbeiten wir, rauchen und schwatzen dabei. Wir kommen überein, heute abend bei mir für uns beide und unsere Burschen zu bescheren.

Meine gute Mutter hat nämlich, da sie den Winter mit einer kranken Nichte in Ägypten zubringen muß, ein Weihnachtskistchen für mich an Pfaffs Adresse gesandt.

Erst gegen 8 Uhr sind wir fertig geworden mit Einpacken unserer Überraschungen in einen Wäschekorb, den mir „die kleine Frau" geborgt hat. Ich habe Eschke kommen lassen, um die beiden Weihnachtsbäume in die Kaserne hinüber zu tragen. Herr Lotichius und „Herr" Meißner, Pfaffs Bursche, schleppen den Korb.

Zuerst geht es mit dem kleinen Baum in das Unteroffizierskasino.

Alle Chargen sind versammelt. Wachtmeister Zenseler will melden, aber ich danke dafür mit der Erklärung, daß wir heute uns nur kameradschaftlich vereinigen.

Hier findet keine Verlosung statt. Rittmeister Bucher, in dessen Namen ich eine kleine Ansprache halten muß, hat jedem einzelnen ein Paket zurecht gemacht, auch den Verheirateten. Die meisten bekommen Bücher, einzelne Reitpeitschen oder Dienſthandschuhe, je nach Bedürfnis. Handschuhe und Reitpeitschen müssen sich nämlich die Unteroffiziere selbst anschaffen von ihrer doch nicht allzureichlich bemessenen Löhnung.

Ich erinnere mich, daß Sergeant Kahle zum Beispiel, der sich mit seinen fünf Kindern schwer durchschlägt, vor ein paar Tagen vom Rittmeister „hochgenommen“ worden, weil er ein junges Pferd ohne Handschuhe ritt. Er that es offenbar aus Ersparnis.

Sergeant Kahle erhält ein verschnürtes Packet, worauf steht:

„Mit der Hoffnung, daß Sergeant Kahle künftig die jungen Pferde in Handschuhen reitet.“

In dem Packet — der Pfaff sagt es mir — sind zehn Paar Handschuhe.

Unser lieber, guter Rittmeister!

Für das „lange Regiment“ ist eine schöne, lange Dressierpeitsche bestimmt. Die seinige hat vor ein paar Tagen einen Knick bekommen, als der Rappwallach „Pommern“, den das „lange Regiment“ zum zweiten Dienst reitet, daraufgetreten. Dazu gebe ich ihm ein Lehrbuch der Stenographie mit Vorlagen.

— Das ist nicht dumm, Herr Leutnant, beim Zivilversorgungsschein, wenn man stenographieren kann!

So hat er zu mir diesen Herbst gesagt, als ich mit ihm über seine Zukunft sprach. Er leidet nämlich an

Rheumatismus, so daß über kurz oder lang ein Berufswechsel nötig sein wird.

Wachtmeister Zenseler bekommt Cigarren und eine Photographie des Kaisers, für die er immer geschwärmt, wenn er beim Rittmeister zum Rapport gewesen war.

Währenddessen ist der Pfaff mit dem großen Baum und dem Korbe schon nach Stube 17 hinaufgegangen.

Die Leute sind alle im Reitanzug, das heißt sie haben ihre Stallhosen und Röcke aus Drell, mit Tuchsachen vertauscht.

Ein Faß Bier habe ich anfahren lassen.

Die Stube ist mit peinlicher Sauberkeit in Ordnung gebracht und sieht nett aus, wenn auch natürlich das Heruntergewohnte, Verräucherte des seit Jahren nicht getünchten Kasernenzimmers geblieben ist. Aber das macht es gerade gemütlich, denn die weißen Kalkwände, wie sie nun einmal bei uns sein müssen, an denen fast kein Schmuck prangt, würden kalt und starr ausschauen. Und doch sind sie nicht ganz ohne Bilderschmuck, denn hier und da hat einer ein paar Illustrationen an die Wände geklebt, die er aus Zeitungen ausgeschnitten und selbst koloriert, so gut es ging.

Zwischen den Fenstern, wo der Baum steht, den die Ulanen eben mit Lichtern besteckten und nach des Pfaffs Angaben mit Sachen behängen, befindet sich eine mächtige Dekoration. Die widersprechendsten Darstellungen durcheinander:

„Die Wassersnot in Szegedin.“ (Alles mit Rotstift bemalt, da der Künstler wahrscheinlich nur diese Farbe besaß.)

„Auf stiller Wacht“ (Ein entsetzlich geklexter, sentimentaler Buntdruck.)

„Die Hinrichtung des dreifachen Raubmörders Franz Schmidt aus Mainz.“ (Die herausgesetzte „Prämienbeilage“ eines Schauerromans.)

„Sehnsucht.“ (Der verzückt emporhimmelnde Mädchenkopf eines greulichen Modemalers) und so weiter.

Rundherum im Raume laufen die Spinde der Leute, alte, braun gestrichene Schränke mit schmalen Thüren, über die kleine Zettel geklebt sind, die Namen, Charge und Truppenteil angeben.

Sonst, wenn ich ein Mannschaftszimmer betrete, lasse ich mir hier und da einen Schrank öffnen, um nachzusehen, ob Ordnung herrscht. Oben, wo die Uniformstücke hängen, unten, wo die Mütze liegt, Stiefeln und Putzgegenstände.

Heute ist Weihnachten. Heute Abend steht des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr.

Nur eins bemerke ich doch mit Freude, das ist der zweite Schrank vom Fenster aus rechts. Er fällt mir gleich als gut gehalten auf. Die kleine Kiste, die oben darauf steht, wie auf allen Schränken, in der die Leute ihre Habseligkeiten bewahren (Spiegel, Nähzeug, Reserveknöpfe, das Bild des Schatzes, die Briefe von zu Haus, Handschuhe für den Ausgang am Sonntag) ist besonders reinlich, als ob sie eben erst frisch abgeholt worden wäre. Das kleine Schild des Besitzers über der Schrankthür ist offenbar erst vor ein paar Tagen erneuert, so weiß ist noch das Papier.

Ich lese:

Stube Nr. 17. Nr. 9.

Ulan Eſchke

6. Beritt. 1. Eskadron.

Ulanen-Regiment von Winterfeld Nr. 24.

Die Leute ſind fertig mit Anhängen der Sachen. Der Pfaff ſagt leiſe zu mir:

— Du, Du kannſt jetzt losſchießen!

Ich frage noch:

— Haben alle Bier eingeſchenkt?

Der Pfaff antwortet lächelnd:

— Ja, bis auf die, die ſchon wieder ausgeſoffen haben. Das ſind merſchdendehls alle!

Ich rufe laut:

— Gläſer füllen!

Die Ulanen ſtoßen die kleinen Holzſchemel und Bänke zurück, die eben ſo, wie die Tiſche, recht abgebraucht ſind vom Putzen darauf, und drängen ſich um das Bierfaß in der Ecke. Gefreiter Krumbholz hat den Dienſt am Faß und läßt einlaufen. Währenddeſſen ſtellt ſich der Pfaff an den Tiſch, mit dem Wäſchekorb „der kleinen Frau“, der die Losnummern enthält und ich gebiete:

— Ruhe — Achtung!

Alles ſchweigt und ſtellt ſich mit den Biergläſern um den Tiſch. Ich ſpreche nun die Worte:

— Heute iſt Weihnachten. Ein Teil von Euch feiert dieſen Abend zum erſtenmal bei uns im Regiment.

Ihr werdet sehen, daß wir auch in der Kaserne lustig sein können, und damit Ihr es sein könnt, lasse ich heute ausnahmsweise eine Stunde später Zapfenstreich blasen. Wir Offiziere haben Euch eine kleine Weihnachtsfreude machen wollen, deshalb diese Verlosung. Wir beginnen aber den Abend mit unserem gewohnten Soldatenrufe:

Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König, lebe hoch! Hurra!

Der Chor antwortet: — Hurra!

— Hurra!

Und wieder schallt es: — Hurra!

— Hurra!

Zum drittenmal: — Hurra!

Dann beginnt die Verlosung.

Einzeln treten die Ulanen an den Beutel heran, den der Pfaff ihnen hinhält und ziehen ihre Nummern, wobei er scherzt:

— Immer Mut, jedes Los gewinnt!

Bald hat jeder seine Nummer. Nun gehen wir an den Baum und nehmen die Gegenstände ab, indem wir die Zahlen rufen. Jedesmal antwortet der Gewinner mit einem „Hier" und nimmt seine Gabe in Empfang.

Es sind ja nur kleine Sachen, die wir geben können: Cigarren, Notizbücher, Spiegel, Cigarrentaschen, Messer, Portemonnaies, Uhrketten, aber die Leute sind dankbar und die Freude lacht ihnen aus den Augen.

Eschke gewinnt eine Cigarrentasche. Ich schiebe ihm verstohlen ein paar „Stinkadores" zur Füllung in die Hand. Und der Schwadrons-Schweinehund giebt mir ein:

— Danke gehorsamst, Herr Leutnant! — zurück mit

einem strahlenden Blick, der mir wertvoller ist, als das schönste Weihnachtsgeschenk, das ich selbst bekommen hätte.

Der Pfaff meint, wir wollten uns nun lieber drücken, damit die Leute ungeniert wären. Ich schlage nur noch vor, eins zu singen. Irgend einer stimmt das „Lied vom Reservemann“ an, wird aber durch allgemeines Lachen übertönt. Endlich beginnt wie von selbst das alte Lied aus der Kindheit, das sie in der Schule gelernt und auf dem Dorfe gesungen haben:

„Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht . . . . . .“

Der Pfaff und ich bleiben noch stehen, während es ausklingt. Wir nähern uns der Thür, um heimlich zu verschwinden. Ein Rekrut will „Nicht Euch“ rufen, doch vorahnend wehre ich es ihm.

Eschke hat eine kleine Ziehharmonika aus seinem schönen, weißen Kasten geholt und intoniert mit seiner derben Stimme:

„Unser Leutnant ist ein hübscher Mann,

Der Chor fällt ein:

Er hat die größten Stiebel an,
Er reitet ein schwarzes Rappentier,
Die Mädel können nichts dafür,
Sie gucken ihm alle nach,
Hei dri dra drum, ihm nach. Bum . . . .“

XV.

Diſtanzritt.

Schnee! Schnee! Überall Schnee! In dichten Flocken iſt er vom Himmel herabgeſtiebt und deckt nun die ganze Erde mit ſeinem weichen, weißen Mantel.

Ich ſtehe im Reithaus und laſſe meine Abteilung reiten. Immer noch ſinken die Flocken draußen und ſtauen ſich lichtnehmend an den ohnehin ſchon ſo ſchmutzigen Gläſern der Bahnfenſter.

Dieſe Reitabteilung macht kein großes Vergnügen. Es ſind die „krummen Hunde“ der Schwadron, die einmal gehörig wieder auf den Trab gebracht werden ſollen:

— Bügel herauflegen — Zügel zuſammenbinden! — befehle ich. Und darauf nach kurzer Pauſe:

— Still geſeſſen — Hüften feſt — Eskadron marſch. Eskadron — Terrrrrrrrrrrrrrrrrrrab!

Dann folgt das ewige den Sitz korrigieren mit dem:

— Beine zurück. Oberſchenkel herumdrehen . . . Hinſetzen. Ziehen Sie doch die rechte Hüfte nicht ein . . .

Da werde ich unterbrochen. Ein Ulan kommt. Ich

kenne in ihm den Schreiber Gericke aus dem Regiments-
ureau:

— Haben Sie was für mich?

— Zu Befehl, Herr Leutnant.

— Hüften los .... Zügel aufnehmen ... Es-
adron Halt ... Rührt Euch ... Freiübungen machen.

Die Kerls freuen sich, daß eine Pause eintritt, setzen
ch auf dem Sattel von neuem zurecht, hauchen sich in
ie kalt gewordenen Hände und beginnen faul und lang-
am auf- und abzuspringen, Scheere, Wende, Schulter-
and zu machen, während ich einen Brief des Komman-
eurs erbreche, den mir Ulan Gericke überreicht.

Er lautet:

„Secondleutnant Egestorff hat für einen etwaigen
bergang des Regimentes heute abend über die Elbe,
ei Gülden-Zschopitz und Posta festzustellen, ob ein Über-
tzen des Stromes bei augenblicklichem Wasserstand resp.
isgange möglich ist und welche Hilfsmittel gegebenen
falls hierfür zu Gebote stehen.

Umschlag zurück.
Empfang zu bestätigen.

gez. von Romanshof,
Oberstleutnant
und
Regimentskommandeur."

Das bedeutet soviel wie abreiten.

Es ist ½10 Uhr. Bis Gülden-Zschopitz sind
indestens 25 Kilometer. Hin und zurück macht es 50.
)azu bis Posta 5, zurück 5, gleich 60. Ich kann mich
lso getrost auf einen Ritt von 60 Kilometer gefaßt
achen.

Ich bestätige auf dem Umschlag den Empfang und

gehe ins nächſte Viereck nebenan, wo Rittmeiſter Bucher eine Dreſſurabteilung vor hat. Ich melde ihm den Befehl des Kommandeurs.

Das „lange Regiment“ muß meine Pferde übernehmen.

Wie ich eilig meiner Wohnung zuſchreite, überlege ich mir, welchen Gaul ich reiten ſoll. Da begegnet mir in der Kaſernenſtraße der Oberſtleutnant:

— Guten Morgen, lieber Egeſtorff.

— Guten Morgen, Herr Oberſtleutnant.

— Der Ritt kam Ihnen wohl ſehr unerwartet?

— Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant.

— Haben Sie denn was zu reiten? Welchen Gaul nehmen Sie denn?

— Ich weiß noch nicht. Ich denke . . .

— Sonſt thun Sie mir vielleicht einen Gefallen und reiten meine „Cypreſſe“? Sie ſteht ſchon geſattelt vor Ihrer Wohnung.

Das iſt natürlich eine große Freude für mich. Herr Lotichius iſt vorausſichtlich gerade mit den Pferden in der Schmiede.

Der Kommandeur will gern ſeine Cypreſſe auf eine längere Tour geſchickt haben, wie er mir ſagt, weil er jetzt fünf Pferde beſitzt, die er täglich reitet und dabei für die kraftſtrotzende, übermütige Stute nur eine Stunde übrig hat:

— Es ſchadet ihr nichts. Im Gegenteil. Am liebſten ritt ich ſelbſt mit, aber der Auditeur kommt heute wegen einer gerichtlichen Unterſuchung, da muß ich zu Hauſe ſein, und außerdem kann jeden Tag jemand anlangen, der meinen Galizier kaufen will.

Schnell hole ich mir noch aus meinem Zimmer das nötige Material: Generalstabskarten, Meldekarten, Opernglas, Bleistifte, Cigarren, sowie ein Paar dicke, wollene Handschuhe.

Die Cypresse wird richtig vor meiner Wohnung auf- und abgeführt.

Cypresse vom Fandango a. d. Trauerweide ist eine muskulöse Rappstute, etwas kitzlich, ein wenig hochbeinig, siebenjährig, also im besten Alter. Sie ist „nicht tot zu kriegen".

Ich untersuche genau die Zäumung — einfach Wassertrense — die Sattelung — den Gurt lasse ich ein Loch anziehen — und hinten mit einiger Vorsicht, um nicht etwas abzubekommen, die Beine sowie den Beschlag.

Alles in Ordnung, wie es bei den Pferden unseres Kommandeurs ja gar nicht anders zu erwarten steht. Nun in den Sattel und Schritt zum Thor hinaus.

Abritt: 10 Uhr 20 Minuten vormittags. Das wird notiert.

Der Morgen ist wunderbar schön. Leise fallen noch immer dichte Flocken. Wie ich die letzten Häuser der Stadt verlasse mit ihren kleinen Vorgärtchen, die tief in der weißen Decke vergraben sind und deren Dächer große, helle Schneehauben tragen, dehnt sich die Weite vor mir. Überall wohin das Auge schweift, endlos weiße Fläche. Nur der Wald drüben im Norden zeichnet sich ab als dunkler Strich.

Es reitet sich angenehm weich auf der Straße, weil es nicht glatt ist und auch der Schnee unter den Hufen nicht ballt.

Alles ist eine pfadlose, wie mit Zucker bestreute Ebene, bloß die kleinen, nackten, ein wenig verkrüppelten Pflaumenbäume rechts und links der Chaussee deuten den Weg an, der weder durch Grabenränder, noch Räderspuren erkenntlich ist.

„Krah", fliegen ein paar Krähen mit müdem Flügelschlage auf.

Ich setze die Cypresse in Trab. Sie drängt tüchtig vorwärts, legt sich bohrend ins Gebiß und rasaunt plötzlich ein Stück haltlos davon. Dann bockt sie fröhlich und versucht den Kopf zwischen die Beine zu nehmen, um sich die lästigen Backenstücke der Zäumung zu reiben. Aber ich lasse ihr nicht den Willen, und bald geht es in ruhigem, gleichmäßigen Trabe, federnd rückengängerisch, so daß Plinzner seine Freude haben müßte, die Chaussee hin.

Das Schneegestöber wird immer geringer, nur ein paar starke Krystalle sinken noch herab.

Ein Verhalten der Stute, die sich mächtig schüttelt, daß Bügel und Trense klirren, die mit einemmale losen Steigriemen wieder an den Sattel gestrafft anklatschen, bringt mich auf den gleichen Gedanken und ich streiche mir den Schnee aus den Falten des Überrockes, nehme die Mütze ab und schlage sie auf dem Oberschenkel rein.

Wir sind plötzlich wieder schwarz geworden in all dem Weiß, das uns umgiebt.

So geht es fort durch die endlose Schneelandschaft, immer die verschneite Straße entlang durch den Kiefernwald mit seinem träumerischen Schweigen, durch winterverschlafene Dörfer . . . fort . . . fort . . . fort . . .

Ein Bauer mit einem Ochsengespann kommt des Wegs.

Er lüftet den Hut:

— Morgen ooch!

— Guten Morgen!

Mit offenem Muude bleibt er ein Stück hinter seinem Ochsen zurück, der, die Hörner scheu gesenkt, auf der Straße einen kleinen Bogen um mich beschrieben hat, so daß die Jauche aus dem Spundloch des langen kufengestützten Fasses spritzt.

Ich frage den Bauer:

— Können Sie mir vielleicht Feuer geben?

— Das is richt'g!

Er grüßt schwerfällig, indem er den Zeigefinger an den Hutrand hebt, schultert seine Peitsche, schiebt die Pfeife in den anderen Mundwinkel und streicht sich ein Zündholz an den Hosen an.

Sobald meine Cigarre brennt, notiere ich mir die Zeit auf einer Meldekarte, die Länge der Schritt- und der Trabrepriſe.

Der Bauer fragt mich:

— Wo machen Se denn hin itzt?

— Gülden-Zschopitz. An die Elbe. Ist denn Eisgang?

Er sieht mich dumm an:

— Das gennt ich Sie werklich nich sagen!

Ein Gruß und ich reite weiter. Mit der Peitsche knallend, läuft er seinem bereits ein gutes Stück entfernten Ochsen nach.

Bald bin ich am Ziel. Schon weht ein kalter Luftzug herüber, der von der Elbe kommt. Ich muß von der Chaussee abbiegen, um an das Fährhaus bei Gülden-

Zschopitz zu gelangen. Ins Dorf selbst brauche ich gar nicht hinein. Ich schneide so ein gutes Stück ab.

Von hier ab wird der Weg unangenehm holprig, mit tiefen Räderfurchen, vom letzten Tauwetter im weichen Untergrund zurückgeblieben und nun gefroren. Ich muß Schritt reiten. Die Stute hat fast 25 Kilometer im Leibe und ist doch noch ebenso frisch und übermütig, wie zu Anfang des Rittes.

Ein Teich liegt noch vor mir, eine riesige Schneemasse. Dann biegt der Weg um, und die Elbe ist sichtbar.

Der Strom schiebt langsam seine schmutzigen Wassermassen zu Thal. Nur einzelne Eisschollen treiben. Am diesseitigen Ufer ist eine Eisbank, etwa 20 Meter bis ins Wasser hinaus, so daß die Einschiffung fast unmöglich erscheint. Das Fährhaus ist geschlossen. Die Fähre, ein großes, eckiges Ungetüm, lagert am Strande.

Ich notiere mir wieder die Zeiten und bemerke auf einer Meldekarte meine Rekognoscierungen. Dann mache ich mich auf nach Posta, aber wieder auf der Chaussee, die ein gutes Stück landeinwärts am Strome hinführt, denn der Treidelweg am Wasser ist für die Pedale meiner Stute zu gefährlich.

Ab und zu nähert sich die Straße der Elbe, dann vernehme ich dumpfes Rauschen und fühle eisigen Wind. Kein Mensch ist zu sehen. Die Kälte wird empfindlich trotz der wollenen Handschuhe.

Da thut uns denn beiden, dem Pferde wie mir die Aussicht gut, auf eine halbe Stunde Unterkommen zu finden. Die Cypresse wittert schon den Stall, als wir am Wirtshaus zu Niederposta halten, hart am Fluß.

Ich bringe mein Pferd selbst unter und mache die Trense durch Aushaken zur Halfter. Ein wenig Hafer wird der Cypresse schmecken. Ich untersuche ihn vorsichtshalber. Er ist frisch und rein.

Dann setze ich mich in die Wirtsstube, nehme meine Karte und meine Meldung vor.

Der alte Fährmann, der seinen Kümmel in der Ecke trinkt, giebt mir Auskunft, indem er meine Fragen wegen des Übersetzens verlacht:

— Fähren sein Sie nur bei und in Gildzschenops. Aber es is Sie reene unmeeglich zu fahren. Vierzig Schuh Ufereis, ganz dinne, daß mer glei neinbricht, un's Eis kriegn mer in sechs Stunden. Es is heite frieh aus'n Keenigreich beepeschirt.

Ich weiß genug. Schnell verzehre ich mein Frühstück, das mir eine alte Frau aufträgt.

Dann die Tempotabelle begonnen, den Ausweis über meinen Ritt und die Meldung geschrieben:

Absendende Stelle: Off. Patrouille. Sec.-Lt. Egestorff U. 24.	Abgangsort: Posta.	Tag: 7.	Monat: I.	Tageszeit: Stunde: Minute: 12⁴⁵ M.

Angekommen:

An Herrn Oberstleutnant von Romanshof

in Hohensee.

Die Elbe hat sehr hohen Wasserstand. Laut Telegramm aus dem Königreich Sachsen ist das Eintreffen des Eisganges in etwa sechs Stunden zu erwarten. Das Ufereis

macht ein Überſetzen des Stromes bei Gülden-Zſchopitz ſowie Poſta unmöglich.

Egeſtorff,
Secondleutnant.

Ich zahle, gurte die Cypreſſe wieder feſt, ſehe noch einmal die Beine vorſichtig an, hänge die Trenſe ein, und zurück geht es in den Winternachmittag.

Die Sonne hat ſich in rötlicher Scheibe durch die trüben Schneewolken gerungen. Es glitzert und blitzt von all den Milliarden Eiskryſtallen.

Auf dem geraden Wege reite ich nach Hohenſee zurück durch die weite, ſchweigende, herrliche Schneelandſchaft. Die Stute iſt noch friſch, faſt übermütig.

Es wird ein köſtlicher Heimritt.

XVI.

Beſuche in Hohenſee.

Der Kommandeur hat einen Sohn des Herrn von Lock auf Kaltenhagen, unſeres Gutsnachbarn, der uns ſein Waldvorwerk für die Meute überlaſſen hat, als Avantageur angenommen.

Ulan von Lock iſt ein hochaufgeſchoſſener noch etwas ſchmalbrüſtiger junger Mann von neunzehn Jahren. Er trägt die blonden Haare ganz kurz geſchnitten: „geigelt“, wie es ſein Eskadronschef Rittmeiſter Bucher verlangt. Ich habe ihn ſelbſt für unſer Regiment geworben, denn ſein Vater wollte ihn eigentlich ſtudieren laſſen.

Der Pfaff, dem er zur beſonderen Ausbildung bei der Schwadron zugeteilt iſt, hat ihn mir heute überlaſſen, um mit ihm die üblichen Beſuche bei den Verheirateten und bei den Reſpektsperſonen in Hohenſee zu machen. Ich nehme zu dieſer nicht gerade ſehr unterhaltenden Rundreiſe noch einen der Einjährig-Freiwilligen mit, um den Pfaff zu entlaſten.

Wir haben nämlich fünf Einjährige im Regiment, davon ſind zwei bei der erſten Eskadron.

Die Sache, die wir immer verschoben, brennt uns nun ein wenig auf die Nähte, denn am nächsten Mittwoch findet in der „Eintracht" — der Hohenseer ersten Gesellschaft — eine sogenannte „musikalische Abendunterhaltung" statt.

Nun muß natürlich bei allen Besuch gemacht werden, die in der „Eintracht" etwas zu bedeuten haben. Ich habe mir eine Liste angefertigt, und zeige sie dem neuen Avantageur und dem Einjährigen, wie ich mit ihnen in den bestellten Krümperwagen steige, ein leichtes Jagdgefährt der ersten Eskadron.

Der Einjährige, den mir Pfaff geschickt, ist der dicke Fahr, die „Fahrmaus". Sie hat eine entsetzliche Angst vor den Besuchen, und ihr Grauen wächst, als ich die Liste vorlege, die wir zu erledigen haben. Ich habe sie genau nach Straßen geordnet, damit wir nicht zu lange in der Irre fahren:

Nr.	Name:	Stand:	Wohnung:
1.	v. Romanshof	Oberstleutn.	An der Elster Nr. 9
2.	Gladitsch	Superintendent	Bahngasse?
3.	Prettin	Rechtsanwalt	Torgauerstr. 1
4.	Weinhold	Fabrikbesitzer	Dammweg 5
5.	v. Domani	Premierleutn.	Glacis
6.	v. Ybbs	Rittmeister	Kasernenstr. 10
7.	v. Ried	Rittmeister	Kasernenstr. 19
8.	Müller	Oberstabsarzt	Kasernenstr. 34
9.	Gambert	Oberamtsrichter	Heumarkt
10.	Freiherr von Treuen.	Premierleutn.	Schloßgraben Nr. 17

Nr.	Name:	Stand:	Wohnung:
11.	v. Pernegg	Rittmeister	Altes Schloß
12.	Freiherr von Kirch	Major	Jägerallee
13.	Dunkelberg	Assessor	An der Hutung Nr. 7
14.	van Glooh	Fabrikbesitzer	Kastanienallee
15.	Thomas	Secondleutn.	Villa Kalkstein

Zuerst geht es durch die Stadt nach der Villa des Kommandeurs. Ich bereite meine Schutzbefohlenen vor, indem ich ihnen während der Fahrt mit ein paar Stichworten einige Anhaltspunkte gebe:

— Frau von Romanshof, geborene Gräfin La Villerabel, stammt aus einer Refugiéfamilie. Früher Hofdame in Weimar. Sehr liebenswürdig. Sie können alles sagen. Spricht mit dem Herrn Oberstleutnant über dienstliche Sachen nie.

Wir sind an der kleinen Villa:

— Nimmt gnädige Frau Besuch an?

— Zu Befehl, Herr Leutnant.

Wir werden in einen kleinen, reizenden, ganz in Meißner Zwiebelmuster gehaltenen Salon geführt.

Lock zieht sich noch einmal die Ulanka zurecht. Die Fahrmaus faßt vorschriftsmäßig den Säbel an. Ich erkläre ihm, daß das hier nicht nötig sei, und einen Augenblick später öffnet sich die Thür des Nebenzimmers.

Frau von Romanshof tritt ein. Sie ist klein und zierlich, einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidet. Ihr langes, ovales Gesicht mit den ein wenig mandelförmigen,

dunklen Augen und dem schwarzen Haar erinnert an die französische Abkunft.

Sie reicht mir die Hand, die ich küsse:

— Gnädige Frau, ich bringe Ihnen den neuen Avantageur.

— Ah, Herr von Lock, nein, wie die Uniform verändert!

Er küßt ebenfalls ihre Hand. Ich stelle weiter vor:

— Einjähriger Fahr.

Bald hätte ich das „Maus" noch hinzugefügt.

Sie giebt ihm die Rechte, die er linkisch drückt.

Während sie Platz nimmt, fordert sie uns mit einer Bewegung auf, uns zu setzen.

Frau von Romanshof wendet sich an Lock:

— Ich hätte Sie fast gar nicht erkannt.

Der Avantageur ist ein klein wenig verlegen:

— Ja, mir haben sie die Haare abgeschnitten . . .

Sein trauriges Gesicht, dabei der nackte Kopf, die Idee, damit die Unterhaltung zu beginnen, machen uns alle lachen.

Dann wendet sich Frau von Romanshof an die Fahrmaus. Sie erkundigt sich nach Fahrs Familie:

— Ist Ihr Herr Vater nicht Oberregierungsrat in Weimar?

— Nein, aber mein Onkel.

Die Fahrmaus ist strahlend, daß sie doch wenigstens einen Berührungspunkt gefunden hat.

Bald erheben wir uns, denn wir haben noch viel vor.

— Bahngasse, Superintendent.

Wir rasseln davon. Nun muß ich wieder erklären:

— Frau Superintendent Gladitſch, Tochter des Rechtsanwalts Prettin ... und ſo weiter. Lock, erklären Sie mal.

Lock übernimmt die Schilderung, die er in die drei Buchſtaben zuſammenfaßt, unter denen jedermann in Hohenſee die Frau Superintendent kennt:

— F. F. F., das heißt frech, fromm, falſch.

Glücklicherweiſe iſt die Dame nicht zu Haus.

Wir kommen von der Bahngaſſe aus ſofort zu ihren Eltern: Rechtsanwalt Prettin. Es iſt unbegreiflich, wie die beiden netten Leute eine ſolche Tochter haben können. Ich ſchildere Frau Prettin als eine würdige Matrone, etwas altväteriſch, aber gediegen und prächtig.

Den Rechtsanwalt kennen Lock und Fahr ſchon von Rawitſch her, wo er jeden Mittag von 12 bis 1 Uhr, jeden Abend von 6 bis ½8 Uhr ſein Schöppchen Moſelwein leert.

— Frau Rechtsanwalt iſt krank! — ſagt das Mädchen. Wir bedauern und werfen Karten ab.

Nun kommt Fabrikant Weinhold, der Beſitzer einer großen chemiſchen Farbenfabrik, am Elſterkanal gelegen, dem ſogenannten Dammweg, weil früher dort vor der Regulierung der Elſter ein aufgeſchütteter Damm die Stadt gegen die Frühjahrsüberſchwemmungen ſchützte.

— Es hat eben gebrannt in der Fabrik. Das Feuer iſt aber gelöſcht. Die Herrſchaften ſind hintergegangen — verkündet der Diener.

Wir haben faſt die Runde der Stadt gemacht. Domani, zu dem wir jetzt fahren, wohnt am Glacis.

Hohenſee war nämlich früher Feſtung, doch die Mauern ſind bereits zur Zeit Friedrichs des Großen gefallen.

Die Stadt wird schon in Urkunden vom Jahre 1357 erwähnt. Viel ist jedoch von alten Gebäuden nicht mehr vorhanden, nur das „alte Schloß", ein kleines Haus, in dem Domani wohnt.

Ein neues Schloß hat auf dem Hügel gestanden, wo sich heute unsere Kaserne erhebt, die ehemals ein Gerichtsgebäude gewesen und erst 1879 von uns bezogen worden ist.

Das Regiment lag früher in Bürgerquartieren. Eine Straße ist vom Glacis aus dahin entstanden, natürlich Kasernenstraße geheißen. Dorthin führt unser Weg, nachdem Domanis „bei Tisch" waren. Ich erkläre:

— Nun kommt: Frau von Ybbs, geborene v. Wagenhausen, eine — hm, sehr würdige Dame.

Vor dem Einjährigen will ich die Regimentsdamen nicht ihres Nimbus entkleiden. Wir haben außerordentliches Glück heute, auch Frau von Ybbs nimmt nicht an. Einen Grund erfahren wir nicht.

Wir gehen zu Fuß bis zu Nummer 19 zu Rieds.

Ich habe gerade noch Zeit, auseinanderzusetzen, daß Frau von Ried eine Tochter des verstorbenen Landrats unseres Kreises ist, und daß sie zwei erwachsene Töchter hat, die Klara und Friederike heißen.

— Gnädige Frau läßt bitten.

Natürlich, eine Dame mit heiratsfähigen Töchtern nimmt stets an. Frau von Ried, noch immer so gut aussehend, daß man ihr die erwachsenen Töchter gar nicht zutraut, nimmt die Fahrmaus in Beschlag. Sie erleichtert ihr das Sprechen, indem sie sich in Anbetracht des kommenden Tanzvergnügens nach den anderen Einjährigen erkundigt.

Klara, hübſch, friſch, blond, unterhält ſich mit ihrem Jugendgeſpielen Lock. Er hat ſie ja ſogar einmal, als er noch gründlich in den Flegeljahren war, in den Schloßteich von Kaltenhagen geworfen.

Friederike oder „Fräulein Fritz“, wie ſie genannt wird, da ſie ihren Kindernamen nicht loswerden kann, iſt ein bildſchönes Mädchen, nur iſt ihr Kopf ein wenig zu groß für die Figur. Sie erkundigt ſich lebhaft nach dem Programm des muſikaliſchen Abends.

Aber ich gebe das Zeichen zum Aufbruch. Die Zeit drängt, ſonſt iſt die „Frau Oberſtabsarzt I. Klaſſe Dr. Müller“ in Nummer 34, die nachmittags immer ſchläft, erwacht.

Wir ſind erlöſt, denn der Burſche des Oberſtabsarztes verkündet:

— Frau Oberſtabsarzt ſchläft und hat ſtreng verboten, ſie zu wecken.

Und das Glück iſt uns noch weiter hold.

Frau Oberamtsrichter iſt nicht zu Haus, das etatsmäßige Ehepaar nach Berlin gefahren und Frau von Treuen begegnet uns vor dem Haus, im Begriff, mit ihrer rotbäckigen, dicken Spreewälderin, die den Wagen der kleinen Treue ſchiebt, auszugehen.

Sie hat ein Einſehen und läßt uns nach kurzem Bekanntmachen los.

Jetzt fehlen nur noch vier Beſuche.

Am alten Schloß können wir ruhig vorbeifahren. Frau von Pernegg kam nur irrtümlicherweiſe auf meine Liſte. Ich vergaß, daß ſie eben ihrem Mann den erſten Jungen geſchenkt.

Frau Dunkelberg, der Pfau Hohenfees, die ſich die Augenbrauen malt, bedauert ſehr, ſie hat Diner heute und zieht ſich an.

Nun biegen wir in die Kaſtanienallee ein, die zu meiner Wohnung führt. Der vorletzte Beſuch.

Herr van Gloogh hat eine Papierfabrik. Er arbeitet nach eignem, von ſeinem Bruder im Haag erfundenen Verfahren.

Seine Frau aus der bekannten Großkaufmannsfamilie Dietjens in Mannheim, ſpricht ſtark rheiniſch und iſt unangenehm laut und lebhaft.

Ein Mädchen öffnet. Sie erklärt mit breitgrinſendem Geſicht:

— Ich wer mal nachſehn, ob de gnädge Frau zu Hauſe ſein will.

Wir hören ſie eifrig mit Frau van Gloogh debattieren. Darauf kommt ſie wieder und behauptet mit noch breiter grinſendem Geſicht:

— De gnädge Frau bedauert, ſe is ausgegangen!

Nun fort an meinem Haus vorbei und zur Villa Kalkſtein.

Ich gebe zum letztenmal eine Erklärung:

— Frau Thomas. Amerikanerin. Spricht ſchlecht deutſch. Reizende Frau. Hervorragender Anzug.

Wir ſehen die beiden, Mann und Frau, ſchon von weitem am Fenſter ſtehen. Fröhlich nicken ſie uns zu.

Hier werden wir alſo angenommen.

Er kommt uns entgegen:

— Donnerwetter, offizieller Beſuch iſt das wohl?

Und ſich umwendend:

— Hör mal, May, Du kriegſt offiziellen Beſuch, Herrn von Lock kennſt Du ſchon. Hier die Krone aller Einjährigen, Herr Fahr.

Die Fahrmaus gerät in tödliche Verlegenheit über dieſen gemütlichen Empfang und als ſie ſich die Krone aller Einjährigen genannt hört. Aber die „kleine Frau" macht den Schrecken wieder gut. Sie lacht den armen Fahr ſo fröhlich an mit ihren mußbraunen Amerikaner-Augen, daß er anfängt, ſich behaglicher zu fühlen. Sofort klingelt ſie und beſtellt Thee:

— Sſi bleiben ſſum afternoon Tea? Natürlik.

Und er ſagt mit ſeinem bartloſen Kindergeſicht uns muſternd:

— Nicht wahr, die Herren trinken den afternoon Thee bei uns?

Wie eine kleine Katze fährt Miſſes Thomas los:

— Es heißt afternoon tea! (Thi).

Er brummt:

— Thi. Gut Thi, Thi, Thi, Thi, Thi, Thi, Thi.

Hier wird man nicht ſo leicht wieder fortgelaſſen. Wir legen alſo die Säbel ab.

XVII.

„Musikalischer Abend" in der „Eintracht".

Der von allen jungen Damen in Hohensee heißersehnte „musikalische Abend" in der „Eintracht" ist endlich gekommen. Die „Eintracht" besitzt am Glacis ein eigenes Gebäude mit schönem Garten, das ihr vor ein paar Jahren ein langjähriges Mitglied testamentarisch vermacht hat.

Erst beim Betreten des Saales erfährt man das Programm. Es ist endlos, wie alle Veranstaltungen der „Eintracht". Noch dazu steht unten der unglückverheißende Vermerk:

„Abendessen. Darauf ein Tänzchen."

Ohne das geht es nicht. Das Vergnügungskomitee würde alles Zutrauen seitens der Mütter verlieren, wenn es diesen ständigen Zusatz einmal striche.

Der Eingang zum „großen Saal" erfolgt durch den „kleinen Saal", in dem schon zwei lange Tafeln für das Abendessen gedeckt sind.

Eine Art von Podium ist an der Hinterwand errichtet. Dort stehen zwei Flügel und ein Violinpult.

Eine Blattpflanzendekoration mit der überlebensgroßen Gipsbüste des Kaisers schließt das Bild ab. Rechts und links, fast im Grün verborgen, hat man Köpfe aufgestellt, von Goethe, Schiller, Richard Wagner und Beethoven. Alle sind wohl zu erkennen bis auf den großen Meister der IX. Sinfonie. Der Pfaff behauptet, es sei eine Verwechslung geschehen, der Kopf stelle entweder Darwin dar oder Offenbachs Baron Gondermark aus „Pariser Leben".

Ich weiß nicht, wie er zu dieser Ansicht gelangt ist.

Die ganze Mitte des Saales ist mit Stuhlreihen besetzt für die Zuhörer.

Wie ich mit Auerschütz eintrete, ist schon der größte Teil der Vereinsmitglieder beisammen. Wir begrüßen Bekannte nach allen Seiten.

Frau Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Müller drückt mir ihr Bedauern darüber aus, daß sie uns neulich nicht annehmen konnte, aber ihr Mann habe ihr wegen einer nun bald zehnjährigen Migräne verordnet, immer nach Tisch zu schlafen. Sie dürfe sich auf keinen Fall dabei stören lassen, da vielleicht ihr — wie sie keifend sagt — „Leben" davon abhinge.

Frau Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Müller hat nämlich eine Sprechweise, als ob sie immer erregt wäre, auch bei der ruhigsten Unterhaltung.

Ich sehe die „Fahrmaus" durch das Gewühl streichen und mache ihr ein Zeichen zu kommen. Sofort wird sie vorgestellt:

— Einjähriger Fahr . . . . . Frau Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Müller.

Dann lasse ich die beiden, trotz des geradezu trostlosen Gesichtes des Einjährigen, allein. Mag er sehen, wie er loskommt.

Der Kommandeur ist noch nicht da, das erfahre ich von Frau von Kirch, die ihrem Range als „Etatsmäßige“ entsprechend ganz vorn auf der ersten Reihe Platz genommen hat. Denn hier in der „Eintracht“ geht alles genau nach Rang und Würden.

— Wir haben sehr bedauert neulich, aber wir waren in Berlin, meint die hübsche, blonde Frau, die ebenso nervös ist wie ihr Mann.

Ich scherze:

— Gnädige Frau, Sie scheinen mir recht viel nach Berlin zu fahren!

Das hört sie gern, denn sie liebt es, sich darauf etwas zu Gute zu thun, daß sie nicht fünf Minuten auf einem Fleck ruhig bleiben mag.

Neben ihr sitzt, zur Hälfte nach dem Fenster gewendet, F. F. F., der Schrecken Hohensees. Sobald ich mich Frau von Kirch nähere, fährt die Schlange auch schon herum und sieht mich mit ihren giftigen Augen lauernd an. Ich kenne das, sie kann es nicht vertragen, wenn man mit einer anderen Dame spricht. Immer fürchtet sie, übersehen zu werden, stets glaubt sie, daß man ihr nicht genügende Achtung erwiese. So thue ich ihr denn — auch damit ihr Zorn sich nicht auf Frau von Kirch entlade — den Gefallen, sofort ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Sie keift los:

— Frau Thomas wird Klavier spielen heute abend? Ja? Kann sie denn spielen? Man müßte doch früher

ſchon was davon gehört haben! Ich habe nie was davon erfahren! Sie wird ſich wohl nicht lange haben bitten laſſen! Wer hat denn überhaupt das Programm gemacht? Ich finde, es iſt etwas eintönig! Nicht? .....

Und ſo geht es noch eine Weile fort. Ich muß mich beherrſchen, dem alten Drachen nicht tüchtig über den Mund zu fahren. Der Eintritt des Kommandeurs enthebt mich der Antwort. Der Landrat Herr von Lock führt Frau von Romanshof in den Saal — wie immer äußerſt geſchmackvoll gekleidet. Das hat ſie nun einmal von ihrer franzöſiſchen Abkunft. Der Oberſtleutnant hat dafür dem kleinen Fräulein von Lock den Arm gegeben. Der Landrat iſt Witwer.

Während ich nach dem Saaleingang ſchaue, ſpricht neben mir eine ſchüchterne Stimme:

— Herr Leutnant, mein lieber Herr Leutnant, es hat uns aufrichtig leid gethan, Sie zu verfehlen, als Sie die Freundlichkeit hatten, uns neulich zu beſuchen.

Das kann niemand anderes ſein als unſer Superintendent. Natürlich!

— Herr Superintendent, ich wollte Ihnen zwei junge Herren vom Regimente vorſtellen. Ich werde mir nachher erlauben ....

Der liebenswürdige alte Herr, den ich verehre, weil er ſo gar nichts vom Prälaten an ſich hat, ſchüttelt mir herzlich beide Hände in ſeiner gewinnenden Art.

Wie iſt dieſer Mann zu der Frau gekommen?

Nun giebt es zu thun: vor Beginn muß ich noch den Kommandeur und ſeine Frau begrüßen, Locks, dann unſere Regimentsdamen: Frau von Ried mit Töchtern,

Frau von Treuen, Frau von Domani, Frau von Ybbs und nicht zuletzt Miſſes Thomas, die „kleine Frau".

Sie ſteuert ſchon von weitem auf mich zu:

— Ich habe ſſo ſerr groſſe Angſt, ich ſſoll da ſpielen!

— Bei Ihrem Spiel brauchen Sie ſich doch nicht zu fürchten! — mache ich ihr Mut, und der Kommandeur fügt hinzu, der ſich ihr nähert:

— Gnädige Frau, was ſpielen Sie denn?

— Amerikaniſche Sachen: Nigger dances. Dann die Sonate Cis-dur von J. M. Potter.

Der Oberſtleutnant fragt ſie ſcherzend:

— Komponieren ſie denn auch da drüben? Wirklich? Die kleine Frau ſtampft mit dem Fuß auf:

— Das is ſſerr ſlecht von Sſie, Herr von Romanshof!

Da geht ein allgemeines „Pſt . . . Pſt . . . Pſt" durch den Saal. Auf dem Podium iſt Griesbach von Oſterhofen erſchienen, der eine junge Dame am Arme führt.

Man ſetzt ſich, und allmählich tritt Ruhe ein. Ich kann auf den vorderen Reihen in der Eile keinen Platz mehr finden. Deshalb lehne ich mich ſeitwärts an die Wand und vermag ſo den ganzen Saal zu überblicken.

Die „junge Dame" auf dem Podium entpuppt ſich übrigens bei näherer Betrachtung als doch „aus dem Schneider", wie der Skatſpieler Auerſchütz ſagen würde. Sie iſt die neue Geſellſchafterin von Fräulein von Lock, eine Hauptmannswitwe. Der Pfaff flüſtert es mir zu. Sie ſingt zwei Lieder von Laſſen, dann Rubinſteins Asra.

Ihr Mezzoſopran iſt recht ausgeglichen, vielleicht nicht mehr ganz friſch. Griesbach hat die Begleitung.

Bei dem letzten Liede haben meine Augen unwillkürlich Ganacker geſucht. Gerade das ſang ja Miß Evelyn mit Vorliebe. Ich finde ihn auf einer der hinterſten Reihen in dem Moment, wo die Vortragende ſchließt:

Und mein Stamm ſind jene Asra,
Welche ſterben, wenn ſie lieben . . . . .

Der arme Ganacker verzieht keine Miene. Er ſtudiert ſcheinbar teilnahmlos das Programm.

Die Sängerin verbeugt ſich und man klatſcht eifrig. Griesbach thut ſich ungeheuer wichtig, die Dame in den Saal zurückzugeleiten. Um ein Haar fällt dabei Beethoven-Darwin-Gondermark einer Armbewegung zum Opfer.

Ich benutze die Pauſe, um meine Begrüßungen fortzuſetzen. Zunächſt die Regimentsdamen: Frau von Ried mit Töchtern. „Fräulein Fritz“ iſt ungenießbar, weil ſie Lampenfieber hat. Sie muß mit Rittmeiſter Bucher vierhändig ſpielen. Da ſie eigentlich nicht mehr kann wie jede Durchſchnittsſpielerin, und nur vom Komitee (ebenſo wie Bucher) gepreßt worden iſt, um das Programm zu füllen, ſo hat ſie denn auch eine furchtbare Angſt, die nur durch die ihrer guten Mutter übertroffen wird.

In ſolchen Lagen muß man mit den Leuten nicht ſprechen. Ich gehe alſo weiter. Frau von Ybbs mache ich meinen Pflichtkratzfuß. Dann ſteuere ich nach der Mitte des Saales, wo Frau von Domani, Frau von Treuen und Frau Weinhold zuſammenſitzen.

Frau von Domani und Frau Weinhold ſehen ſich ſo

täuschend ähnlich, daß sie immer für Schwestern gehalten werden. Dabei haben sie nicht einmal irgend einen gemeinsamen Verwandten. Beide sind mattblond, groß, schlank, mit sehr weißem Teint. Nur ist unsere Regimentsdame eine ganze Reihe von Jahren jünger. Sie hat Frau Weinhold heute mitgenommen, deren Mann fast menschenscheu ist und solche „Eintrachtsabende" haßt.

— Ich habe vorhin F. F. F. begrüßt. Ist das nicht eine Leistung? — frage ich die Damen. Frau von Treuen antwortet lachend:

— Sie fürchten sich wohl vor ihrer Zunge?

— Nein, nur wollte ich gern Frau von Kirch retten, über die sie sonst hergefallen wäre.

Die zweite Programmnummer beginnt: Rittmeister Bucher und „Fräulein Fritz".

Das schenke ich mir und eile schnell mit flüchtigen Verbeugungen hier und da durch die Reihen der Damen in den Nebensaal, wo der alte, weinselige Dr. Kolbitz schon am gedeckten Tische sitzt und seine Flasche „Bernkasteler Doktor" leert. Ich begrüße ihn:

— Aber Herr Doktor, es wird doch erst nach dem Konzert zu Abend gegessen!

— Ach was. Sie wissen, ich bin nicht musikalisch. Hier, da liegt Musik drin!

Und er nippt schmatzend an seinem Glase.

Der kleine Zwett kommt vorsichtig aus dem Saal geschlichen, von dem das Klavierspiel herübertönt. Er stöhnt laut:

— Schreckliches Vergnügen! Ich muß mal 'ne Cigarette roochen! Das ist ja zu ledern da drin.

Wir setzen uns beide neben den alten Doktor. Zwett zündet sich seinen unvermeidlichen Tabak wohlgefällig an:

— Erzählen Sie mal einen Schwank aus Ihrem Leben, Herr Dokter.

Der Alte poltert los mit seiner tiefen, ewig heiseren Stimme:

— Schwank? Hahahaha! Wissen Sie, meine Herren, das Leben hat keine Schwänke. Aber auch keine Trauerspiele. Es ist so'n Gemisch. Das Leben ist eine Tragikomödie. Hahaha! Nur nichts ernst nehmen.

Er hat so laut geschrien, daß die hinteren Reihen im Saale unruhig geworden sind und Graf Kalmünz in der Thür erscheint:

— Pst . . . Meine Herren, etwas leiser . . . Man hörts ja da drin! Was predigen Sie denn so, Herr Doktor?

— Ach was, ich meine . . . eben das Leben . . . na nu . . . was meint ich denn . . .

Rittmeister Graf Kalmünz setzt sich auch zu uns:

— Herr Doktor, Sie meinten jedenfalls, das Leben sei eine famose Einrichtung.

— Bedingungsweise! Sehr bedingungsweise! Da unten im Saal zum Beispiel nicht. Hier zugestanden.

Dann beginnt er aus seinem unerschöpflichen Geschichtenschatze zu erzählen. Wir müssen so lachen, daß endlich „Otto", der auch dazu gekommen ist, die Saalthüren schließt, damit man unsere Freude nicht hört.

So vergessen wir glücklich drei Konzertnummern, nämlich das Geigenspiel des Assessors Dunkelberg, ein Lied des Fräulein Amanda Sturzbecher und sogar die

amerikanischen Kompositionen, die Vorträge der „kleinen Frau".

Unsere Unterhaltung wird immer lebhafter und lustiger. Auch Domani I ist, auf dem Wege nach der Garderobe, um seiner Frau ihren Spitzenumhang zu holen, bei uns hängen geblieben. Nun befindet sich Dr. Kolbitz in seinem Fahrwasser und er beginnt plötzlich unter allgemeinem Jubel die berühmte Geschichte von seiner Studentenzeit, wie er ausgezogen, um Theologie zu studieren, aber allmählich so viel Abfuhren im Gesicht bekommen, daß sein Vater entschieden, ein so „unverschämt abgestochener Pastor" würde nur die allgemeine Heiterkeit seiner Gemeinde erregen, und er solle Medizin studieren. Für jede neue Abfuhr erfindet er eine neue unglaubliche Geschichte. Als das Lügengewirr immer haarsträubender wird, tritt der Etatsmäßige ein. Er ist ganz erschrocken:

— Aber, meine Herren, die Damen sind trostlos! Man fragt allgemein, wo die Herren nur alle geblieben sind! Was machen Sie denn eigentlich hier?

Rittmeister Graf Kalmünz antwortet unter allgemeinem Gelächter:

— Herr Oberstwachtmeister, der Herr Dr. med. Heinrich Kolbitz hält Hof.

Der alte Herr läßt sich gar nicht stören, er beginnt eben wieder:

— Sehen Sie, meine Herren, da geschah aber nun etwas außerordentliches . . .

Aber seine Zuhörerschaft löst sich doch auf. Es geht gar nicht mehr, wir sehen es ein, daß wir zu den Damen zurück müssen. Domani I holt schnell den Spitzenumhang

für seine Frau. Zwett ist mit seiner Cigarette längst zu Ende. Wir stürmen alle in den Saal.

Gerade kommen wir recht, denn Kürschner beginnt eben zu spielen: die Lisztsche Transkription der Tannhäuser-Ouverture. Natürlich ohne Noten. Das ist ein wirklicher Genuß und wir hören gern zu.

Das Spiel dauert sehr lange. Dann großer Beifall. Kürschner huscht schnell vom Podium herunter. Das Konzert ist aus. Man engagiert Damen zum „Abendessen".

Ich bin noch nicht schlüssig, wen ich wählen soll, nur vier weiß ich, die vor mir sicher sind: Frau Dunkelberg, der Pfau — sie ist in unglaublich geschmackloser brandroter Toilette erschienen — dann Frau van Gloogh, die „falsche", aber dafür desto lautere „Holländerin", Frau Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Müller und endlich F. F. F.

Während ich noch suche, packt mich plötzlich Ganacker beim Arme:

— Egestorff, wenn der Kommandeur nach mir fragen sollte, entschuldigen Sie mich doch, bitte. Ich bin unwohl . . . Ich gehe . . .

— Bleiben Sie doch . . . bloß noch bis nach dem Souper . . .

— Meine Entscheidung ist da . . .

— Von . . . von Ihrer Braut?

Ganacker sieht mich mit hartem, seltsam entschiedenem Blicke an:

— Sie ist die Braut eines Mr. Palmer aus Louisiana . . .

— Ach! — entfährt mir nur, und der Arme ſetzt höhniſch hinzu:

— Dieſer Mr. Palmer hat vierzigtauſend Dollars Rente. Das iſt zwar kein Eiſenbahnkönig, aber er hat doch mehr als ich! Der Onkel von Miß Evelyn Woodhouſe hat mir das in ihrem Namen mitgeteilt. „Er hätte ſich nicht berechtigt gehalten, angeſichts einer ſo günſtigen Partie Einſpruch zu erheben.“ Was ſagen Sie dazu, daß er mir ſogar die Summe ſchreibt?

Ja, was ſoll ich darauf ſagen? Ich frage nur nach einer Weile:

— Weiß es denn Thomas ſchon?

— Nein, ich glaube nicht. Warum ſoll ich ihnen die Freude heute verderben. Sie werden wohl morgen von Miß Woodhouſe einen Brief bekommen!

Ich bin ſprachlos. Er verliert ſich im Gewühl der nach dem kleinen Nebenſaal Strebenden. Ich ertappe mich dabei, daß ich lange Zeit in Gedanken ſtehen geblieben bin. Der Konzertſaal iſt ſchon faſt leer. Ich hätte ihm ein Wort ſagen müſſen! Aber was? Ein Ausdruck des Bedauerns wäre zu banal geweſen!

Es hilft nichts. Schnell zum Saal und eine Dame... Aber ich bekomme keine mehr: es ſind mehr Herren da als Damen heute Abend. So ſetze ich mich denn unten an der einen der Tafeln an, zwiſchen den Pfaff, der Frau von Treuen zu Tiſch geführt hat, und den Diakonus Fibiger, einen langen, hageren, glattraſierten, bebrillten Mann, den ich noch nicht näher kenne. Er hat erſt dieſen Herbſt ſein Amt angetreten.

Während des ganzen Abendeſſens will mir des

armen Ganackers Schickſal nicht aus dem Kopf. Ich bin in meiner Unterhaltung ganz auf den Geiſtlichen angewieſen, weil der Pfaff ſich meiſt zu ſeiner Dame wendet. Aber ich ſpreche nicht viel, und da der Diakonus mich nicht anredet, ſondern nur auf meine Fragen antwortet, ſo haben wir uns gegenſeitig nichts vorzuwerfen.

Endlich hebt der Kommandeur die Tafel auf und wir gehen wieder in den Konzertſaal zurück, aus dem mittlerweile alle Stühle verſchwunden ſind. Auf dem Podium hat unſer Trompeterkorps Platz genommen. Der dicke Stabstrompeter klopft auf und der Walzer „Libelle" ertönt. In einem Augenblick iſt der ganze Saal voll tanzender Paare.

Da nicht engagiert worden iſt, ſondern jeder nur ſeine Dame aufgefordert, ſo wechſelt das Bild fortwährend. Immerfort werden ein paar Tänzerinnen bei den Müttern abgeliefert oder irgendwo in eine Ecke zu einem Stuhle gebracht und im nächſten Augenblick ſind ſie wieder fort, denn ein neuer Herr iſt gekommen, ſie um den Tanz zu bitten.

Griesbach von Oſterhofen und Dittmann ſind an ihrem Platze heute Abend. Griesbach iſt Vortänzer. Er giebt dem Stabstrompeter jedesmal einen Wink fortzufahren, ſobald die Muſik abſetzen will. Dadurch wird der Walzer endlos — zur Freude der Damen. Und das will ja der lange Griesbach nur.

Endlich — endlich kommt die Pauſe.

Der Pfaff ſteuert auf mich zu, drei Einjährige hinter ſich. Er ſtöhnt:

— Ich kann nicht mehr! Die Herren möchten noch

ein paar Damen vorgestellt werden, um tanzen zu können. Die Regimentsdamen kennen sie. Die anderen Damen bitte.

Zusagend nehme ich mir noch den Pfaff bei Seite:

— Wie heißen doch die drei?

— Knortz, Hagemann und Müggenberg! — tuschelt er mir zu.

Ich ziehe also mit meinen drei Einjährigen los und nenne, ohne mich weiter auf ein Gespräch einzulassen, rechts und links, wo nur irgend ein Hohensee Stadtfräulein steht oder eine Stadtdame mit der Formel die Namen:

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen vorstelle . . .

Natürlich wird aus Knortz nach einiger Zeit: Stoß, aus Hagemann: Hasemann und aus Müggenberg: Mückenburg. Aber das ist ja ganz einerlei. Es ist ja doch nur Formsache. Die Stadtfräuleins sind selig über die neuen Tänzer, sie knixen (der Pfaff nennt das „Tunkchen machen") ruckweise in sich zusammen und suchen sich möglichst so zu stellen, daß sie nicht übersehen werden. Die Mütter neigen huldvoll den Kopf, scheinbar ganz von oben herunter, in Wirklichkeit jedoch „gekratzt" bis ins Innerste ihrer Seele.

Bei dem Vorstellen nehme ich an, alle zu kennen. Ich habe sie ja doch in ungezählten gesellschaftlichen Unternehmungen der „Eintracht" gesehen, obwohl ich mich eines guten Teiles nicht erinnere. Nur ein paar ältere ständige Bekannte habe ich, mit denen ich dann auch tanze, sobald der nächste Galopp erklingt.

Das ist Riekchen Sackewitz, die Tochter des Amts-

richters, dann die beiden Kohl vom Rittergut Zuſchenbehra an der Elſter, zwei häßliche Mädchen, mit denen ich mich jedoch gern unterhalte, weil ſie ſehr unterrichtet ſind, dann das dicke Fräulein Roſa Pommer. Sie tanzt ausgezeichnet, das war ſchon ſo, als ich Fähnrich war. Damals wurde ſie mir zum „Eintanzen“ empfohlen.

Und auch jetzt muß ſie wieder ihre Schuldigkeit thun; der Pfaff kommt nach ein paar Tänzen voller Verzweiflung zu mir:

— Höre mal, ſieh Dir nur die „Fahrmaus“ an! Der Kerl hat ja keinen Schimmer vom Tanzen. Frau von Domani hat mir geſagt, ſie weigere ſich, mit ihm zu tanzen. Ich verſtehe das gar nicht.

— Er hat wohl ein bißchen zu viel . . .

— Nee, betrunken iſt er nicht. Er kann nicht tanzen . . .

Sofort hole ich mir die Fahrmaus und ſchleppe ſie zu meiner alten Freundin Fräulein Roſa Pommer:

— Darf ich Ihnen Herrn Fahrm . . . Fahr vorſtellen?

Sie „macht ihr Tunkchen“, holdſelig errötet ſie und ſtellt ſich in Poſitur, um ſich in die Polka zu ſtürzen. Die Fahrmaus verſteht ſie nicht. Sie will ſich wieder zurückziehen. Aber ich faſſe ſie beim Ärmel und rufe ihr vernehmlich wegen der Muſik ins Ohr:

— Keine Müdigkeit vorſchützen: Tanzen!

Der dicke Einjährige umfaßt todverachtend Fräulein Roſa Pommer und ſie ſtolpern in das Gewirr der Tanzenden.

Und immerfort wieder den ganzen Abend, ſo oft ich

die Fahrmaus ſehe, tanzt er mit Fräulein Roſa Pommer. Wahrſcheinlich iſt ſie die einzige, mit der er nicht vollkommen ſcheitert. Dafür wird ſich das arme alte Mädchen wohl zum hundertſten Male einbilden, er habe „Abſichten“.

Sie hat ja recht: der Unglücksmenſch hat die Abſicht tanzen zu lernen.

Mit Frau von Romanshof tauſche ich die Anſichten aus:

— Gnädige Frau, iſt ſo ein Abend nicht einfach greulich? Für Sie beſonders?

Ich weiß ja, wie ſie denkt. Lächelnd ſagt ſie mit ihrer reizenden Beſcheidenheit:

— Man iſt eben nicht ungeſtraft „Kommandeuſe“.

F. F. F. tritt von hinten heran und krächzt:

— Gnädige Frau, ſehen Sie nur einmal den Einjährigen. Er tanzt immerfort mit Fräulein Pommer. Ich finde das ſehr unſchicklich!

Nun aber fort. Mir wird es verziehen, wenn ich gehe, ich muß ja zum Examen arbeiten. Wie ich durch den Nebenſaal ſchreite, finde ich Dr. Kolbitz noch immer bei ſeinem Fläſchchen. Floß leiſtet ihm Geſellſchaft.

— Oho, Floß! Der jüngſte Leutnant, und Sie tanzen nicht?

— Ich kann dieſe verfluchten Eintrachtsmuſiktanzverbrüderungsfeſte nicht vertragen!

Er iſt ganz wütend geworden. Der alte Doktor giebt ihm die beſte Antwort:

— Herr Leutnant, Sie denken noch nicht philo-

ſophiſch genug. Warum ſo böſe? Man ereifert ſich doch nur über ernſte Dinge, aber ſo ein Feſt hier, das iſt doch gar nicht ernſt zu nehmen! Bis auf den Bernkaſteler Doktor verſteht ſich!

XVIII.

Schwadronsball.

Vor ein paar Tagen bekam ich die übliche Einladungskarte zum Schwadronsball:

> Zum Ball
>
> der I. Eskadron, Sonnabend den 9. Februar, abends ½9 Uhr,
>
> im „Hotel zum Trompeter" beehrt sich
>
> Herrn Secondleutnant
> Egestorff
>
> ~~ergebenst~~ einzuladen.
>
> gehorsamst
>
> Das Ballkomitee der I. Eskadron.

Das Wort „ergebenst" war ausgestrichen und an seine Stelle ein „gehorsamst" gesetzt. Auf dem Umschlag befand sich ein wütend mit eingelegter Lanze daherstürmender Winterfeld-Ulan.

Nun ist es schon neun Uhr vorbei und ich muß mich auf den Weg machen. Der Pfaff wollte mich abholen, aber natürlich ist er noch nicht erschienen. So rüste ich mich denn zum Gehen, nachdem ich noch ein frisches Paket Cigaretten eingesteckt.

Herr Lotichius ist schon längst fort. In seiner Häuslichkeit ist seit ein paar Tagen ein großer Umschwung eingetreten. Er hat nämlich plötzlich die „Braut aus Torgau" zum Schwadronsball eingeladen. Sie wird beim Drechsler Roheisen in der Kirchstraße übernachten, dessen Frau eine entfernte Verwandte von ihr ist.

Wie ich eben mein Hofthor verlasse, kommt der Pfaff, da er aber sein Taschentuch vergessen hat, müssen wir noch einmal zurück.

Endlich sind wir auf dem Weg, wir haben ja nur über die Straße zu gehen.

Den Lichtschein durch die Fenster konnte ich schon von mir aus sehen. Nun hören wir auch die Musik aus dem Garten. Der Tanzsaal ist nämlich rückwärts an dem alten „Gasthof zum Trompeter" angebaut. Seit einem halben Jahr freilich „Hotel zum Trompeter", da der neue Besitzer mit der Zeit fortschreitet.

Wir durchqueren die Baumreihen, um von der Hinterthür aus einzutreten, damit ersparen wir uns den offiziellen Empfang. Schnell klettern wir die schmale Gartentreppe hinauf.

Die Musik wird immer lauter und lauter. Nun tönt uns das Begleitungsgebrumm der Baßtrompete entgegen, die durch die schallleitende Wand noch besonders vernehmlich wird.

In einer dunklen Ecke, wo man Reservemusik-Pulte und zerbrochene Stühle untergebracht, steht Ulan Heiland mit einem Mädchen, das er eng an sich drückt, ohne sich durch unser Kommen stören zu lassen. Er glaubt wohl nicht gesehen zu werden.

Wir eilen möglichst schnell vorbei. Der Pfaff brummt nur:

— Nanu, schon so zeitig?

Dann treten wir ein. Eine arge Hitze schlägt uns entgegen und das Blasen der Blechinstrumente, das Kratzen und Quieken der Geigen.

Natürlich spielen sie den Walzer „Ach, wie so süß".

Der Saal des „Hotel zum Trompeter" ist nicht allzu geräumig, aber ungemein gemütlich und nett.

An der einen kurzen Seite sitzt in einer Vertiefung das Orchester. Ihm gegenüber ist der Haupteingang, wo das Vergnügungskomitee steht. Wie das ja gar nicht anders denkbar ist, gehört das „lange Regiment" dazu. Er lehnt gerade an der Bierausgabe und „genehmigt" einen Schoppen.

Rechts und links bilden die langen Seiten des Saales Galerien, in die Tische und Stühle gestellt sind. Dort haben die Damen Platz genommen. Die Mittelfläche ist parkettiert, daß man keinen Schritt gehen kann, ohne Befürchtung, zu fallen. Wirbelnde Paare drehen sich dort.

Da das „lange Regiment" unseren Eintritt von der Orchesterseite aus bemerkt hat und auf uns zugeht, um die offizielle Begrüßung dennoch nachzuholen, schnallen der Pfaff und ich eilig den Säbel ab und suchen uns ein Mädchen. In dem Gewühl der Tanzenden sind wir sicher.

Der Pfaff ist schon mit einer Dickbusigen, Rothaarigen davon. Ich kann mich noch nicht gleich entschließen. Da fällt mein Auge auf ein reizendes, schlankes Mädchen, mit einem sehr netten modisch mit Puffärmeln gemachten Kleide. Nur von hinten kann ich sie sehen. Sie dreht sich herum: Fräulein Elisabeth Hähnel, die „Braut aus Torgau".

Ich mache ihr eine Verbeugung. Wie eine Fürstin begrüßt sie mich. Ich bitte um den Tanz und im nächsten Augenblick sind wir auf dem Parkett.

Sie walzt wirklich ganz ausgezeichnet. Es macht mir Spaß, mich einmal mit der Braut meines Burschen im Kreise zu drehen, obwohl sonst das Vergnügen nicht allzu groß scheint, denn es ist ein solches Gedränge, daß man fortwährend gestoßen wird.

Die Musik schweigt und die Tanzfläche beginnt sich allmählich zu leeren. Nun ist Gelegenheit, ein paar Worte mit meiner Tänzerin zu reden:

— Ich habe damals mein Versprechen gehalten und Lotichius einen Urlaub vorgeschlagen, aber er wollte nicht.

Sie errötet ein ganz klein wenig, während wir die Stufen der Galerie hinaufsteigen und entgegnet:

— Herr Lotichius wollte nicht, weil es ihm nicht paßte.

Wieder „Herr" Lotichius. Es ist doch zu spaßhaft und sie sagt es immer mit einem solch unerschütterlichen Ernst. Da mache ich mir den Scherz, auf diese Redeweise einzugehen:

— Ja, Fräulein Hähnel, Herr Lotichius hat manch-

mal ſo ſeinen eigenen Kopf. Aber ich denke, er wird nun vernünftig ſein und vernünftig bleiben.

Sie ſieht mich unſicher von der Seite an. Sie ſcheint ſich zu fragen, ob ich wohl von den verſchiedenen Kursabweichungen des Herrn Lotichius unterrichtet ſei.

Dann fahre ich fort:

— Ich habe ihm aber ganz energiſch zugeredet, daß er . . . daß er . . . nun daß er Ihnen treu ſein ſoll.

Jetzt weiß ſie Beſcheid. Ein dankbarer Blick trifft mich und ſie ſtammelt halblaut, während wir an dem Tiſch ſtehen bleiben, von wo ich ſie geholt habe:

— Ach, das is ſcheene von Sie, nee, das is ſcheene von Sie!

Ich tröſte ſie noch mehr:

— Und ich will mir Mühe geben, daß er vernünftig iſt. Es wäre doch auch zu dumm, ſo ein hübſches Mädel wie Sie . . .

Sie wehrt ab, doch ich fahre fort:

— So ein hübſches Mädchen, ſo ein gutes Mädchen wie Sie, findet er nicht ſo leicht wieder . . . wenn ich an die andere denke . . . ich verſtehe das gar nicht . . . ſo ein Geſchmack!

Freudeſtrahlend fällt ſie mir ins Wort:

— Nich wahr, das hab ich ihm ooch geſagt, nich wahr, nee, ſo eene!

Da bemerke ich Herrn Lotichius, der verlegen in einiger Entfernung von uns ſteht und ſich nicht heran-traut. Er hat eine ſchöne, neue Eigentumsuniform an. Die Hoſen erkenne ich wieder. Es iſt ein Paar von mir, das ich ihm ganz neu ſchenkte, weil ſie mir der Schneider

verſchnitt. Nun hat er ſie ſich ganz eng machen laſſen, daß ſie prall am Schenkel ſitzen und natürlich ſeine krummen Beine noch mehr hervorheben.

Er hat eben keinen Geſchmack, der brave Lotichius.

Ich verabſchiede mich von meiner Tänzerin — ſonſt kommt Herr Lotichius doch nicht heran — mit dem Verſprechen, ein wachſames Auge auf den flatterhaften Bräutigam zu haben. Sobald ich ein Stück weg bin, nähert er ſich dem Mädchen. Sein gelber Kopf iſt ganz dunkel, ſoviel Waſſer hat er heute in die Haare gethan. Trotzdem ragt die Skalp-Locke zur Decke.

Nun muß ich erſt den Rittmeiſter begrüßen, dann die verſchiedenen Leute, die nicht übergangen werden dürfen: Wachtmeiſter und Frau, das „lange Regiment", den Fahnenſchmied, deſſen Frau Köchin bei meinen Eltern geweſen, dann meinen Freund Eſchke, den „Schwadronsſchweinehund", die „Frau Vicewachtmeiſtern," die Unteroffiziere meines Zuges, und den „Doktor", den Oberlazarettgehilfen Backhof.

Rittmeiſter Bucher ſchwenkt eben Frau Zenſeler durch den Saal. Der Pfaff hat die „Braut aus Torgau" um die Taille gefaßt.

Ich ſtarre in das Treiben hinein. Die Muſik ſchmettert und jauchzt. Stampfen der Paare klingt dazu. Der Cigarrendampf iſt ſchon ziemlich arg geworden.

Die Ulanen haben zum Teil Handſchuhe zum Tanzen angezogen, faſt alle tragen ihre Eigentumsſachen. Die ohne Handſchuhe legen unter ihre rechte Hand das Taſchentuch, damit ſie die Kleider der Damen nicht beſchmutzen. Die linke Hand ſtemmen ſie ſich mit der der

Tänzerin in die Hüfte. Dazu nähern sie einander die Gesichter. Einzelne schmiegen sogar die Köpfe zusammen. Ganz langsam drehen sie sich dabei, mit Vorliebe links herum, ohne viel Raum zu nehmen, auf der ganzen Sohle im Kreise, nur mit wenig gehobenen Absätzen.

Die Musik spielt außergewöhnlich schleppend.

Es macht mir Spaß, die Züge der Tanzenden zu beobachten, die ihr Vergnügen mit der ernstesten Miene abmachen, andächtig, als gälte es einer außerordentlich schwierigen Sache.

Es ist so eigentümlich bei unseren Ulanen, daß, wenn sie sich ganz besonders gut zu unterhalten scheinen, sie traurig und elegisch aussehen. Laute Freude und Ausgelassenheit zeigt sich bei den Wenigsten.

Civilisten sind gar nicht da. Nur Mädchen aus Stadt und Umgegend und fast jede hat schon ihren ausgesprochenen Besitzer gefunden, oder schon gehabt, ehe der Ball begann, denn die meisten sind von ihrem Liebsten eingeladen.

Die „Braut aus Torgau" des Herrn Lotichius ist ohne Zweifel die hübscheste. Vielleicht kann sich das Stubenmädchen der Frau von Romanshof und die Köchin von Misses Thomas „der kleinen Frau" mit ihr messen.

Beide hat mein Freund Eschke besetzt.

Ich trete an seinen Tisch. Stramm fährt er in die Höhe. Die Mädchen begrüßen mich verlegen.

— Na, Eschke, gleich zwei?

Eschke wird feuerrot:

— Ein guter Ulan hat immer Reservereisen in der Eisentasche, Herr Leutnant.

Die Mädchen kichern, und die Emma vom Kommandeur, ein zierliches blondes Kammerkätzchen, die mich verehrt, natürlich ganz von weitem, weil ich eine Schwäche für Eschke habe, meint:

— Die gnädige Frau hat mich nur unter der Bedingung gehen lassen, daß wir zwei wären.

Also „Ehrendame", denke ich und bitte förmlich die Köchin „Fräulein Marie", die, wie die „kleine Frau" mir erzählte, sogar Humboldt mit Familiennamen heißt, um den eben anhebenden Galopp.

Sie tanzt ausgezeichnet, das Frauenzimmer, fast so gut, wie sie kocht.

Ich setze sie auf der gegenüberliegenden Seite ab. Sofort nimmt sie das „lange Regiment" in Beschlag, dem ich im Weitergehen noch die Hand reiche. Aus der herzlichen Begrüßung der beiden entnehme ich, daß sie nur auf ihn gewartet zu haben scheint.

Nun wird wohl alle Vorsicht der Frau von Romanshof unnütz sein!

Ich freue mich aber doch über die drei: Herr Lotichius, Eschke und das „lange Regiment", sie haben ohne Zweifel die hübschesten Mädchen im Saal.

Wie wäre das auch anders möglich. Sergeant Kurz sagt ja immer:

— Bei uns Elsterkosaken haut's.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rittmeister Bucher erzählt mir, unser Kommandeur habe ihm sein Erscheinen auf zehn Uhr angekündigt.

Natürlich wird er auch seine Frau mitbringen. Da

bin ich doch sehr neugierig, was sie zu Eschke und ihrer Emma sagen wird.

Wieder erklingt die Musik: Der Walzer „Weine nicht".

Jetzt tanze ich mit Frau Zenseler. Sie ist ja heute gewissermaßen die Repräsentierende, da der Rittmeister nicht verheiratet ist.

Sie hat einen Spitzenumhang über den Schultern, ein paar frische Blumen im Haar, trägt kleine Lackschuhchen und weiße Handschuhe.

Ich mustere sie von oben bis unten:

— Sie haben sich ja riesig fein gemacht, Frau Wachtmeister!

— Ach, Herr Leutnant, Sie meinens ja nicht so.

— Nein, wirklich Frau Wachtmeister, in allem Ernste, ich habe schon von weitem die Lackschuhe gesehen.

— Ist nicht möglich, Herr Leutnant!

Der Wachtmeister tritt hinzu. Ich gebe ihm die Hand und Frau Zenseler sagt:

— Du Karl, der Herr Leutnant hat meine Schuhe hübsch gefunden.

Er macht ein strahlendes Gesicht:

— Ich habe sie meiner Frau zum Geburtstag geschenkt.

Da erzähle ich ihnen, daß der Kommandeur kommen werde und sie also mit ihren Schuhen Ehre einlegen, denn er tanze ja bestimmt mit ihr.

Nun ist es aber auch um die Ruhe der Frau Wachtmeisterin geschehen. Sie schlägt jeden Tanz ab in der Erwartung, der Kommandeur möchte währenddessen eintreten. —

Floß sehe ich traurig in einer Ecke stehen. Ich nähere mich ihm:

— Was ist Ihnen denn in die Suppe gefallen?

Er zuckt die Achseln.

— Warum tanzen Sie denn nicht?

Floß windet sich um die Antwort, bis er endlich sagt:

— Ich weiß nicht recht, mit wem ich tanzen soll!

— Herr Gott, Stein und Floßberg, Frauenzimmer sind doch genug da!

— Ja, aber ich weiß absolut nicht, was ich mit ihnen reden soll. So ein Schwadronsball ist doch was Gräßliches. Schon als Fähnrich war er mir scheußlich.

Das begreife ich nicht, denn es ist ja so einfach, sich mit den Leuten zu unterhalten, man muß nur nichts Bedeutendes oder Geistreiches sagen wollen, sondern von irgend etwas reden, was gerade zunächst liegt:

— Sehen Sie mal den Pfaff an, wie der das macht, fragen Sie mal den! — rate ich ihm.

Wir gehen in den Raum neben der Bierausgabe. Dort sitzt der Pfaff an einem Tisch mit Unteroffizieren und Trompetern in eifrigster Unterhaltung.

Sie trinken Bier, das er spendiert hat, und lachen, daß es trotz des Tanzes und der Musik betäubend zu vernehmen ist.

— Sie tanzen ja nicht? — frage ich die Zecher.

Vicewachtmeister Wustler, der einen Drachen von Frau hat, erwidert:

— Wir sind froh, wenn wir mal kein Frauenzimmer sehen, Herr Leutnant.

Aber der Pfaff antwortet:

— Gerade dazu sind wir doch auf dem Ball!

Da auch die anderen ihm beistimmen, schweigt der Vicewachtmeister und der Pfaff springt plötzlich auf, als „Kommandeurs Emma" mit Eschke ans Buffet tritt. Er macht dem Mädchen eine Verbeugung:

— Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen, Arm und Geleit Ihnen anzutragen?

Sofort willigt sie ein. Er sagt ihrem Tänzer noch ein Wort, dann chassieren sie in den Saal hinein durch die Thüre mit einem Satz a tempo über die Stufen.

— Sehen Sie Floß, so muß man's machen, der alte Witz, den Faust zu citieren, zündet immer!

Und als wollte er es mir bestätigen, meint der Vicewachtmeister ganz ernsthaft:

— Was der Herr Graf für schöne Verse machen kann!

Die anderen nicken, stolz auf ihren Leutnant. Goethe kennen unsere guten Ulanen nur aus dem Coupletkehrreim, den sie manchmal auf dem Marsche singen:

Das hat kein Goethe geschrieb'n,
Das hat kein Schiller gedicht',
Und doch ist's voller Poesie . . .

Floß trollt davon, um mutig das nächste Mädchen, eine häßliche nicht mehr ganz junge Person, mit in den Tanzsaal zu ziehen.

Da wird es plötzlich still: Der Kommandeur erscheint. Rittmeister Bucher und das Wachtmeister-Ehepaar gehen ihm entgegen.

Freundlich giebt Frau von Romanshof, die ein ein-

faches Wollkleid trägt, Frau Zenseler die Hand. Sie hat ihr einen kleinen Blumenstrauß mitgebracht, den sie ihr nun verehrt.

Auch wir anderen Offiziere gehen dem Kommandeur entgegen. Für jeden hat er ein paar Worte, ebenso für alle Unteroffiziere wie für einzelne Leute, die er kennt.

Wir stehen als Zuschauer dabei und ich frage verstohlen Floß, was er denn seiner Dame vorhin gesagt hat.

Ganz kleinlaut meint er:

— „Sie haben wohl lange nicht getanzt, Fräulein?" habe ich gesagt. Mir fiel nichts ein. Sie machte aber ein ganz blödsinniges Gesicht. Es war nämlich eine ganz alte Schaute!

Der Kommandeur hat inzwischen der Frau Wachtmeisterin den Arm gegeben. Er führt sie in den Saal zum Walzer. Der Wachtmeister tanzt mit der „Kommandeuse".

Frau Zenseler ist stolz und glückselig.

Dann läßt sich der Oberstleutnant noch ein Bierglas geben und bringt das Hoch aus auf die Schwadron.

Tusch und dreimaliges Hurragebrüll.

Der Tanz, der zuerst durch das Erscheinen des Kommandeurs ins Stocken geraten, geht nun wieder lebhaft weiter!

Frau von Romanshof fragt mich:

— Ist denn meine Emma hier?

Da sie ein wenig kurzsichtig ist, sucht sie mit dem Lorgnon. Ich zeige ihr in der Ecke den Tisch, wo Eschke mit dem Mädchen sitzt.

— Allein? Ich habe ihr doch verboten, allein zu gehen!

— Nein, gnädige Frau. Die Köchin von Misses Thomas ist als Ehrendame mit.

— Wissen Sie das auch gewiß?

— Ganz gewiß!

Nun ist sie beruhigt.

Bald darauf geht der Kommandeur und Rittmeister Bucher schließt sich an.

Die Schwadron ist allein mit den Leutnants. Da wird es allmählich lebhafter.

Die Temperatur ist fast unerträglich geworden und viele Paare benutzen das, um ein wenig frische Luft im Garten zu schöpfen. Dicker Cigarrendunst lagert über dem Saal, aber immer weiter geht unaufhörlich das Tanzen. Die Backen schmiegen sich näher aneinander. Die Hände drücken sich fester, die Arme umschließen sich inniger.

Die Paare tanzen den Walzer mit Gefühl, langsamer denn je.

Am Tische im Nebenraum debattieren eifrig die Bierfreunde und Weiberfeinde unter Leitung des Vicewachtmeisters.

Die Fahrmaus sitzt schüchtern dabei. Die Einjährigen haben tüchtig bluten müssen an Bier.

In den Ecken sind die Pärchen noch einiger geworden, als sie es bei Beginn schon waren. Hier und da sehe ich einen Ulan ohne viel Umstände sein Mädel beim Kopf nehmen und es küssen. Einzelne liegen sich in den Armen.

Von einem Tisch her tönt Singen, wo anders pfeift jemand und daneben schlägt einer donnernd auf die Platte,

daß die Gläſer ſpringen, um wahrſcheinlich irgend eine Behauptung zu widerlegen.

Auch die Muſik iſt nicht mehr ganz wie bei Beginn. Die Trompeter ſind fauler geworden. Sie machen längere Pauſen. Ab und zu bläſt einmal einer einen Kikſer. Die Geiger greifen jämmerlich daneben. Längſt hat ſich der Stabstrompeter zurückgezogen und Trompeter Weißling die Leitung überlaſſen. Überhaupt ſind die Reihen des Orcheſters gelichtet. Dieſer oder jener ſitzt im Saal oder tanzt ſogar einen herum.

Die Muſik ſpielt eben: „Liebe mich.“ Da kracht es drüben. Ein Paar iſt beim Tanzen gefallen und er — Ulan Kettel iſt's — hat ſich im Straucheln an einen Tiſch gehalten, den er dabei umriß. Gläſer, Teller, Meſſer, Gabeln fliegen in den Saal.

Gefreiter Viehweg, der gerade dort geſeſſen faßt das als Abſicht und Beleidigung auf und brüllt Kettel zu:

— Verfluchtes Luder — —

Kettel läßt ſein Dienſtmädchen los, mit der er am Boden gelegen. Er erhebt ſich drohend:

— Laß mich man hinkummn, 's kann ſein, ich hau Dir eene rein!

Da nimmt mich der Pfaff beim Arm:

— Du, es iſt Zeit, daß wir uns drücken, komm!

— Wo iſt denn Floß? — frage ich.

— Der iſt mit der Guſtel aus der Traube hinunter gegangen.

— Dann wird er wohl jetzt die Unterhaltung gelernt haben!

Wir ſchreiten durch den Garten davon.

Dumpf klingt uns noch die Muſik nach und das Schüttern des Saales vom Tanzen. Aus den hohen Bogenfenſtern fällt heller Lichtſchein auf den Kies der Wege.

Es iſt ziemlich friſch in der Nacht, aber eine wahre Erlöſung nach der Hitze und Dumpfigkeit da drin.

Eſchke begegnet uns Arm in Arm mit der Emma.

— Ganz nach Frau von Romanshofs Wunſch: zu zweien! — ſcherzt der Pfaff leiſe, während wir ſcheinbar ohne die beiden bemerkt zu haben, vorübergehen.

Ein wütender Wortſtreit zwiſchen Frauenſtimmen läßt uns noch einen Augenblick zögern. Herr Lotichius ſpricht dazu:

— Wenn Du die Lieſe anrührſt, ſollſt Du mal ſehen. Ich will niſcht mehr von Dir wiſſen!

Da klatſcht irgend etwas. Wie wir nun in dem Lichtſtreifen aus den Fenſtern ſehen können, iſt eine dicke Geſtalt auf die Torgauerin losgefahren.

Herr Lotichius aber faßt endlich einmal einen Entſchluß, packt ſeine ehemalige Hohenſeer Braut und wirft ſie vor unſeren Augen mit einem Fußtritt zum Gartenthor hinaus, das krachend ins Schloß ſpringt.

Wir müſſen kehrt machen, ich kenne die Thür. Sie geht ohne Schlüſſel nicht wieder auf.

Schnell verſchwinden wir auf der anderen Seite, ich thue, als hätte ich nichts geſehen, das iſt ja in ſolchen Fällen immer das beſte.

Als wir auf der Straße ſtehen, meint der Pfaff noch:

— Das war aber prompte Erledigung. Dunnerlitzchen, das hätte ich Herrn Lotichius nicht zugetraut.

— Er hat mir früher geſtanden, daß er Prügel von ihr kriegt. Jetzt ſcheint er rieſig tapfer geworden zu ſein!

Wir trennen uns bald, denn wir ſind beide müde. Ich habe Kopfweh bekommen von Hitze und Lärm.

Als ich meine Flurthür öffne, finde ich im Briefkaſten einen Brief liegen.

Ich nehme ihn heraus.

Von Ganacker? Was will denn der noch?

Beim Licht auf dem Nachttiſch leſe ich:

Lieber alter Freund!

Meinen Burſchen ſchicke ich Dir mit dieſen Zeilen, um allein zu ſein.

Wenn Du ſie nämlich erhälſt, habe ich unſere Erde verlaſſen, auf der es mir nicht beſchieden geweſen iſt, das Glück zu finden — —"

Es flimmert mir vor den Augen — —

Was iſt das?

Schnell die Mütze auf und fort.

Käme ich doch nicht zu ſpät!

XIX.

Militärisches Leichenbegängnis.

Vor acht Tagen haben wir unseren lieben Ganacker zur letzten Ruhe geleitet. Da er sich selbst getötet, waren zuerst Schwierigkeiten wegen des Leichenbegängnisses. Aber unser Kommandeur hat sich energisch ins Mittel gelegt, um ein „ehrliches" Begräbnis zu erwirken, und der kleine Doktor — Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Müller ist augenblicklich auf Urlaub — hat gemeint, feststellen zu können, daß unser toter Freund nicht Herr seiner Sinne gewesen, als er die That beging.

Die Zahl der Teilnehmenden war ungeheuer. Es waren Menschen erschienen, von denen man sich gar nicht erklären konnte, warum sie sich dem Zuge anschlossen.

Das militärische Leichenbegängnis, das vom Garnisonlazarett aus stattfand, wohin man den Toten gebracht, bestand aus dem, einem Leutnant vorschriftsmäßig zukommenden einen Zuge, den Domani I befehligte.

Eine große Menschenmasse drängte sich auf der Straße vor dem Gebäude. Ich erkannte eine Menge Bürger und Handwerker aus Hohensee. Dem alten

Sattler Borstel standen die Thränen im Auge, als er mir bieder die Rechte schüttelte:

— Nee, wer hätte das aber ooch nur gedacht! Unser hibscher Herr Ganacker! Und er war doch noch so . . . so frisch. Vorigten Montag erscht hab'n mer zusamm geredt.

Endlich brachten sie den Sarg heraus, auf dem der Säbel mit der Scheide gekreuzt befestigt war, die Czapka darüber. Acht Mann trugen ihn und setzten ihn auf den Wagen, der auf der Straße hielt.

Dann bedeckten sie ihn ganz mit frischen Blumen und Kränzen.

Die Menge hatte schweigend das Haupt entblößt. Abseits wartete Ganackers Chargenpferd, von seinem Burschen geführt, sattelleer, mit heraufgezogenen Bügeln und durchgesteckten Steigriemen. Das Tier war sehr unruhig und scharrte ungeduldig das Pflaster. Leise wieherte es ein paarmal, als ob es auf seinen Herrn warte, ihn zu tragen.

Es war ein unangenehmes, naßkaltes Februarwetter. Der Himmel hing voll grauen Wolkendunstes. Die Sonne hatte sich versteckt.

Langsam ordnete sich der Zug. Das Trompeterkorps auf seinen Schimmeln, der Zug in Paradeuniform, mit angefaßter Lanze, Domani den Säbel gezogen. Hinter dem Sarge der Kommandeur mit uns Offizieren allen, dann die gesamte fünfte Eskadron, die freiwillig ihrem Leutnant folgte, und die meisten Unteroffiziere des Regiments, darunter das „lange Regiment". Schließlich eine Reihe von Ulanen der ersten Schwadron, bei der Ganacker

als Fähnrich und später noch einmal als Leutnant gestanden. Eschke war dabei. Er suchte meinen Blick und nahm Stellung, als ich ihn sah. Es that dem „Schwadronsschweinehund“ wohl, bei der Ehrenpflicht, die er that, von meinem Auge gesehen zu werden.

Ich weiß ja, daß er nicht fehlen würde, wenn es mich einmal träfe.

Verwandte Ganackers waren nicht erschienen. Er besitzt ja so gut wie keine. Dafür folgten ihm seine Kameraden.

Als sich der Leichenzug in Bewegung setzte und die Trompeter ihre Instrumente hoben, um zu blasen, brach mit einemmal die Sonne hell durch das Gewölk und beleuchtete das Bild. Die weißen Rabatten der Ulanen auf ihren Rappen (die man gewählt), stachen wunderſam ab gegen das Schwarz des Wagens.

Das Pferd des Toten war ganz ruhig geworden nnd schritt hin, als ob es sich der Feierlichkeit der Stunde bewußt wäre.

Der städtische Kirchhof liegt weit draußen am Stadtforst. Lange ging der Zug. Aber keiner sprach ein Wort, wie es sich sonst gedämpft unter denen einzustellen pflegt, die einen weiten Weg bis zum Friedhof haben.

Der Zug Ulanen blieb draußen halten und die Trompeter bliesen am Eingang. Das Grab lag nicht weit entfernt. Die Einsegnung der Leiche vollzog unser lieber Superintendent selbst. Das hatte er sich nicht nehmen lassen wollen. Seine Rede war einfach und würdig.

Am offenen Grabe nahm dann noch der Kommandeur

das Wort. Ich habe mir so ziemlich gemerkt, was er sprach:

„Kameraden! Der hier unten ruht zu letztem Schlummer war uns allen ein Freund und treuer Kamerad. Er ging still und bescheiden seines Weges, stiller noch in den letzten Zeiten. Einsam, obwohl wir alle ihn umgaben. Wir wissen, daß ihn ein schweres Leid getroffen hatte, dem seine empfindliche Seele, sein verwundetes Herz nicht gewachsen war. Er brach zusammen unter der Last seines Kummers, den ein anderer überwunden hätte. Wir rechten nicht darüber mit dem Toten. Wir denken mit Trauer daran, daß aus unserer Mitte einer gegangen ist, der seinem Könige ein braver, guter Offizier gewesen und uns ein treuer, ehrlicher Kamerad. Ein Mann, bei dem, wie ich weiß, keiner je vergeblich um Hilfe angepocht, aber dem zu helfen in der Seelennot seiner letzten Stunde uns nicht beschieden gewesen ist.

Sein Andenken bleibt bei unserem Regiment in Ehren.

Toter Kamerad, sei Dir die Erde leicht. Schlafe in Frieden!“

Dann neigten wir uns alle mit abgenommener Czapka, wie zum letzten Gruß für den Toten, und manch einem von uns rann eine heiße Thräne vom Auge herab.

Auf dem Rückweg sprachen wir alle von Ganacker.

Nur der „ungläubige Thomas“ war still, auch der Pfaff hatte ganz seine Fröhlichkeit vergessen:

— Der arme, arme Ganacker! — sagte er immer.

Alle hatten ein mildes Wort des Verständnisses für die That, bis auf Rittmeister von Ybbs, der zuerst sehr

vorſichtig, als aber niemand ihm entgegnete, immer energiſcher ſeine Anſicht äußerte:

— Es bleibt aber doch für einen Soldaten ein Mangel an Mut. Er hat einfach ſeinen Poſten, auf den er geſtellt war, verlaſſen!

Unſer Kommandeur, der ein ſo weites Herz hat, ſo voller Güte und Verſtändnis immer für alle unſere Schwächen, wurde dunkelrot vor Zorn. So habe ich ihn niemals geſehen. Es verließen ihn ſogar erſt die Worte, endlich fand er ſie und blitzte den Gamaſchenknopf an:

— Herr Rittmeiſter, ich habe für ſolche Anſchauungen kein .... kein ... nun, ich will ſagen, keine Organe. .... Ich habe immer die Meinung vertreten, daß wir erſt Menſch ſind, dann Offizier. Und das homo sum lernten wir ſchon als Pennäler. Wir haben es aber trotz des Dienſtes Seiner Majeſtät nicht vergeſſen. Ich betrachte meine Stellung als Regimentskommandeur nicht nur als verantwortlich für den Dienſt, ſondern auch für die Erziehung des Offizierkorps. Und ich möchte, daß unſer Offizierkorps vor allem ſich ſeines Menſchentums nicht ſchäme ....

Der Oberſtleutnant ſchwieg, nahm aber plötzlich noch einmal das Geſpräch auf, indem er mit feinem Spott hinzufügte:

— Und mit dieſen meinen Anſchauungen iſt es mir nicht erinnerlich, jemals an allerhöchſter Stelle Unwillen erregt zu haben!

Unſer Kommandeur weiß, daß bei Rittmeiſter von Ybbs die Erwähnung der „allerhöchſten Stelle“ immer wirkt.

Wir legten den Reſt des Weges eilig zurück, denn der Himmel ſah drohend aus, und als wir eben die erſten Häuſer von Hohenſee erreichten, fiel ein kalter Regen, der ſich allmählich in einen dichten Schneefall verwandelte und mit weißer Decke das Grab überzog.

Ich ging mit dem Pfaff in die Wohnung unſeres toten Freundes. Der Burſche kam mit uns und lieferte die Schlüſſel ab.

Das Schlafzimmer, in dem Ganacker aus dem Leben geſchieden, war verſchloſſen. Der Nachlaß iſt ſchon geordnet. Sein Erbe iſt ein Vetter in Graz, wie ſich bei der Eröffnung eines vorgefundenen Teſtamentes herausſtellte. Uns allen hat der Tote etwas vermacht. Jeder erhielt irgend ein kleines Andenken aus ſeinem Beſitz. Seine Möbel — er hatte ja nicht ſo ſehr viel — bekamen die verheirateten Unteroffiziere ſeiner Schwadron. Die Pferde ſtehen zum Verkauf.

Der Pfaff hatte es übernommen, die Einrichtungsſtücke zu verteilen, damit nicht etwa Neid und Streitigkeit um die Sachen entſtünde. Das wäre ja vielleicht bei einer oder der anderen der Frauen nicht ausgeſchloſſen geweſen.

Während der Pfaff, eine Liſte der zu Beſchenkenden in der Hand, die Verteilung vornahm, ſetzte ich mich an Ganackers vereinſamten Schreibtiſch und begann das Bündel Papiere zu durchblättern, das ſorgfältig verknotet und addreſſiert mir als Andenken zugefallen.

Es waren Gedichte.

Faſt zu oberſt lag eines überſchrieben: „An E. W. beim Abſchied von Hohenſee, mit ein Paar Roſen.“

Ich fing an zu lesen, dann rief ich den Pfaff, er möge einmal zuhören. Und er setzte sich neben mich, nachdem wir die Thür verschlossen, damit uns niemand störe:

Steck' Dir ins Haar die blassen Rosen,
Und kränze Deine Stirn mit Grün!
In Deiner Lockenflut, der losen,
Laß rankend meine Blumen blühn!

Die blassen Rosen prunken nimmer
Mit roter Glut, mit grellem Schein!
Sie winden sich mit mildem Schimmer
Demütig in Dein Haar hinein!

Gelinde nur und zart ihr Düften,
Es prahlt nicht schwängernd durch die Luft.
Ein Hauch nur in den Abendlüften,
Ein weicher, süßer, schwacher Duft!

Ich schnitt vom Stiel die spitzen Reiser
Der Dornen ab, sie stechen nicht!
Drück' sie an Dich, ein Wunsch, ein leiser,
Mit ihnen Deine Stirn umflicht:

Die Rosen sollen stumm Dir sagen,
Daß meine Wünsche mit Dir sind,
Deß' magst Du sie zum Zeichen tragen,
Daß ich Dich liebe, holdes Kind!

Ich ließ das Papier sinken. Der Pfaff blieb ohne Regung. Wir sprachen kein Wort, wir dachten an unseren lieben, toten Kameraden.

* * *

Gestern bin ich dann in Berlin bei dem bekannten Verleger Fontane gewesen. Ich hatte den kühnen Plan, die Gedichte drucken zu lassen. Der Herr war sehr höflich, aber doch lachte er mich aus:

— Gedichte von einem ganz unbekannten Autor? Herr Leutnant, Sie kennen offenbar unsere litterarischen Verhältnisse nicht!

Ich gestand ihm zu, daß ich mich freilich niemals für Verlagsangelegenheiten interessiert, und Herr Fontane schloß mit den Worten:

— Abgesehen von ein Paar Modedichtern ist in Deutschland auch gute Lyrik nahezu unverkäuflich, Herr Leutnant.

Nun habe ich einen anderen Ausweg gewählt. Vielleicht haben Ganackers Gedichte auch in der That nur Wert für seine Freunde. Ich bin ja Laie in solchen Dingen. Ich habe in Hohensee in der kleinen Druckerei von Quaas & Cie., wo das Hohenseer Kreisblatt erscheint, fünfzig Exemplare als Manuskript drucken lassen. Die werde ich an die Kameraden verteilen. Für solche, die sonst sich interessieren, behalte ich noch ein Paar Bändchen übrig.

An den Schluß des kleinen Büchleins habe ich das letzte Gedicht gesetzt, das der Tote verfaßt. Es lag . . . vielleicht unvollendet . . . auf dem Schreibtisch.

Es ist überschrieben:

Vorüber.

Erste Liebesflammen, die mir glühten,
Längst verloderten und längst versprühten.

Und vom Herde blies ich fort die Aſche,
Daß der Wind den Opferbrand nicht haſche.

Stolz erſtickte ich den ärmſten Funken,
Der zu Boden ſterbend war geſunken.

Und nun ſitze ich am Herdgemäuer,
Denkend an das alte, heil'ge Feuer.

Starre nach der kahlen Flammenſtelle,
Wo gebrannt die warme Opferhelle.

Und ich taſte nach den kalten Fließen,
Zwiſchen denen Moos und Gräſer ſprießen.

Und da brechen auf mit einem Male
Alte, längſt vernarbte Wundenmale.

Nieder tropfen rote Lebensfluten,
Laſſen langſam . . . langſam . . . mich verbluten . . .

XX.

Kapitulantenunterricht.

An Holtitz' Stelle, dem jetzt als Adjutanten die Zeit dazu fehlt, habe ich für diesen Winter den Kapitulantenunterricht übernommen, das heißt ich muß den Unteroffizieren und Gefreiten, die daran teilnehmen wollen, wöchentlich je einmal eine Stunde Unterricht geben in Geographie und Geschichte. Ich habe es gern gethan, obwohl ich's jüngeren Kameraden hätte überlassen können, allein ich weiß, daß der Kommandeur es im Grunde genommen liebt, einen etwas älteren Offizier diese Art von Instruktionsstunde geben zu sehen. Dazu ist es mir nicht unangenehm, bei meinen augenblicklichen Studien für das Examen zur Kriegsakademie, gezwungen zu sein, einmal vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus zwei Fächer zu betreiben, die verlangt werden.

Der Kapitulantenunterricht findet jeden Mittwoch Abend statt von $^3/_4$5 bis $^3/_4$7 Uhr, so daß die Leute noch gerade zur Futterstunde zurecht kommen. Wir haben zu diesem Zweck eine Mannschaftsstube der vierten Eskadron eingerichtet.

Für den Geographieunterricht habe ich mir eine Anzahl Exemplare des billigen Lange'schen Volksschulatlasses gekauft. Eine Karte von Deutschland in großem Format besitzen wir, die hängt an der Wand. Mit der Geographie beginne ich gewöhnlich, weil da die Leute noch frischer sind, so daß besser aufgepaßt wird, denn später die Geschichte amüsiert sie meistens auch so.

Ein Pädagoge würde wohl die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er meinem Unterricht beiwohnen könnte. Nach Schema F, wie wir Soldaten die Pedantenmethode nennen, geht es freilich da nicht, sondern bunt durcheinander. Vor allem darf es nicht langweilig sein. Spaßhafte Dinge werden eingeflochten, mit stetem Hinweis auf das Handgreifliche, das Geläufige. Um Gotteswillen nichts Abstraktes! Das verstehen meine braven Ulanen nicht. Wir Reitersleute sind nun einmal derbe Wirklichkeitsmenschen!

Bei meinem Eintritt erhebt sich die ganze Gesellschaft von Gefreiten, Vierjährigen, Unteroffizieren und Sergeanten. Die Wachtmeister und Vicewachtmeister nehmen natürlich nicht Teil. Es sind Bänke und Stühle im Halbkreis gestellt, wo gerade Platz ist. Vor der Karte sitze ich.

— Guten Abend.

Der Chor antwortet:

— Guten Abend, Herr Leutnant.

Und ich beginne mit ein paar Kreuz- und Querfragen aus der vorigen Stunde:

— Wir hatten vorigesmal von unserem Vaterlande gesprochen, das ist als Staatsordnung was? Gefreiter Maas.

Gefreiter Maas: — Ein Kaiſerreich.

— Liegt in welchem Erdteil? Unteroffizier Berger.

Unteroffizier Berger: — Es liegt in Europa.

— Gefreiter Bank. Wieviel Weltteile gab es doch?

Gefreiter Bank (nach einigem Zögern): — Es giebt drei Weltteile.

Ich verbeſſere nicht „fünf", ſondern ſo, wie ich es bei einer Vorinſtruktion thun würde:

— Sehr richtig, Sie meinen damit die Alte Welt. Die Neue Welt beſteht jedoch aus wieviel Erdteilen? Der nächſte.

Sergeant Holzig (der zunächſt ſitzt): — Die Neue Welt beſteht aus zwei Erdteilen.

— Es giebt alſo im ganzen auf der Erde wieviel Erdteile? Gefreiter Bank.

Gefreiter Bank (ſiegesgewiß): — Fünf Erdteile, Herr Leutnant.

— So ſollen Sie nicht antworten, Sie ſollen immer einen zuſammenhängenden Satz bilden.

Gefreiter Bank (ſtolz): — Es giebt fünf Erdteile.

— Ausgezeichnet!

(Allgemeines Schmunzeln.)

Zur folgenden Frage ſuche ich mir einen beſonders Kenntnisreichen aus:

— Wie heißt die Erde im Sonnenſyſtem? Unteroffizier Zeidler!

Unteroffizier Zeidler (von der erſten Eskadron):

— Die Erde heißt ein Planet.

— Welche Geſtalt hat unſere Erde? Sergeant Anger?

Sergeant Anger: — Die Erde hat Kugelgeſtalt.

Nun wieder einen meiner Renommierſchüler:

— Iſt ſie vollſtändig rund, oder hat die Erde nicht ganz Kugelgeſtalt? Sergeant Schwabe.

Sergeant Schwabe: — Die Erde hat die Geſtalt einer oben und unten abgeplatteten Kugel.

— Darf man ſonſt in der Geographie von oben und unten ſprechen, oder giebt es andere Bezeichnungen dafür? Wie würden Sie zum Beiſpiel die Lage der Elbe, von Hohenſee aus, bezeichnen?

Ich ſuche jemand, den ich im Verdacht habe, daß er nicht aufgepaßt hat und entdecke wieder den Gefreiten Bank.

— Alſo . . . Gefreiter Bank, die Elbe liegt von Hohenſee aus?

Gefreiter Bank: — Links, Herr Leutnant.

(Heiterkeit.)

— Erſtens ſollen Sie einen zuſammenhängenden Satz bilden, zweitens giebt es kein „rechts“ und „links“, „oben“ und „unten“, das müßten Sie vom Kartenleſen her wiſſen. Eine Meldung mit „rechts“ und „links“ hat gar keinen Wert.

Wir ſind nun wieder nach Hohenſee zurückgekehrt und ich beginne mit dem Penſum des Tages: ein wenig Vaterlandskunde.

Dreiviertel 6 Uhr mache ich eine Pauſe von fünf Minuten. Dann kommt die Geſchichte.

In den Fehler des Gymnaſiums wird nicht verfallen, bei den alten Griechen ſolange zu verweilen, daß für unſer Jahrhundert keine Zeit mehr bleibt. Bei uns genügt die Erwähnung der Zeitrechnung, die lakoniſche An-

gabe der Thatsache, daß auch vorher schon Menschen gelebt haben, dann geht es in Sprüngen von Karl dem Großen zu Friedrich Rotbart, zur Reformation, zum dreißigjährigen Krieg, zum alten Fritz, zu den Freiheitskriegen, zu 1870/71. Preußische Geschichte und Regimentsgeschichte soll ja auch noch gelehrt werden.

Natürlich weise ich auf alles hin, was mit Hohensee und dem Regiment in besonderem Zusammenhang steht:

— Napoleon ist auch in Hohensee gewesen auf dem Marsche nach Schlesien 1813. Er hat sogar hier übernachtet. Weiß einer von Ihnen wo?

Kapitulant Schubert steht auf.

— Nun?

Kapitulant Schubert: — Naboligon hot im olten Schloß geschlafen, Herr Leitnant!

Ich freue mich über die ungewöhnliche Kenntnis des sonst nicht mit besonderen Geistesgaben ausgestatteten Schubert, dem stets ein Tropfen an der gurkenförmigen Nase hängt:

— Bravo, Schubert! Woher wissen Sie denn das?

Schubert, der aus Rahnsdorf stammt, einem Ort, zwei Kilometer von Hohensee, antwortet treuherzig:

— Meine Großmomma hat bei Naboligonnen reene gemocht, Herr Leitnant!

Kaum vermag ich meine Fassung zu bewahren, um ihn zu fragen:

— Nun, da hat sie Ihnen gewiß erzählt von Napoleon. Wie sah er denn aus?

Ich bekomme die Antwort, woran wohl weniger

Überlieferung, als irgend ein bunter Bilderbogen ſchuld iſt:

— Dick und kleene und ritt eenen weißen Schimmel und hatte eegal e Berſchpektif in der Hand!

XXI.

Unſere Kaſinobücher.

Wir beſitzen im Kaſino drei Bücher, die geſtiftet worden ſind: das Fremdenbuch, das Wettbuch und das Beſchwerdebuch.

Unſer Fremdenbuch befindet ſich im Eingangszimmer, wo man die Sachen ablegt. Dort iſt an der Wand ein kleines Stehpult angebracht, um flüchtige Korreſpondenz zu erledigen. Ein Befehl, eine Unterſchrift etwa, während die Ordonnanz gleich daneben ſteht und auf das wartet, was ausgefertigt werden ſoll. Das kleine Pult hat eine Schublade, in der das Fremdenbuch liegt.

Es iſt ein alter, häßlicher Band, ehemals — recht unpraktiſch — aus hellem Leder, nun natürlich etwas mitgenommen, ganz dunkel geworden, voller Tintenklexe. Einige Seiten ſind mit edlem Rebenſafte begoſſen, weil es gewöhnlich nach dem Liebesmahl herumgereicht wird, damit ſich diejenigen einſchreiben, die noch nicht verzeichnet ſtehen.

Die meiſten Namen, die ſich auf den Blättern finden, werden wohl kaum ſpätere Geſchlechter intereſſieren, aber

einige sind doch da, die unserem unscheinbaren Buche Wert verleihen.

Kaiser Wilhelm I. hat sich eingetragen, Kaiser Friedrich fehlt auch nicht, doch nur als Kronprinz, dann noch Moltke mit seiner einfachen, dabei doch so vielsagenden Handschrift. Ganz oben, am Rande einer leeren Seite:

Gr. v. Moltke,
Generalfeldmarschall.

Auch Prinz Friedrich Karl steht verzeichnet und noch manche andere.

Daneben freilich, oder vielmehr auf der nächsten Seite, denn jedermann von Rang und Würden hat sein eigenes Blatt behalten, findet sich auch manches von der Weinlaune eingegebene Wort.

So hat sich der Pfaff mit einem Verschen eigener Dichtung verewigt, das keiner Erklärung bedarf. Mitten auf einer Seite steht ganz groß mit etwas unsicheren Buchstaben, bald schräg, bald senkrecht:

Leser sei paff,
Dies schrieb der Pfaff,
Mit 'nem tücht'gen Aff' . . . .

Clemens Graf Pfaffenberg,
immer noch Secondleutnant im Ulanen Regiment
von Winterfeld Nr. 24.

Datum augenblicklich nicht mehr
zu ermitteln.

Links in der Ecke, über dem nicht mehr zu ermittelnden Datum, ist ein großer Weinfleck.

Das Wettbuch haben wir noch nicht so sehr lange. Es ist eine Stiftung des Grafen Kalmünz, der seinem Geschenk auch alle Ehre anthut, denn er ist bei weitem am häufigsten verzeichnet. Allerdings meistens als Verlierender. Das Wettbuch ist sehr hübsch in den Regimentsfarben gehalten aus dunkelblauem Leder mit eingepreßtem, weißen Rande und weißer Schrift.

Es liegt im Unterhaltungszimmer in einem kleinen Eckschränkchen, zu dem nur der Haushofmeister den Schlüssel hat.

Wir wollen nicht, daß fremde, unberufene Augen sich an den Wetten ergötzen. Es finden sich nämlich allerdings manche eigentümliche Sachen darin. Das letzte Blatt, erst vor ein paar Tagen beschrieben, lautet:

Seite 14.

Leutnant von Auerschütz behauptet, Einjähriger Hagemann der dritten Eskadron werde beim nächsten Tanzfest in der „Eintracht" Frau L . . . . . zu einem Walzer, einer Polka, einer Quadrille, einem Galopp und zum Cotillon engagieren, ohne daß Herr L . . . . . eifersüchtig wird.

von Dittmann wettet dagegen.

Gegenstand: zwei Flaschen Sekt.

Unparteiischer: von Floß und Steinberg.

Die Wette wird aber nicht zum Austrag kommen, da neuerdings beschlossen worden ist, daß kein Tanzfest in der „Eintracht" mehr stattfinden soll.

Seite 6 findet sich:

Leutnant Graf Pfaffenberg behauptet, die Elbe zwischen

sechs und neun Kilometer unterhalb Torgau (Brücke) auf seiner Fuchsstute „Mascotte" durchschwimmen zu können, hin und zurück, ohne daß ihm dabei die Cigarre ausgeht.

von Domani I dagegen.
Gegenstand: eine „anständige Dedikation."
Unparteiischer: Rittmeister Graf Kalmünz.

Graf Pfaffenberg glänzend gewonnen, trotz hohen Wasserstandes wegen starker Regengüsse an den Tagen vor Ausführung der Wette.

Das Beschwerdebuch endlich liegt im Eßzimmer aus und ist dazu bestimmt, Klagen über Essen, Trinken, kurz über die Bewirtschaftung und Leitung aufzunehmen.

Graf Kalmünz, unser Kasinodirektor stellt dann das Gerügte ab und versieht die Beschwerde mit seinem Visum.

Da ist zu lesen:

„Die Suppe war angebrannt.
Einige Herren der Tischgesellschaft."

Graf Kalmünz hat einfach „gelesen" dahintergesetzt.

Ein paar Tage später:

„Die Suppe ist auch heute angebrannt.
Dieselben Herren."

Darunter:

„Soll nicht wieder vorkommen. Graf K."

Eine Woche darauf:

„Die Suppe ist schon wieder angebrannt.
Die ganze Tischgesellschaft."

Der Kasinodirektor hat dazu bemerkt: „Schadet nichts, meine Herren, die Köchin ist verliebt.“

Und dahinter schreibt ein Anonymus:

„In Dittmann?“

Leutnant von Dittmann endlich antwortet:

„Ich war an jenem Tage nicht bei Tisch, kenne auch die Köchin nicht.“

Aber nicht so heiter ist immer der Ton. Des Etatsmäßigen Schrift wird von Zeit zu Zeit sichtbar, und da hat niemand etwas hinzugefügt, wenn wir auch unseres guten Majors Kritiken uns nicht gerade zu Herzen nehmen.

Ein einzigesmal ist der Kommandeur verzeichnet:

„Ich war heute früh 6 Uhr im Kasino, habe dreimal geklingelt, ohne daß eine Ordonnanz erschien.“

Das hat Eindruck gemacht, denn darunter steht:

„Die Ordonnanzen sind zur Rede gestellt, und der Fehler ist streng gerügt worden. Graf K.“

Wer sich ungerechtfertigter Weise beschwert, wird in Strafe genommen, so bestimmen unsere Kasinogesetze Dabei sind „Otto“ oder Floß meistens die Opfer.

Da findet sich zum Beispiel eine Beschwerde:

„Es ist kein Salz auf dem Frühstückstisch.

von Floß.“

Graf Kalmünz hat darunter folgende Erwiderung gemacht:

„Der Beschwerdeführer irrt. Laut Zeugnis des Rittmeisters Bucher ist Salz dagewesen, nur hat es Leut-

nant Graf Pfaffenberg versteckt gehabt. Strafe wegen ungerechtfertigter Anschuldigung: 50 Pfennige.

Graf K."

Die letzte Beschwerde rührt von unserem Kasinodirektor selbst her:

„Die Herren beschweren sich aber auch über alles, wenn sie jedoch denken, der Kasinodirektor habe nicht das Recht dazu, so irren sie:

Ich beschwere mich darüber, daß ich Kasinodirektor nun schon das dritte Jahr bin. Ich bitte um Ablösung und Neuwahl, denn ich will das Recht haben, mich auch zu beschweren.

Graf K."

Die Antwort lautet:

„Rittmeister Graf K. wird, da wir mit seiner Amtsführung sehr zufrieden sind, auf allgemeinen Wunsch wegen vollkommen ungerechtfertigter Beschwerde zu 1 Mark Geldstrafe verurteilt.

Die Tischgesellschaft."

XXII.

Schwadronsexerzieren.

Die Trensenbesichtigung ist längst vorbei, die Winterausbildung vorüber, der Frühling eingezogen. Jetzt wird zu neuen Zwecken gearbeitet. Die Pferde, die einzeln dressiert und fertig gemacht, die in Reitabteilungen nach Alter und Fähigkeiten vereinigt waren, sind nun über die ganze Schwadron in die Züge verteilt. Die Rekruten, die bisher immer für sich geritten, geturnt, Fußdienst geübt, exerziert und Instruktion empfangen, werden unter die alten Leute eingereiht, und der Rahmen heißt Zug und wiederum die vier Züge vereinigt: Eskadron.

Auf der Reitbahn steht die Schwadron schon bereit, als ich durchs Kasernenthor reite mit dem Pfaff, der mich unterwegs auf der Kasernenstraße im Galopp eingeholt, da er, wie immer, zu spät von zu Hause aufgebrochen ist.

— Still gesessen — Richt Euch! — tönt Wachtmeister Zenselers schnarrendes Kommando.

— Rührt Euch! — antworte ich abwinkend von weitem,

damit die Leute nicht im Durchsehen des Anzugs und der Pferde gestört werden.

Der Wachtmeister meldet mir die Rottenzahl und der Pfaff setzt sich vor seinen ersten Zug. Die Schwadron steht in Linie in zwei Gliedern. Die Richtung ist nicht hergestellt, aber dazu ist noch Zeit, denn es fehlen zehn Minuten an sechs Uhr. Da kann ich erst meinen, den dritten Zug durchsehen. Das „lange Regiment", mein rechter Flügelunteroffizier, hält davor.

— Guten Morgen, Kurz!

— Guten Morgen, Herr Leutnant!

Er reitet wieder auf seinen Platz am rechten Flügel seines Zuges in das „Loch", das für ihn offen gelassen worden ist.

Langsam führe ich meinen Gaul an der Front hin, in Schrägstellung, Schenkel weichen lassend. Vor jedem Mann bleibe ich halten, ihn ganz genau zu mustern:

— Das zweite Glied steht nicht auf Vordermann, versteht Ihr denn das nicht? Von vorn muß man nur einen Mann sehen, aber nicht immer in der Lücke das erstaunte Gesicht des Kerls dahinter!

Die Schimmel im zweiten Gliede rücken nach. Immer fort geht meine Durchsicht. Ein Rekrut hat sein Pferd schief stehen:

— Göpel, Sie haben falsche Front! Dort ist die Front!

Ich gebe mit der Hand die Richtung an. Ulan Göpel dreht seine alte „Sofie" gerade. („Sófie" wie sie die Leute nennen.) Aber nun verfällt der brave Rekrutengaul, der schon manche Jahrgänge ausgebildet

hat, in einen neuen Fehler. Er läßt rechts die Kruppe ſinken und ruht aus, indem er den Hinterfuß auf die Zehe ſtellt:

— Göpel, merken Sie denn nicht, daß die „Sofie“ ſchief ſteht? Sie ſitzen ja ſelbſt ganz ſchief! Schenkel heran! Holen Sie ſich einmal den Hinterfuß!

Ulan Göpel holt den linken Fuß durch eifriges, zahmes Anklopfen mit dem Bügel an die Rippen der alten Roſinante.

— Göpel, das iſt der falſche! Sporn! Vorwärts! Leben in die Bude. Sporn! Sporenſtich. Schnell!

Vorſichtig, mit einem unſäglich furchtſamen, dummen Geſicht, piekt Göpel ein ganz klein wenig ſein geliebtes Tier, und „Sofie“ ſtößt ein Freudengequicke aus.

Alles lacht und ich mit. Die kitzliche Stute iſt bekannt dafür, daß ſie faſt ſingt vor Vergnügen, wenn man ſie berührt. Ich mache der Sache ein Ende, denn die Zeit iſt knapp:

— Sergeant Kurz, nehmen Sie einmal den Ulan Göpel beim Auseinanderreiten auf dem Exerzierplatze vor.

Nur noch zwei Rotten habe ich durchzuſehen. Im erſten Glied hält Eſchke mit der „Violine“. Reinlich, gut geputzt, tadellos. Ja, wenn der Kerl doch nur ſeine nächtlichen Irrfahrten laſſen könnte! Das wäre ein Soldat! Der Mann daneben hat das Vorderzeug ein wenig herabhängen, es iſt nicht gleich geſchnallt. Der „Karabinerſchuh“ iſt zu niedrig befeſtigt, ſo daß der Karabiner beim Reiten wahrſcheinlich „ſchlagen“ wird.

Ein Schnallenende am Hauptgeſtell der Zäumung iſt nicht weggeſteckt. Den Schaden kann ich noch ſchnell

verbessern, das andere nicht mehr, denn in zwei Minuten ist es sechs Uhr und Rittmeister Bucher erscheint pünktlich.

— Wer hat Sie in Beritt? — frage ich den Ulan. Aber der Wachtmeister nähert sich in dem Augenblick:

— Herr Leutnant, der Herr Rittmeister!

Oben am Kasernenthor biegt er eben im Schritt um die Ecke. Er kommt heute zwei Minuten zu früh.

— Still gesessen! Nicht Euch!

Ich galoppiere auf den rechten Flügel mit aufgenommenem Säbel.

— Der ganze vierte Zug muß etwas vor. Der Flügel hängt. So. Halt! Das ist zuviel. Eine Idee zurück. Im zweiten Gliede steht ein Mann vorn. Das muß „Wörth" — nein „Hilda" ist es. So ist's gut!

Dann:

— Faßt Lanzen — an!

Senkrecht stehen die Waffen. Ich bringe mein Pferd in Rechtsgalopp auf Rittmeister Bucher zu. Salutierend melde ich:

— Achtunddreißig ganze, sieben halbe Rotten zur Stelle!

— Danke schön. Guten Morgen! — (Er grüßt.)

— Guten Morgen, Herr Rittmeister!

Dann wende ich den Gaul und setze mich im Galopp vor die Mitte meines Zuges. Noch ein Schenkeldruck und das Tier steht gerichtet da.

— Guten Morgen, Schwadron! — tönt die Stimme des Rittmeisters.

— Guten Morgen, Herr Rittmeister! — antwortet der Chor.

Der Rittmeister prüft schnell die Richtung, dann reitet er die Front ab:

— Der Mann ist lüderlich ausgerückt, Herr Leutnant Egestorff! — bekomme ich zu hören, wegen des Ulan mit dem hängenden Vorderzeuge. Stumm quittiere ich durch einen Gruß mit dem Säbel.

Der Rittmeister läßt rühren. Er spricht noch einen Augenblick mit dem Wachtmeister, dann wird durch eine Viertelschwenkung mit Zügen die Zugskolonne hergestellt, es wird zugsweise zu Zweien abgebrochen, die vom Pfaff schon vorher bezeichnete Spitze rückt mit ihm, da er die Leute instruieren soll, im Trabe vor, der Verbindungsmann einzeln, und dann geht es die Kasernenstraße hinab.

Die Trompeter blasen: „Lang, lang ist's her", und wir schwenken rechts auf den Weg zum Exerzierplatz ein.

Die Sonne beginnt schon zu steigen, aber noch ist es köstliches Morgenfrühlingswetter, wenn auch schon ein verhältnismäßig heißer Tag in Aussicht steht.

Sobald wir auf der Chaussee sind und die letzten Häuser hinter uns haben, schieben die Trompeter ihre langen Feldtrompeten, die an den schwarz-weißen Schnuren mit ihren Quasten und Troddeln hängen, auf den Rücken und die Kolonne geht schweigend fort.

Ich reite gerade neben dem „langen Regiment" und kann die Bemerkung nicht unterdrücken:

— Unsere Blechpfeifer strengen sich nicht zu sehr an.

Das „lange Regiment" entgegnet mit ernstem Gesicht aber listig blinzelnden Augen:

— Das thun sie niemals, Herr Leutnant!

— Nicht mal Musik hat man! — werfe ich so hin.

Eſchke greift das auf, und da das Singen beim Aus- und Einrücken erlaubt iſt, tuſchelt er einen Augenblick mit ſeinem Nachbar, dann hebt er an und der Chor fällt ein, ſich zuſehends verſtärkend, daß es bald vom dritten Zuge aus durch die Schwadron ſchallt:

Marie iſt ee ſtrammes Mädel,
Fritze hat 'nen dicken Schädel,
Fritze will die Marie haben,
Marie will 'nen alten Knaben,
Mit viel Geld!

Eines Abends im Mondenſchein,
Sind die beeden ganz allein,
Fritze ſagt: „Ich gebe Dir,
Was Dir macht gar viel Pläſier,
Aber keen Geld!"

Und er giebt ihr eenen Schmatz,
Nennt ſie ſeinen lieben Schatz,
Ach, das thut der Marie gut,
Denn ſie hat ee heißes Blut,
Aber keen Geld!

Und da kommt der alte Mann,
'mal ſo zu der Marie 'ran
Sagt: „Willſt Du die meine ſein,
Haus und Hof iſt ſofort Dein
Und viel Geld!"

Marie denkt an 'en Mondenſchein,
Wie mit Fritze ſie allein,
Marie ſagt: „Ee Kuß ſchmeckt fein,
's können ihrer mehre ſein,
Auch ohne Geld!"

Sie singen die ganzen Verse durch und am Schluß lachen sie alle im Takt, wie es die Melodie vorschreibt.

Bald liegt der Exerzierplatz vor uns. Vorschriftsmäßig kommt von der Spitze die Meldung zurück, daß sich eine Eskadron auf dem Platze befände. Natürlich die vierte, wie sich bald herausstellt, die schon seit einer halben Stunde draußen exerziert. Von der Chaussee biegen wir auf die grüne Fläche ab und marschieren in Zügen auf, während der Rittmeister am Eingang halten bleibt, um den Aufmarsch beobachten zu können.

Floß hat zu spät kommandiert und Bucher ermahnt mit ruhiger Stimme:

— Herr Leutnant von Floß, Sie müssen ein klein wenig früher kommandieren, sonst wird Ihr Abstand zu groß!

Das Signal „Trab" ertönt. Gleichmäßig trabt die ganze Eskadron schräg über den Platz.

Im Galopp sprengt der Rittmeister mit dem Trompeter nach vorn und weit vor der Schwadron klingt sein Kommando:

— Tete halb rechts schwenken!

Mechanisch befiehlt der Pfaff:

— Halb rechts schwenkt — Marsch ... Geradeaus!

Die neue Richtung, den Platz hinunter, wird aufgenommen.

Ein paar Bewegungen werden noch ohne Kommando nur auf Säbelwinke hin ausgeführt, dann marschieren wir aus dem Schritt im Trabe zur Linie auf.

Floß prallt natürlich dabei ein Stück über die Richtungslinie der Zugführer vor. Er, der bei Rittmeister

von Ybbs als Fähnrich geſtanden, hat niemals vor dem Zuge reiten dürfen. Das rächt ſich nun, denn Floß ſcheint ſich, ſo ganz allein vor der Schwadron, nur weit ab neben ſich die beiden anderen Zugführer, ziemlich verlaſſen zu fühlen. Er iſt bei der Bewegung nicht ganz vor der Mitte ſeines Zuges geblieben, ſondern ein wenig zu nahe an mich herangekommen. Mein Zeichen, mit dem Kopfe, verſteht er jedoch nicht und der Rittmeiſter muß es ihm ſagen:

— Herr Leutnant von Floß, bitte, vor die Mitte Ihres Zuges!

Dann wird abgeſeſſen. Aus den zwei Gliedern entſtehen vier. Mit einem Male heben ſich alle die Fähnlein der Lanzen, um auf der anderen Seite des Pferdes in den Boden zu fahren und die Reiter tauchen unter.

Wir Zugführer werden vor die Front gerufen, nachdem wir ſchnell unſere Züge durchgeſehen, nach den Eiſen geſchaut, ob ſie auch alle noch da, nach den Beinen, ob ſich kein Gaul geſtrichen oder eingehauen hat oder aufgeritten iſt. Dann wird Sattelung und Zäumung geprüft.

Alles in Ordnung.

Rittmeiſter Bucher hält uns eine Anſprache:

— Meine Herren, ich bitte, jetzt zugsweiſe auseinander zu gehen und Ihre Züge einzeln vorzunehmen. Sie wiſſen, was ich geübt haben will. Ein paar einfache Bewegungen im Zuge. Dabei vor allem auf gute Direktion halten. Dann eine Trab-, eine Galopprepriſe, aber genau nach der Uhr im Tempo. Mir iſt die vorigen Tage aufgefallen, daß das Trabtempo etwas überhaſtet wird. Der Trab darf nicht übertrieben werden,

er soll die Dauerbewegung sein. Wenn wir schnell vorwärts kommen wollen, reiten wir eben Galopp. Dieses Trabhetzen macht nur das Pferdematerial zu Schanden!

Dann üben Sie mir das Einzelnherausreiten aus dem Gliede. Kein Pferd darf kleben bei der Besichtigung. Jedem Mann, den Sie aus dem Gliede schicken, geben Sie irgend einen Auftrag, eine Meldung, eine kurze, einfache Rekognoscierung. Schließlich die Zugschule einmal durch und dann einzeln über die Hindernisse. Sie haben heute viel Zeit, ich lasse nur noch in der Schwadron Carriere ablaufen, dann wird eingerückt.

Danke!

Die vier Züge verteilen sich über den ganzen Platz. Rittmeister Bucher bleibt beim zweiten, bei Floß, um ihm, der noch keinen Zug ausgebildet hat, zur Hand zu sein.

Wir traben in gemessenem Tempo nach der Nordecke des Platzes, die leer ist. Ich weit voraus, in gehörigem Abstand das Kommando abgebend, damit mir bei der Besichtigung nicht der Vorwurf gemacht werden kann, ich „klebte“ an der Truppe. Eine Weile sehe ich mich gar nicht nach meinen Leuten um, sondern halte scharf die dem Zuge mit dem Säbel angegebene Richtung ein:

— Die Esse bei Leiseritz!

Dann flitze ich hundert Schritt vor und wende „Queens-Garden.“ Natürlich ist der Mittelreiter aus der Direktion gekommen:

— Wo reiten Sie denn hin? Die „Esse bei Leiseritz“ habe ich als Direktion angegeben! Hierher! Dort! Dort!

Der Kerl schwankt hin und her, und mein ganzer Zug droht in Unordnung zu kommen:

— Eskadron Schritt — Eskadron — Halt! Haaaaaaaaaaaaaalt!

Ich galoppiere auf die Mitte meines Zuges los:

— Wer hat die Mitte?

Der Baß eines Rekruten antwortet, dem sein bartloses Kindergesicht drollig steht zu der Stimme, bei deren Klang man unwillkürlich an ein männliches Antlitz denkt.

Sofort tausche ich und nehme Eschke mit seiner „Violine" als Mittelreiter. Der Ulan, der bisher die Mitte hatte, ist wegen eines Geschwürs am Schenkel revierkrank, das heißt er muß in der Kaserne bleiben und thut keinen Dienst.

Nun gehen wir auf die Galoppierbahn, die rings um die harte, etwas dürftige Grasnarbe des Exerzierplatzes ausgeackert worden ist. Da sind an kleinen Holztafeln die Entfernungen in Schritten angeschrieben, damit es möglich ist, an der Hand der Uhr das Tempo zu regeln. Des Trabes bin ich gewiß, aber im Galoppieren irrt man sich leicht:

— Sergeant Kurz, vor den Zug! Eskadron — Marsch ... Eskadron — Trab ... Eskadron Galopp —

Ich unterbreche mich dann. Auf mein Avertissementskommando ist schon ein Rekrut im zweiten Gliede unruhig geworden:

— Ruhig ... ganz ruhig geblieben ... Ulan Rohleder, das „Marsch" ist noch nicht heraus ... Eskadron Galopp — Marsch!

In gleichmäßigem, raumnehmendem, langem Exer-

ziergalopp braust der Zug dahin. Ich immer in gleicher Höhe seitwärts ein Stück ab, nur die Richtung verbessernd und Ulan Rohleder ein paar Winke gebend, nicht seinen Gaul unnötig aufzuregen:

— Nicht festhalten, Rohleder — nachgeben — annehmen — nachgeben die Zügel! Ja, Sie reiten auf der rechten Trense und linken Kandare, dann kann das Tier nicht ruhig bleiben. Himmeldonnerwetter!

Eine Biegung kommt:

— Rechts schwenken!

Nun sind wir am Sechshundertschrittpfahl. Eine Minute und eine Sekunde. Es stimmt:

— Eskadron — Trab — Schritt — Rührt Euch — Zügel lang lassen! — —

Wenn das „lange Regiment" das Tempo angiebt dann „haut's", wie er sagt.

Wieder tönt mein Kommando:

— Auseinanderreiten und absitzen — nach den Pferden sehen!

Die Sonne ist höher gestiegen und bestrahlt den weiten Platz, der von Reitern wimmelt. Ein leichter Windhauch bläst daher, wohlig, erfrischend. Ganz in meiner Nähe hält die vierte Eskadron in Linie. Ich kann deutlich die Gesichter der Leute erkennen und unterscheide die Kameraden Griesbach, Auerschütz und Lüders, die ein wenig mit den Augen zwinkern, weil ihnen gerade die Sonne in die Augen scheint.

Rittmeister von Ybbs hält vor der Front, bärbeißig wie immer. Steif erwidert er meinen Gruß, aber er ruft mir nichts zu, kein „Guten Morgen" oder irgend

etwas, wie das Kalmünz oder Ried und erst recht Pernegg thun würden. Wenn er im Dienst ist, bleibt er vollkommen ungenießbar für jeden.

Einen Augenblick höre ich zu, er setzt gerade zum tausendstenmal auseinander, warum es bei einer Schwenkung darauf ankommt, daß der innere Flügel verhalten muß, während nach außen hin das Tempo wächst und daß niemand nach innen sehen darf. Er schließt:

— Das müssen allerdings in erster Linie die Zugführer thun. Herr Leutnant Lüders, wenn Sie mit schlechtem Beispiel vorangehen, dann reitet freilich die ganze Schwadron in den Dreck. Sie verderben mir die ganze Schwadron!

Und Lüders salutiert unwillig und wird dunkelrot dabei.

Das giebt noch eine Auseinandersetzung zu Haus, denke ich.

Plötzlich meldet das „lange Regiment“:

— Der Herr Oberstleutnant kommt, Herr Leutnant.

Im nächsten Augenblick ist der Kommandeur an meiner Seite.

Er bleibt neben mir halten, während ich mit meinen Leuten die Zugschule durchmache, das heißt das Abbrechen in verschiedene Kolonnen, wieder Aufmarschieren, Kehrt machen, schwenken. Das gute Aussehen der „Violine“ sticht ihm in die Augen:

— Wie heißt der Mann da auf dem Fuchs? Der Gaul sieht gut aus.

— Eschke, Herr Oberstleutnant!

— Eschke?

— Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant!

— Iſt er nicht eben vom Regiment aus beſtraft wegen Ausbleiben über Urlaub?

— Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant. Er tritt heute abend ſeine Strafe an.

— Aber der Gaul iſt gut gehalten. Der Mann ſcheint ein guter Pferdewärter zu ſein?

— Zu Befehl, ein ausgezeichneter Pferdewärter!

— Geben Sie ihm das, damit er ſeinem Pferde Haferzulage kaufen kann!

Und er reicht mir ein Zwanzigmarkſtück. Dann reitet er davon zur vierten Schwadron.

Nun kommt zum Schluß das Springen. An der Nordſeite des Exerzierplatzes ſind die Hinderniſſe angebracht: eine lebende Hecke, nur dort, wo ſie eingegangen durch Reiſig vervollſtändigt, dann eine Steinmauer, ein Koppelrick, ein ausgemauerter Waſſergraben und ein iriſcher Wall.

Ich ſtelle meinen Zug mit der Front gegen die Hinderniſſe auf, dann rufe ich die Leute einzeln an.

Sie müſſen vor mir halten bleiben und darauf empfängt jeder einen Auftrag, der ſie zuerſt über die Hinderniſſe führt und ſpäter erledigt wird:

— Ulan Rohleder!

— Herr Leutnant!

Aber Ulan Rohleder kommt nicht aus dem Gliede heraus. Er zerrt und ſtößt an ſeiner braunen Stute „Lerche“ herum, ohne Erfolg und ich belehre ihn:

— Erſt mal Zügel anſtehen laſſen, ehe Sie anreiten. Trenſe. So, nun machen Sie mal ein bißchen Leben in's

Maul. Dann Geſäß tief in den Sattel. Nun nach vorn drücken. Schenkel ran. Nicht die Sporen, ſonſt zerkeilt das Vieſt noch dem zweiten Glied die Schienbeine. So . . . na, ja. Nur den Willen muß man haben. Er muß heraus. Na ja, alſo, da iſt er.

Ulan Rohleder hält vor mir, ſelbſt erſtaunt über den unerwarteten Erfolg. Er bekommt ſeinen Auftrag:

— Gehen Sie von Norden aus im Galopp über die Hinderniſſe bis zur Hecke, dann im Trabe zum Herrn Rittmeiſter und melden Sie ihm, der Herr Oberſtleutnant wäre auf dem Exerzierplatz bei der vierten Eskadron.

Ulan Rohleder will ſofort abreiten, aber ich laſſe ihn nicht fort:

— Sie ſollen immer den Befehl wiederholen.

— Ich ſull iber de Hinderniſſe! — —

— Von wo aus? Gangart?

— Ich ſull iber de Hinderniſſe gehen im Galuppe von Norden bis an de Hecke, dann ſull ich weiter machen zu Herrn Rittmeſter!

— Gangart?

Er wiederholt es noch einmal von Anfang an und zwar richtig. Dann reitet er ab und kommt im „Karacho", wie wir ſagen, wie ein Donnerwetter angebrauſt. Die „Lerche" iſt nicht zu halten, ſie zieht die Hinderniſſe förmlich an. Mit voller Lunge ſchreie ich ihm zu:

— Tempo! Tempo! Tempo!

Aber Rohleder hört und ſieht nicht mehr. Nach dem letzten Hindernis geht die „Lerche" ganz von ſelbſt in Trab. Stolz will Rohleder nun zum Rittmeiſter reiten aber ich rufe ihn zurück:

— Was iſt denn das für eine Reiterei. Der Teufel ſoll dieſes Losheßen holen. Konnten Sie denn nicht Tempo halten? Was war denn los?

Rohleder macht ein verzweifelt dummes Geſicht.

— Nun?

— Ich kunnte de „Lerche“ nicht mehr derhulten, Herr Leitnant!

Da ich weiß, daß ſich die Sache nur wiederholt, wenn er noch einmal ſpringt, die Stute aber durchaus bis zur Beſichtigung korrigiert ſein muß, ſo laſſe ich das „lange Regiment“ den Zug übernehmen und die übrigen Leute ſpringen. Ich weiß die Sache in guten Händen.

Ich ſelbſt ſitze ab. Auch Rohleder muß vom Pferde:

— Halten Sie mal meinen Gaul. Nehmen Sie die Trenſenzügel herunter. So. Aufpaſſen, daß er nicht wegläuft!

Unſer Kommandeur ſagt immer:

— Wenn ſo ein Schinder nicht parieren will, wenn der Mann Matthäi am Letzten mit ihm iſt, dann muß der Offizier herunter vom eigenen Gaul. Rauf aufs Tier und los. Beſſer machen. Zeigen. Ich will nicht, daß ein Ulan auf den Gedanken kommen könnte, es würde von ihm etwas verlangt, was der Vorgeſetzte auch nicht fertig kriegt, ſondern die Kerls ſollen ſich immer ſagen, unſer Leutnant macht's doch beſſer als wir.

Alſo 'rauf auf den Gaul. Zuerſt Schritt nach dem Wall. Nun kehrt gemacht. Sofort, ſobald die „Lerche“ nur die Hinderniſſe ſieht, ſucht ſie das Mundſtück zwiſchen die Backenzähne zu nehmen und loszurafen. Aber es gelingt mir, ſie gerade noch vor dem iriſchen Wall zum

Stehen zu bringen, indem ich die Zügel zuerst ganz nachlasse, dann den Kopf scharf nach links stelle mit gegenhaltendem, rechten Schenkel. Wir machen wieder kehrt und reiten im Schritt zurück.

Dann derselbe Versuch von neuem mit gleichem Erfolg. Und so siebenmal. Da heißt es, nur nicht die Geduld verlieren. Beim achtenmal glückt es mir endlich, die Stute ganz ruhig bis dicht vor den Wall zu bringen. Dort bleibe ich halten. Ich sitze sogar ab und streichele das Tier, das ruhig anfängt, eine Hundeblume abzurupfen, die an der Böschungswand des Walles wächst. Dann sitze ich wieder auf und bleibe eine Weile halten. Endlich, mit langen Zügeln, treibendem Schenkeldruck und Gesäßhilfe bringe ich die „Lerche" zu einem Bocksatz auf die Höhe. Natürlich will sie gleich wieder fortjagen, aber ich halte sie oben. Wiehernd tritt sie hin und her. Darum mache ich kehrt und springe wieder herunter, damit dasselbe Manöver von neuem beginnen kann. Diesmal bleibt die Stute oben stehen. Nach einer Minute loben, zureden, Zügel weglegen, mache ich den Tiefsprung vom Wall hinab. Wieder bleiben wir halten. Im Schritt geht es dann bis zum Wassergraben. Drei bis vier Längen vorher bekommt der Gaul den Kopf frei, er zieht das Hindernis an und bald sind wir hinüber. So geht es fort über das Koppelrick, über die Mauer, über die Hecke und dann zurück und im Schritt die ganzen Hindernisse noch einmal.

Es geht ausgezeichnet, nur als neben mir einer wie der Teufel über die Hecke fährt, regt sich die „Lerche" noch einmal auf. In diesem wahnsinnigen Tempo? Das

kann nur der Pfaff sein, der einmal wieder seinem Temperament die Zügel schießen läßt. Und richtig, im Sprung noch wendet er mir sein lachendes Gesicht zu.

Er dreht seinen Rappen „Nachtwächter" und nähert sich mir:

— Das ist doch das Schönste, was es giebt, so mal wie ein „jeölter Blitz", wie die „Fliegenden Blätter" sagen, über die Hindernisse! Ach Jemine, wenn das nicht wäre, könnte man sich sofort lieber aufhängen, als hier den Kerls lehren, wie sie nicht exerzieren sollen!

— Was Du wieder mal für Blech redest, Pfaff! — rufe ich ihm noch zu, aber er hört mich nicht mehr, denn er rast von der anderen Seite wieder zurück über die Hindernisse.

Er bleibt doch immer der alte, der Pfaff!

Es schallen die langgedehnten Trompetentöne herüber, der „Ruf der ersten Eskadron". Schnell nehme ich mein Pferd wieder und horche dabei noch einmal:

„Ruf der ersten Eskadron — Trab."

Ich ordne den Zug, das „lange Regiment" setzt sich wieder auf den rechten Flügel, ich vor die Mitte:

— Eskadron — Trab — Direktion . . . — und ich zeige wohin mit dem Säbel.

Wir sind der erste Zug, der anlangt. Dreißig Schritt hinter dem Rittmeister rücke ich ein:

— Eskadron Halt. Richt Euch. Laßt Trensen los!

Nach uns kommt der Pfaff, der rechts anrückt, dann Floß links und der Vicewachtmeister mit dem vierten Zuge wieder rechts.

Der Rittmeister bespricht noch das Ankommen der Züge:

— Herr Leutnant von Floß, vor der Linie muß Ihr „Halt“ kommen! Sie reiten dann sofort bis in die Linie der Zugführer vor, dann erst kommandieren Sie Ihr „Richt Euch“.

Der arme Floß bekommt heute immerfort etwas ab, doch er ist schuld daran, und liebenswürdiger, wie unser Rittmeister es thut, kann man nicht tadeln.

Er fährt fort:

— Wir wollen heute nicht mehr Carriere ablaufen! Ich will nur mit der Schwadron noch einmal über die Hindernisse gehen. Ich erinnere daran, daß ruhig angeritten wird. Ich will keinen sehen, der über die Zugführer hinausschießt. Aber auch kein Verhalten. Ich lasse in Zugskolonne springen. Die Herren Zugsführer halten darauf, daß kein Abstand zwischen den Zügen wird. Wir sind jetzt weit genug dazu und im Regiment müssen wir es auch können. Es wird im Galopp gesprungen. — — Eskadron — mit Zügen rechts brecht ab — Marsch . . . Eskadron — Trab . . . Eskadron Galopp — Marsch!

Wir nähern uns dem irischen Wall. Die drei vorderen Züge wirbeln auf dem trockenen Sandboden tüchtig Staub auf, so daß wir schon beim Wassergraben nicht mehr viel vom Hindernis sehen.

Aber die Pferde gehen sicher hinüber, sie kennen die Entfernung ja und haben förmlich ein Gefühl für das Nahen des Sprunges. Die Säbel rasseln um mich, die Pferde schnauben und prusten. Hohl klingt das Getrappel auf dem Boden. Ganze Ballen von Sand schleudern uns die Hufe der vorderen Züge ins Gesicht. Nur von

Zeit zu Zeit kann man einmal etwas sehen. Aber man muß suchen, die Augen offen zu haben, um den Abstand richtig zu halten. Jetzt kommt das Koppelrick. Im Sprung schießen wie Schatten ein paar Pferdeköpfe an, mir vorbei:

— Zurück. Abstand halten!—donnert es durch den Staub, Sand, das Getrappel, Geklapper, Gepruste.

Einen Augenblick weht der Wind die Staubwolke zur Seite und man kann endlich etwas erkennen. Sofort ist's jedoch wieder vorbei, da er von neuem von vorn bläst.

Die Steinmauer. Glatt geht es hinüber, obwohl gerade jetzt der Staub so dicht ist, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann. Mir ist's nur, als hörte ich irgend etwas, als wäre Unordnung in meinem Zuge. Noch die Hecke, und das Trabsignal ertönt. Dann Schritt.

Der Staub hat sich verzogen.

— Eskadron — Halt!

Die Schwadron steht wie eine Mauer, nur ein paar Pferde husten.

— Rührt Euch! Aus welchem Zuge ist der Mann gefallen? — fragt der Rittmeister.

Nun erst sehe ich, daß an der Steinmauer Wachtmeister Zenseler hält, der zurückgeblieben und daß dort irgend etwas am Boden liegt. Ein lediger Gaul kommt wiehernd im Stichtrabe auf die Schwadron zu. Ein Fuchs. Das ist ja die „Violine". Eschke? Ich drehe mich im Sattel um und sehe nach meinem Zuge. Richtig, Eschke fehlt.

— Eſchke iſt an der Steinmauer gefallen, Herr Leutnant! — meldet mir das „lange Regiment“ und ich gebe die Meldung weiter mit einem Blick zur Gruppe drüben, wo der Wachtmeiſter und ſchon ein Lazarettgehilfe neben dem Gefallenen ſteht:

— Dritter Zug, Herr Rittmeiſter, Ulan Eſchke!

XXIII.

Garnisonlazarett.

Das Garnisonlazarett liegt kaum hundert Schritte vom Kasino entfernt, so daß bei uns die Redensart umläuft, es sei so angeordnet worden, damit, wenn bei einem etwas überlustigen Liebesmahl ein Unglück passiere, ärztliche Hilfe sofort bezogen werden könne.

Früher beherbergte das graue, düstere Gebäude ein „Spital für arme alte Weiblein" und gehörte der Stadt. Vor sechs Jahren hat es der Fiskus gekauft, die armen alten Weiblein sind auf den Aussterbeetat gesetzt worden, und eine ganze Reihe hat dem Magistrat auch schon den Gefallen gethan, ins Gras zu beißen.

Der „Schwadronsschweinehund" Eschke liegt seit gestern Morgen draußen. Er ist zwar bei seinem Sturz auf dem Exerzierplatz noch rechtzeitig aus dem Sattel gekommen, allein die „Violine" hat sich gewälzt und ist ihm mit der ganzen Kruppe auf den Brustkasten gefallen.

Ich gehe vor meinem Dienst mit Rittmeister Bucher hinaus, der auch den Verletzten sehen will.

Im Vorraum findet gerade das ärztliche Anbringen

ſtatt, wozu die ganze Medizin verſammelt iſt, nämlich der Oberſtabsarzt, der „kleine Doktor“ und der Oberlazarettgehilfe Backhof, oder einfach „der Dokter“, wie er bei unſeren Leuten heißt.

Wir wollen nicht ſtören und ſchreiten deshalb mittlerweile ein wenig im kleinen Vorgärtchen des Lazarettes auf und ab. Von Zeit zu Zeit erſcheint der „kleine Dokter“ am Fenſter des Nebenzimmers und lächelt uns zu.

— Ich glaube, der hat's auch nicht beſonders gut beim Oberſtabsarzt, — ſage ich.

— Weshalb? — fragt Bucher.

— Weil ihm der „kleine Dokter“ die Civilpatienten in Hohenſee weggenommen hat, denn ein vernünftiger Menſch läßt ſich doch nicht gern vom Oberſtabsarzt behandeln!

Rittmeiſter Bucher lacht. Ein Wort giebt das andere und ſchließlich erzählen wir uns Geſchichten aus der Praxis des alten Arztes.

Oberſtabsarzt I. Klaſſe Dr. Müller iſt nämlich noch aus der alten Schule und man behauptet von ihm, ſeine mediziniſchen Kenntniſſe ſeien erſchöpft mit: Priesnitz-Umſchlag, Opodeldok, Höllenſtein und Kampferſpiritus.

Er iſt auch hauptſächlich Chirurg und hat 1870/71 in jener Charpie-Zeit, wo man Liſters antiſeptiſche Wundbehandlung noch nicht kannte, mehr wie ein Bein abgeſäbelt, das nach heutiger Heilweiſe ſeinem Beſitzer noch gute Dienſte leiſten würde.

Rittmeiſter Bucher erzählt, der Oberſtabsarzt habe ſeinem Vater, der im Kriege 1866 unſer Regiment geführt

hat, wegen eines Säbelhiebes an der Stirn den Kopf amputieren wollen, wenigstens habe ihm das sein „alter Herr", der noch als Generalleutnant a. D. in Görlitz lebt, berichtet.

Und ich füge jene Geschichte hinzu, wo der brave Oberstabsarzt den Einjährigen Lange, jetzt Reserveleutnant bei uns, auf Gelenkrheumatismus behandelte, während er in Wirklichkeit nur die ersten Schmerzen überwand, die sich beim Beginn des Reitens einzustellen pflegen.

Bei einem anderen, der durch einen schweren Sturz mit dem Pferde die Besinnung verloren und sich öfters erbrochen hatte, lautete seine Diagnose:

— Zweifellos Anfangssymptome des Typhus.

Seitdem ist freilich Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Müller vorsichtiger geworden. „Erster Klasse", wie Frau Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Müller zu sagen pflegt.

Wenn man heute etwa den Oberstabsarzt auf der Straße trifft und zufällig vielleicht einen Mann von der Schwadron im Lazarett weiß, für den man sich interessiert, so lautet die Antwort auf die schüchterne Anfrage nach dem Leiden des Kranken:

— Mein Gott, mein Gott, die Sektion wirds ja ergeben!

* * *

Da tritt der „kleine Dokter" in die Thür und ruft uns hinein.

— Herr Rittmeister . . . lieber Egestorff . . . ich stehe zu Diensten.

Ich beginne:

— Wir sind gekommen zu hören, ob der Herr Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Müller Ulan Eschke noch nicht unter die Erde gebracht hat!

Rittmeister Bucher macht mir ein Zeichen, ruhig zu sein, denn der Oberstabsarzt tritt aus dem Anbringezimmer.

Er ist klein, zierlich, ein vertrocknetes Männchen mit großer, goldener Brille, bartlosem Gesicht und auffallend gelber Hautfarbe, ringförmig um die grauen Augen. Seinen winzigen, aderbedeckten Händchen traut man die Kraft gar nicht zu, soviel Arme und Beine abzusägen.

Mit uns beiden ist er ungemein freundlich, fast kriechend höflich, während er den „kleinen Dokter" mit der ganzen Eifersucht des Vorgesetzten behandelt, der die Überlegenheit seines Untergebenen kennend, auf seine Würde pocht.

Das kommt so recht zum Ausdruck, als wir nach Eschke fragen. Mit befehlender Gebärde, den Zeigefinger der rechten Hand abwärts bewegend und sich höher aufrichtend, um den nicht sehr viel größeren „kleinen Dokter" zu überragen, sagt er:

— Herr Assistenzarzt, führen Sie die Herren.

Eschke befindet sich im ersten Stock, Zimmer Nr. 21. Der „kleine Dokter" unterrichtet uns davon, daß es übrigens nichts Gefährliches mit ihm sei, nur müsse er längere Zeit liegen. Ein Rippenbruch, wie zuerst zu befürchten, ist nicht vorhanden, nur sei die Sache allerdings sehr schmerzhaft: eine Ruhe erheischende Quetschung des Thorax.

Wie wir die Korridore durchschreiten, wird der im

ganzen Lazarett verbreitete Karbolgeruch noch stärker bemerkbar.

Ein Ulan im Drillichanzuge, der die linke Hand in der Binde trägt, begegnet uns. Er macht Front:

— Nun, Wünsche, geht's besser? — fragt Rittmeister Bucher.

— Zu Befehl, Herr Rittmeister!

— Können Sie denn die Finger wieder bewegen?

— Noch nicht Herr Rittmeister!

— Nun, 's wird schon wieder werden, Wünsche!

— Zu Befehl, Herr Rittmeister!

Aber unser Führer sagt uns leise:

— Er irrt sich. Die Hand bleibt steif!

Ulan Wünsche ist von unserer Eskadron und hat Sonntag vor vierzehn Tagen bei einer Hauerei mit Civilisten (wahrscheinlich Arbeiter aus der Weinholdschen chemischen Fabrik am Dammweg) einen Messerschnitt durch die Beugesehnen der Hand erhalten.

Er zieht wohl unsere Ulanka nicht wieder an. Es handelt sich wahrscheinlich nur darum, ob er als Halb- oder als Ganzinvalide entlassen werden wird.

Eschke liegt in einem geräumigen Zimmer, in dem noch drei unbesetzte Betten stehen. Schon beim Eintritt hören wir leises Stöhnen, denn jeder Atemzug thut ihm weh. Er will sich aufrichten, aber kraftlos sinkt er zurück.

Der Rittmeister und ich reichen ihm die Hand:

— Guten Morgen, Eschke, geht's besser?

— Zu Befehl, Herr Rittmeister!

— Haben Sie denn noch immer Schmerzen?

— 's macht sich so, Herr Rittmeister!

Wir trösten ihn, daß es besser werden würde, da er ja nichts gebrochen.

Während wir noch sprechen, tritt der Oberlazarettgehilfe Backhof ein, der schon eine lange Reihe von Dienstjahren hinter sich hat. Er meldet, der Herr Oberstabsarzt habe nach dem Herrn Assistenzarzt gefragt und bitte ihn, „doch gefälligst" zu den Krankenbesuchen zu kommen, die er eben machen wolle.

Auf dem „gefälligst" scheint ein besonderer Ton zu liegen. Der „kleine Dokter" brummt etwas, dann empfiehlt er sich. Wir folgen ihm bald, denn das Sprechen verursacht Eschke große Anstrengung.

Wie wir ihm Lebewohl sagen, fängt der Kranke noch etwas an zu reden, was wir jedoch beide nicht verstehen. Backhof übersetzt es uns mit listig zwinkernden Augen, die er niemals, auch nur ein paar Sekunden ruhig halten kann:

— Er meint, er hat noch Arrest zu kriegen, Herr Rittmeister.

Eschke sollte ja gestern Abend eine längere Arreststrafe antreten. Der Sturz brachte ihn darum.

Rittmeister Bucher versteht, daß er die Strafe wegen seines Unfalles geschenkt haben wolle:

— Ja Eschke, aber Strafe muß sein! Sie haben sich soviel Stunden länger amüsiert, als die anderen, das müssen Sie nun auch wieder einbringen.

Aber der Kranke wird ungeduldig. Er atmet heftig. Ich suche ihn zu beruhigen. Eschke schüttelt den Kopf.

— Na, was wollen Sie denn Eschke? — fragt endlich der Rittmeister.

— Ich wollte nur ſagen, Herr Rittmeiſter, daß ... ich will meinen Kaſten gern wegmachen. Ich will mich nicht drum drücken, meine ich. Daß es ja nicht vergeſſen wird.

Sie kommen faſt ſtolz heraus, dieſe Worte.

Und er erhält die Verſicherung, daß es alles notiert ſei, nicht vergeſſen würde, und daß er ſeine Arreſtſtrafe noch am Abend des Tages „wegmachen“ dürfe, wo er als „geſund“ entlaſſen werden wird.

XXIV.

Verdammter Fußdienst.

— Verdammter Fußdienst! — schimpft Griesbach von Osterhofen.

— Verdammter Fußdienst! — schimpft auch der kleine Zwett.

— Verdammter Fußdienst, — schimpfen alle braven Reitersleute, die ihren Frühdienst gethan haben und nun nachmittags noch einmal auf die Reitbahn hinaus müssen, um bei schönem Wetter in Sand und Staub zu ersticken, bei Regen gar in dem braunen Brei bis über die Knöchel zu versinken.

Aber Griesbach und Zwett schimpfen aus ganz verschiedenen Gründen. Griesbach, weil Ybbs ihm den gesamten Nachmittagsdienst zur Oberleitung übertragen und doch immer selbst dabei ist.

Er meint, da könne ihn sein Rittmeister doch lieber „allein abschrauben". Dazu hält es Griesbach für unglaublich, daß er nicht fort kann, weil er Damencafés in der Stadt versäumt, die nach seiner Ansicht ohne ihn doch eigentlich nur ziemlich lächerliche Unternehmungen sind.

Zwett dagegen betrachtet es als eine Entwürdigung des Kavalleriſten, anders als zu Pferde dem Könige zu dienen.

Er ſucht es denn auch darum, wenn irgend möglich, ſo einzurichten, daß er zum Nachmittagsfußdienſt wenigſtens zu Pferde erſcheint, wenn er auch dann bald abſitzen muß.

Auch ich habe unter dem Fußdienſt zu leiden, der jetzt vor den Schwadronsbeſichtigungen auf allen fünf Reitbahnen geübt wird.

Von 3 Uhr ab belebt ſich der in der Mittagsſtunde verödete Platz, wo nur hier und da ein Ulan ſeinen Gaul putzt.

Überall ſtellen die Eskadrons ſo ſtark an Rotten wie möglich, damit keiner den Fußdienſt verſäume.

Wir ſind mit Czapka und Bandolier heute ausgerückt: die Lanzenübungen und Säbelhiebe ſollen genau wie bei der Beſichtigung geübt werden.

Floß iſt ſchon ganz gebrochen von dem ewigen Fußdienſt in dieſer Ausbildungsperiode, und auch der Pfaff iſt nicht gerade bei Laune. Ich tröſte ihn, während wir auf die Ankunft des Rittmeiſters warten, der heute von Anfang an alles durchmachen laſſen will, als ob ſchon Beſichtigung wäre.

Es iſt das erſte Mal heute und er verſprach, wenn alles gut ginge, daß es auch das letzte Mal ſein ſolle. Er ſagte:

— Ich halte von dieſem Einpauken nicht viel, ich meine, wenn die Schwadron was kann, ſo werden es die Vorgeſetzten auch ſchon bei der Beſichtigung merken. Können wir nichts, ſo nützt das Pauken auch nichts.

Durch einen dummen Zufall geht da plötzlich der Lack ab und man ist blamiert.

Rittmeister von Ybbs scheint anders darüber zu denken, denn er drillt seine Leute nun schon seit acht Tagen programmmäßig ein, zum Entsetzen Griesbachs von Osterhofen.

Endlich kommt unser Eskadronschef. Die erste Aufstellung findet er gut. Schnell beginnt er das ganze Programm des Exerzierens zu Fuß, indem er Schwenkungen, Abbrechen und Aufmärsche machen läßt.

Auf der Reitbahn im tiefen Sand ist das unmöglich, so sind wir vor unserer Kaserne auf dem schmalen Terrain geblieben, wo man nur mit äußerster Geschicklichkeit manövrieren kann, denn wenn das Kommando eine Sekunde zu spät herauskommt, so reicht der zur Verfügung stehende Raum nicht mehr.

Nun machen wir eine Pause und Rittmeister Bucher schickt zur vierten Eskadron mit der Bitte, doch den Paradeplatz an der Kasernenstraße endlich einmal auf nur zwanzig Minuten frei zu geben.

Schon seit einer Stunde übt dort die vierte Eskadron Parademarsch unter den Klängen des Trompeterkorps.

„Wir möchten noch eine Viertelstunde warten, dann sehr gern" — lautet die Antwort.

Und immer wieder schallen die Klänge unter des dicken Stabstrompeters Leitung herüber.

Wir üben währenddessen Säbelhiebe und Lanzenübungen auf der Reitbahn. Rekruten und alte Leute sind für diesmal getrennt. Der Pfaff übernimmt seine Rekruten, ich den Rest.

Breitbeinig, mit dem nötigen Abstand von einander, daß sie sich nicht treffen, stehen die Kerls da, die linke Hand, die Zügelfaust, vor dem Leib, als säßen sie zu Pferde. Und nun schwirren die Lanzen herum mit den bunten, schwarz-weißen Fähnchen, und die vierkantigen Lanzenspitzen bohren sich auf Kommando in die Luft, oder der Schaft fliegt zur Deckung um den Kopf.

Dann kommen die Säbelhiebe. Ich stehe vor der Mitte und kommandiere:

— Rechts — Hieb — Deckung links.

— Kopf — Hieb.

— Rechts und links — Hieb — Stich.

Rittmeister Bucher schreitet dabei die Front ab, von einem zum andern, mit geneigtem Kopf, um bei jedem zu hören, ob der Hieb auch pfeift, denn nur wenn er pfeift, ist er scharf.

Er bleibt stehen und wendet sich zu mir:

— Bitte, noch einmal Linkshieb.

Dann sagt er zu Ulan Drösel:

— Drösel, Ihr Linkshieb pfeift nicht! Nochmal! Nochmal!

Ich höre auf und lasse rühren. Immer wieder probiert Ulan Drösel, den sie Dösel heißen, weil er durch eine Hasenscharte am Munde unendlich thöricht ausschaut, den Linkshieb.

— Hauen Sie doch los! Das thut keiner Fliege weh, Ihr Linkshieb!

Aber Ulan Drösel schlägt immer weiter flach.

Kopfschüttelnd geht endlich Rittmeister Bucher zu den

Rekruten. Floß, der ein guter Fechter ist, nimmt den unseligen Dröfel auf meine Bitte allein vor.

Da kommt Rittmeister Graf Kalmünz über die Reitbahn von seiner Schwadron her. Von weitem schon ruft er:

— Bucher, ich abonniere auf den Paradeplatz nach Ihnen. Sie werden wohl schneller fertig werden als Ybbs?

— Ich brauche zehn Minuten.

— Oho.

— Ganz sicher.

— Gut, ich sehe nach der Uhr.

— Meinetwegen, zehn Minuten.

Kalmünz stapft langsam durch den tiefen Sand zu seiner Schwadron zurück. Floß macht ein ganz glückseliges Gesicht, daß die Sache so schnell abgethan sein soll.

Fast im selben Augenblick kommt ein Ulan der vierten Eskadron mit der Meldung herüber, daß der Paradeboden zur Verfügung sei. Allerdings sind aus den zwanzig Minuten, die Rittmeister von Ybbs in Aussicht gestellt, fünfundvierzig geworden.

Endlich stehen wir in Paradeaufstellung drüben. Der Stabstrompeter mit seinen „Blechpfeifern" hält auf dem rechten Flügel der Schwadron. Rittmeister Bucher schreitet die Front ab und die Ulanen, die „Gewehr auf" haben, folgen ihm mit den Augen. Er hat wenig zu tadeln, nur Ulan Dröfels Halsbinde guckt zu weit heraus und seine Füße stehen übertrieben auseinander. Er hat seinen schlechten Tag heute.

Das „lange Regiment" ist mir für den Fußdienst ge-

nommen worden und auf den rechten Flügel des ersten Zuges gestellt.

Zu Pferde ist er nicht zu groß, da nur seine Beine so unendlich lang sind und er als mein Flügelunteroffizier nicht auffällt. Eschke natürlich — seit gestern aus dem Lazarett entlassen — ist bei mir geblieben.

Der Rittmeister hält eine Ansprache:

— Ihr habt gehört, daß ich versprochen habe, in zehn Minuten mit dem Parademarsch fertig zu sein. Blamiert nicht die Schwadron!

Dann folgen die Kommandos und die Trompeter setzen sich auf des Stabstrompeters Wink vor die Mitte. Wir treten an, die Musik schwenkt ab und im Stechschritt Fußspitze nach unten, soweit es die Kommißstiefeln erlauben, Knie scharf durchgedrückt, so gut es die neuen, von der Kammer gegebenen „Blechhosen" gestatten, defiliert unsere Schwadron in tadelloser Linie am Rittmeister vorbei. Er läßt vor den Offizieren im Moment des Vorüberkommens salutierend den Säbel sinken.

— Eskadron — Halt! — tönt mein Kommando, als wir vorbei sind, und kurz darauf befiehlt der Pfaff auch das Halten des zweiten Zuges.

Graf Kalmünz, der mit der Uhr in der Hand vor uns steht, sagt, mit einem Blick auf das Zifferblatt, trocken:

— Noch eine Minute.

Unser Rittmeister antwortet nur, zur Schwadron gewendet, indem er Kalmünz triumphierend mit dem Auge streift:

— Der Parademarsch war gut. Ich erwarte, daß

er bei der Besichtigung ebenso gut gehen wird . . . Eskadron Gewehr — ein — Weggetreten . . .

Dann, nachdem der erste Lärm der Absätze vorüber:

— Ulan Dröſel!

— Herr Rittmeiſter!

Aus dem Gewühl der bunt durcheinander nach der Kaſerne strömenden Ulanen löſt ſich Ulan Dröſel und bleibt vor dem Rittmeiſter stramm stehen.

— Dröſel, Sie ſind der einzige Mann in der Schwadron, der keinen pfeifenden Hieb hauen kann, ſogar die Rekruten könnens alle. Sie werden jetzt ſo lange Hiebe üben, bis es geht.

Auf der Reitbahn vor dem Stall ſteht dann noch ganz allein Dröſel unter Aufſicht des Gefreiten Ziegenbalg, als ich mit dem Pfaff eine halbe Stunde ſpäter vorüber komme.

Alle Schwadronen ſind eingerückt, ſogar die vierte tritt eben weg, und Griesbach nähert ſich uns in langen Schritten.

— Wo wollen Sie denn hin ſo eilig? — fragt ihn der Pfaff.

Der lange Geſellſchaftsmenſch klemmt ſein Einglas ins Auge:

— Umziehen ſchnell. Ich muß noch zu Locks nach Kaltenhagen. Dort iſt Kaffee um halb fünf.

— Es iſt ja ſchon fünf! — höhnt der Pfaff.

— Verdammter Fußdienſt! — ſchimpft noch Griesbach von Oſterhofen, dann iſt er um die Ecke der Kaſerne.

Zwett trabt eben vorüber auf einer Dunkelbraunen.

— Was iſt das? — frage ich.

— Lunch vom Thrusbey aus der Hymne. Gestern gekauft.

— Jetzt reiten Sie noch?

— Ich hatte ja keine Zeit bis jetzt. Verdammter Fußdienst!

In der Stallthür lehnen ein paar Ulanen. Wir hören Eschke halblaut neckend sagen:

— Dröfel, er pfeift ja nicht!

Als wir nahen, sind sie still. Auf unsere Frage, ob Ulan Dröfel jetzt den Linkshieb könne, antwortet Gefreiter Ziegenbalg:

— Bis jetzt nicht, Herr Leitnant!

Wie wir schon zum Kasernenthor hinausgehen, sehen wir noch immer den unseligen Dröfel Hiebe hauen. Auch er wird wohl heute abend noch sagen, wenn er endlich zum Stalldienst entlassen wird:

— Verdammter Fußdienst!

XXV.

Unſere Wachtmeiſter.

Das ſind fünf Männer wie aus Stein gehauen, unſere Wachtmeiſter!

Wachtmeiſter Gillmann iſt der Senior. Er hat ſchon ſein dreißigjähriges Dienſtjubiläum hinter ſich. Groß, ſtark, mächtig, mit recht anſehnlichem Schmeerbauch, ſcharfer Naſe und endlos langem Schnurrbart, hat er etwas ungemein Auffallendes.

Sein Haar iſt natürlich ganz kurz geſchoren, bereits ſtark ergraut, während der Bart noch pechſchwarz geblieben iſt.

Als ſein jetziger Eskadronschef, Rittmeiſter von Pernegg, kaum geboren war, diente Wachtmeiſter Gillmann ſchon beim Regiment, mit dem er 1864, 1866 und 1870/71 vor dem Feinde geweſen.

Er hat ſich vor Paris das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe geholt.

Wenn unſer Korpskommandeur, General von Droven nach Hohenſee kommt, reicht er Gillmann immer die Hand, der ſein Wachtmeiſter geweſen iſt, als der Kommandierende

noch Eskadronschef in unserem Regimente war. Ebenso besucht er immer die dicke Frau Gillmann in ihrer Kasernenwohnung. Voriges Jahr hat er bei ihr eine Tasse Kaffee getrunken zum Neid der „Frau Wachtmeestern" der fünften Eskadron, Frau Bach, einem Drachen, nicht viel besser als F. F. F.

Wachtmeister Bach, der gerade, offene, blondhaarige und blondbärtige Riese, der „alte Deutsche" wie man ihn sich vorstellt, der nur vom „langen Regiment" um fünf Centimeter an Größe übertroffen wird, leidet schwer unter seiner Frau, der Kokette der Kaserne. Er weiß sehr wohl, daß nicht viel gefehlt hat, daß er ihretwegen bei der Beförderung zum Wachtmeister übergangen worden wäre.

Nun hält er sie in strenger Zucht. Bloß Frau Zenseler darf sie besuchen, die Frau des Wachtmeisters meiner Schwadron. Das ist eine ruhige, vernünftige Frau, die der anderen tüchtig den Kopf zurecht setzt, wenn es nötig ist.

Wachtmeister Zenseler ist der jüngste der fünf. Außer der Reihe ist er auf Vorschlag des Rittmeister Bucher ernannt worden. Und dessen ist er auch wert. Er ist ein ganz vorzüglicher Soldat!

Im Gegensatz zu den anderen hat er nichts äußerlich martialisches. Aber der mittelgroße, fast zierliche Mann scheint nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen. Seine bräunliche Gesichtsfarbe und die schwarzen Haare geben ihm ein beinahe südländisches Gepräge. Er ist ein ausgezeichneter Reiter. Weniger Kraftmensch als weicher anschmiegender Abrichter. Dabei ist er gewandt mit der

Feder und hält die Schwadron beim inneren Dienst vortrefflich im Zug.

Der einzige Junggeselle ist Wachtmeister Wilhelm von der vierten Eskadron. Ernst und abgeschlossen, immer und ewig bei jedem Dienst, paßt er vorzüglich zu Rittmeister von Ybbs. Sogar nachts erscheint sein dicker Kopf mit der „Anleihe" am Schnurrbart im Lichte der trübe brennenden Stalllaterne, um die Stallwachen beim Schlafen abzufassen! Er kneipt nie, er raucht nicht.

Es ist als ob ihm jede Empfindung für etwas anderes fern bliebe als für den Dienst Seiner Majestät.

Auch die „Mutter der zweiten Schwadron", Wachtmeister Flügge, kümmert sich nur um den Dienst, dem er schon seit vierundzwanzig Jahren angehört. Wie den alten Gillmann ziert ihn das eiserne Kreuz erster Klasse, das er sich bei Beaune-la-Rolande verdient.

Früher war er ein lustiger, immer fideler Kerl. Jetzt ist es anders. Er ist Witwer, seitdem hat er alle Lebensfreude verloren.

Der auffallend häßliche, bartlose Mann mit seiner schiefen Nase, die er als Andenken behalten von einem Hufschlag ins Gesicht, der ihm das Nasenbein brach, hat drei bildhübsche Töchter. Eine davon, die siebzehnjährige Marie ist noch zu Haus bei ihm. Die beiden anderen sieht er nicht mehr. Ich glaube er kennt nicht einmal ihren Aufenthalt. Sie hatten sich auf die leichtsinnige Seite gelegt und sind ihm — der sie ein wenig streng hielt — entflohen.

In Berlin sind sie untergegangen.

Und heute nachmittag kam Wachtmeister Flügge zu

mir. Ich habe ihm nämlich, da er mit Geldgeſchäften nicht Beſcheid weiß, ein paar hundert Mark angelegt, die er ſich geſpart hat. Er gab ſie mir vor vier Jahren, als ich bei der zweiten Schwadron ſtand. Nun ſagt er:

— Herr Leutnant, ich möchte um etwas Geld bitten aus meinem Sparbuche!

Das kommt mir ganz unerwartet:

— So! Sie wollen was herausnehmen?

— Meine Marie iſt fort! Auch fort! Das hab' ich gefunden!

Dabei giebt er mir einen Zettel in die Hand, und ich leſe die mit unausgeſchriebenen Buchſtaben gekritzelten Worte:

„Lebe wohl Vatter. Berlin is ſchen. Ich laſſe mich nich mehr einſpinnen Reiſegeld nehm ich mit

Deine Marie."

Da vergißt er alle militäriſche Haltung, der ſonſt ſo peinlich ſtramme Wachtmeiſter, und weint wie ein Knabe.

XXVI.

Meine Pferde.

Ich habe drei Pferde. Vom Adjutanten wird das gefordert, und auch nun als Schwadronsoffizier bin ich froh darüber, denn beim Regimentsexerzieren und vor allem während der Manöver kann man das wohl gebrauchen.

Meine braven Tiere heißen: „General Bum-Bum", „Leighton" und „Queens-Garden".

„General Bum-Bum" ist das Chargenpferd, ein schöner, ostpreußischer Fuchswallach, groß mit breiter Brust, festem, kurzem Rücken, gut gemachter Kruppe und nicht übler Schulterstellung. Nur zwei Schönheitsfehler besitzt er. Einmal steht er vorn ein wenig faßbeinig, aber das schadet nichts, und dann hat er einen etwas schweren, plumpen Kopf, wofür jedoch eine mächtige „Blesse" entschädigt. Diese „Laterne", wie wir es nennen, steht dem Wallach vortrefflich und macht alles wieder gut. Und Augen hat er, so lieb und verständig und treu!

Herr Lotichius behauptete einmal, der „Chargiste" — anders sagt er nie — könne weinen. Ich fragte,

wann er denn dieſe naturwiſſenſchaftlich intereſſante Entdeckung gemacht habe. Da meinte er:

— Wie ſe den Herrn Leitnam vun Karnacker begraben haben, da hat der Chargiſte ganz naſſe Oogen gehabt, Herr Leitnam!

Herr Lotichius liebt den „General Bum-Bum“ am meiſten. Die beiden anderen Tiere verehrt er nur im Stall. Er iſt nämlich kein großer Reiter und dieſer Umſtand wohl, wie ich im ſtillen vermute, der Grund, weshalb ihn mir die Schwadron als Burſchen gegeben. Wenn er mit einem Pferde „zur Hand“ auf den Exerzierplatz kommt, ſetzt er ſich mit Vorliebe auf den „Chargiſten“. Der iſt ihm doch der Sicherſte. Tauſche ich dann in einer Exerzierpauſe mit dem Pferde und ſchwinge mich auf den alten, braven „General Bum-Bum,“ ſo iſt Herr Lotichius in großer Verlegenheit, denn vor den beiden Vollblütern hat er ungeheuern Reſpekt ſobald ſie außerhalb des Stalles ſind.

„Leighton“ vom Sir Macdonald aus der Jane Gray ein entzückender, kleiner Hengſt, dunkelbraun, vielleicht etwas lang, aber mit wunderbarer Schulter, langer, gerader Kruppe, feſten, tadelloſen Beinen und wehendem Faſanenſchweif, iſt Herrn Lotichius' beſonderer Schrecken. Er hat nämlich ein ganz klein wenig Hengſtmanieren, das heißt er liebt es, ab und zu mit den Zähnen zuzufaſſen, vor allem beim Aufſitzen. Doch er läßt es bleiben, wenn man ein bißchen aufpaßt und ihm mit der rechten Trenſe den Kopf nach außen ſtellt. Sonſt iſt er ganz „ſtutenfromm“, ſo daß ich „Leighton“ zu jedem Dienſt reiten kann.

Es ist doch kein Wahn mit dem Vollblut. Kein anderes Tier hat solche Eigenschaften, dieses Herz, diese Ausdauer, die vornehme, kalte Ruhe. So ein gewöhnlicher „Moppel“ fährt immer gleich zusammen, wenn auf der Straße ein Blatt Papier vom Winde herumgewirbelt wird, als ob es ums Leben ginge. Ein „anständig gezogen Tier“, wie sich der kleine Zwett ausdrückt, rührt sich nicht. Natürlich handelt es sich nicht um einen künstlich nervös gemachten „Handschuh“ aus einem Flachrennstall dritter Klasse.

Nichts schöneres als ein edles Pferd unter dem Sattel. Auf solch ein Tier ist Verlaß, das giebt das letzte her, wenn es Not thut.

Ich habe noch niemals einen so ausdauernden Gaul gehabt, wie „Queens-Garden“, meine braune Stute vom Viscount aus der Fantasie. Die unfreiwilligen Sporenkitzeleien des Herrn Lotichius läßt sie sich freilich nicht gefallen. Dann schlägt sie wütend nach seinen Absätzen oder bockt so lange, bis er über Kopf gegangen ist.

Darum flößt sie meinem Burschen solch unendlichen Respekt ein.

Hinter meinem Hause ist eine kleine Wiese mit Brettern umhegt. Ursprünglich war sie zum Bauplatz bestimmt, aber es scheint sich noch kein Kaufluſtiger gefunden zu haben. Diesen grünen Fleck habe ich um ein geringes von meinem Hauswirt gepachtet und lasse nachmittags meine Pferde darauf, wenn die Sonne nicht mehr zu arg brennt. Sorgfältig haben Herr Lotichius und ich den ganzen Bretterzaun nach Nägeln oder Splittern abgesucht, an denen sich die Tiere reißen könnten. Ein

Loch, das sich in einer Ecke im Boden befand, habe ich zuschütten lassen.

Mein kleiner Weidefleck ist so gelegen, daß man mich nicht beobachten kann. Nur vom Garten des Nachbargrundstückes aus, von der Villa Kalkstein, vermag man herüberzusehen.

Da gehe ich denn nachmittags auf die Wiese und lege mich in den Schatten der Gartenmauer, mit einem Buch und ein paar Cigarretten. Meine Pferde weiden oder träumen im Sonnenschein. „Queens-Garden" und „Leighton" sind angepflockt, weil die Stute bei Annäherung des Hengstes ihn mit den Hufen abwehrt, und ihn verletzen würde mit ihren Eisen.

Nur der „Chargiste" läuft frei umher.

Er besucht mich ab und zu, wenn ich im Grase liege, weil er weiß, daß ich gewöhnlich ein Stück Zucker eingesteckt habe. Dann kommt er ganz langsam zu mir heran, beschnüffelt mich und tastet mit den Lippen an den Taschen meines Civilrockes herum, den ich gewöhnlich zu Hause trage. Gebe ich dem braven Fuchs nicht gleich etwas, so scharrt er ungeduldig mit den Hufen, und bläst leise wiehernd die Luft vor sich hin.

Sobald er seinen Zucker erhalten hat, trottet er wieder davon.

Einmal warf er dabei mein Bierglas um, das mir Herr Lotichius geholt. Ich scheuchte den Wallach mit dem Taschentuche heftig fort, weil ich mich ärgerte, daß mir das Bier in den Ärmel gelaufen und mein frischer Trunk verschüttet worden. „General Bum-Bum" erschrak, prallte zurück, stieß dabei an „Queens-Garden", die kräftig

hinten ausfeuerte und meinen armen Fuchs mit dem rechten Hinterhuf traf.

Da bekam der arme Kerl ein dickes Bein hinten links und war mehrere Tage lahm. Natürlich triumphierte Herr Lotichius, dem ich immer weise Reden gehalten, daß jedes Geschlagenwerden eines Pferdes stets Schuld des Menschen sei — nicht des Tieres.

Es ist nicht immer so einsam auf meiner „Koppel", wie ich stolz sage, denn oft an trägen Abenden besuchen mich dort die Kameraden, um unter dem Schutze des Schattens, den die Villa Kalkstein wirft, auf ein Paar Stalldecken am Boden liegend, einen Skat zu spielen.

Ich verabscheue zwar dieses Nationalspiel der Deutschen, weil über der Skatdrescherei vielfach alle anderen Interessen zu Grunde gehen, die früher, wie man behauptet, das Volk der „Dichter und Denker" gepflegt, aber wie soll ich es den Freunden wehren?

Der Pfaff, Auerschütz, der kleine Doktor — die kommen gewöhnlich. Ich liege dann dabei mit einem Buche, oder schwatze mit dem vierten, der gerade pausiert — falls sich ein vierter dazu findet.

Freilich oft ist sogar Not um den dritten Mann, und heute wieder, wo der Pfaff und Auerschütz sich allein eingefunden haben, wird der „ungläubige Thomas" durch Zwangsmaßregeln herbeigeholt, indem wir ihn auf den „Berg" rufen, den erhöhten, laubenüberdachten Sitzplatz der Villa neben meiner „Koppel".

Wie er so ahnungslos an der Mauer erscheint, packen ihn plötzlich die beiden und ziehen ihn herüber. Ein paar Sekunden schwebt er noch sich heftig sträubend

oben auf der Kante, dann giebt plötzlich ein Stein nach, löst sich aus dem Mörtel und der Ziegel fällt plumpsend zu uns herab. Der ungläubige Thomas hinterdrein. Wie ein geprellter Frosch bleibt er auf allen Vieren im Grase liegen.

Augenblicklich verteilt Auerschütz unter unserem Lachen die Karten.

Und sie „dreschen" ihren Skat.

Der Pfaff giebt ein Rätsel auf:

— Eine Südseeinsel ragt aus dem Meer. In der Mitte die Höhe 64,5. An beiden Küsten scheitert je ein deutsches Schiff. Doch der Hügel ist so hoch, daß keines der Schiffe vom anderen etwas bemerkt. A tempo versinken die beiden Wracke. Alles ersäuft bis auf je einen Passagier. Zwei Deutsche. Zu gleicher Zeit erklimmen sie die Hügelkette der Insel. Zu gleicher Zeit tauchen ihre Köppe oben auf. Wie lautet ihr erstes Wort?

Auerschütz meint augenblicklich:

— Morjen Couleur!

— Falsch!

Der ungläubige Thomas rät:

— Wohnen Sie hier?

— Falsch!

Und ich füge hinzu:

— Falls es etwa Gelehrte sind: Ist dieser Punkt etwa schon geographisch bestimmt?

Aber auch das ist nicht richtig und der Pfaff muß es sagen:

— Das erste Wort lautet: Wissen Sie keinen dritten Mann zum Skat?

— Au! — tönt es von uns allen: — Au! Au! Au!

Sofort erscheint Herr Lotichius an meinem Gartenzaun:

— Wie befehlen der Herr Leitnam?

Der Pfaff scherzt:

— Der Herr „Leitnam" wollte uns auf Bier stoßen, Herr Lotichius! vier Glas sollen Sie bringen.

— Fünf! — ruft eine Stimme von draußen, vom Feldwege her. Es ist der kleine Zwett, der eben von einem Spazierritte heimkommt.

Herr Lotichius ist schon zum „Trompeter" geeilt, das Bier zu holen, so will denn Zwett absitzen, um selbst die Zaunthür zu öffnen. Doch der Pfaff meint zum Scherz:

— Was Zwett? Koppelthüren machen Sie auf? Seit wann denn?

— Warum denn nicht?

— Weil Sie mir neulich ganz begeistert die Stelle aus den „Reiterinnerungen des Kapitän White-Melville" vorgelesen haben!

— So? Welche denn?

— Es gab kein Hindernis in ganz Yorkshire, das Kapitän . . . Watercloset oder wie der Kerl heißt — nicht wenigstens fallend genommen hätte! Und Sie machen die Thür auf?

Plötzlich färbt dunkle Röte das Gesicht Zwetts. Einen Augenblick zögert er, dann sagt er zum Pfaff:

— Gut Pfaff. Ich wills versuchen, weil der Schinder nicht in Training ist. Sonst freilich opferte ich nicht ein Pferd, das noch sein Rennen gewinnen kann, für so eine Fatzkerei!

Seine dunkelbraune Stute, eine Lipizanerin, hält er sich, um neben der Charge noch ein Dienstpferd zu besitzen. „Zugbulle" nennt er das Tier spöttisch.

Zwett reitet ein Stück zurück und stellt seinen Gaul zusammen, nachdem er vorher die Bügel losgelassen:

— Damit man nicht noch hängen bleibt bei so einer Cirkushupperei.

Wir sind aufgestanden und haben uns der schulterhohen Planke genähert, die er „nehmen" will.

Nun setzt er seinen Gaul vom Stand aus in Galopp, faßt ihn tüchtig beim Kopf mit gegenhaltenden Schenkeln, um ein Ausbrechen zu verhindern und geht schnurgerade mit kaum fünf Galoppsprüngen Anlauf an das Hindernis heran.

Die Stute hebt sich mit einer Viertelwendung nach links und springt. Nur ein paar Fingerbreit geht sie zu niedrig über das oberste Brett fort, so daß sie kräftig anschlägt. Die Planke kracht, splittert und bricht, aber der Widerstand war doch zu stark als daß das Tier gut hätte landen können. Es verliert, wie es den Boden berührt, die Beine, legt sich bedenklich nach rechts und bricht dann in die Kniee mit rechter Schulter und Nase den Boden berührend. Die Kruppe fährt im Bogen herum und schleudert nach rechts aus.

Die Stute liegt.

Zwett aber, der absichtlich lose gesessen, geht regelrecht halbrechts über Kopf und schießt mit zum Schutze vorgestreckten Armen auf die Wiese. Doch im Fall rollt er sich zusammen, überkugelt sich und ist sofort wieder auf den Beinen, ohne daß er die Zügel losgelassen hätte.

Auch die Stute steht auf: ein flüchtiger Blick — sie ist unversehrt.

Ihr Reiter klopft sie lobend auf den Hals, während sie sich ganz erstaunt schüttelt, daß die Erde herumfliegt, die an ihr haften geblieben:

— Der brave „Zugbulle" ist eben nicht auf so was geaicht. Das nächste Mal wird er sich schon in acht nehmen!

Der Pfaff ist etwas kleinlaut geworden. Er wischt vorsorglich den Rock des Gestürzten. Herr Lotichius kam mit dem Bier. Er nimmt die Stute ab, die mein „Chargiste" neugierig betrachtet, und der er in die Nüstern bläst.

„Leighton" und „Queens-Garden" in ihrer Ecke drüben haben bei dem Unfall nicht einmal aufgeblickt.

Zwett meint trocken:

— Na, nu könntet Ihr mich beim Skat mit eintreten lassen! Was?

XXVII.

Regimentsbesichtigung.

Unser Regiment steht draußen auf dem Exerzierplatz in Paradeaufstellung, denn es ist Besichtigung heute.

Die fünf Eskadrons halten in einer langen Linie nebeneinander, nur mit den kleinen vorgeschriebenen Abständen. Auf dem rechten Flügel befindet sich das Trompeterkorps, schon von weitem an den Schimmeln erkenntlich und an des Stabstrompeters mächtiger, nicht ganz die Mitte des Sattels einnehmender Gestalt.

Vor dem Regiment, ganz einsam auf dem spärlichen Grün des Bodens, hält bewegungslos der Kommandeur auf seinem großen, vornehmen Rappen, dem das Weiß der Rabatte und der Einfassung der Schabracke so gut steht.

Der Adjutant Holtitz ist auf dem rechten Flügel geblieben, neben ihm die Zuschauer, die Kommandeure der dreizehnten Kürassiere und sechsundzwanzigsten Husaren unserer Nachbargarnisonen. Mit ihnen einige Offiziere ihrer Regimenter.

Der Himmel ist halb bewölkt. Oben muß starke

Luftbewegung sein, denn die Wolken treiben schnell vorüber. Hier unten regt sich kein Hauch. Und es ist ganz still, nur ab und zu schnaubt ein Gaul.

So warten wir eine ganze Weile, bis sich auf der Chaussee die Staubwolke nähert, von den Besichtigenden aufgeworfen.

Plötzlich tönt das durchdringende Kommando des Oberstleutnants:

— Achtung!

Zu gleicher Zeit sinkt sein Säbel und mit ihm salutieren wir Offiziere alle in der ganzen Front. Der Stabstrompeter giebt das Zeichen und die Trompeter fallen ein mit den gleichmäßigen monotonen Tönen der vierten Post des Parademarsches.

Der Kommandeur ist in langem Galopp auf den rechten Flügel geritten und erwartet dort die Besichtigenden.

Es herrscht Totenstille, man meint das Atmen vernehmen zu können, nur die Fanfaren schallen herüber.

Die Staubwolke auf der Chaussee ist verschwunden, die Reiter haben den Exerzierplatz betreten und nähern sich nun im Galopp dem Regiment, jede Sekunde größer werdend, jede Sekunde deutlicher zu erkennen.

Die Trompeter gehen in unseren Regimentsmarsch über, und im Schritt reitet der Stab die Front ab. Der Kommandeur bleibt ganz außen neben unserem Divisionskommandeur Generalleutnant von Nossen, einem kleinen, auffallend sonngebräunten Herrn mit schneeweißem Haar und weißem Schnurrbart. Dann kommt der Brigadekommandeur Generalmajor von Overzin, der

Diviſions-, der Brigadeadjutant und der Generalſtabsoffizier der Diviſion.

Wir folgen dem Beſichtigenden mit den Augen, dann wie er vorbei iſt, ſieht alles geradeaus.

Der Stab iſt an unſerer Schwadron vorüber, nachdem Excellenz uns Offiziere einzeln gegrüßt. Nun halten wir unbeweglich und warten. Der „General Bum-Bum“ nickt ein paarmal mit dem Kopf, dann will er mit dem rechten Vorderfuß zu ſcharren beginnen, aber ein leichter Anzug der Kandare wehrt es ihm.

Immer ſchallen die Töne des Regimentsmarſches herüber, ſonſt iſt Totenſtille.

Mir ſind faſt die Glieder eingeſchlafen bei dieſem regungsloſen Sitzen. Ich ſehe vor mir die Wolkenſchatten über den Platz huſchen. Ab und zu auf Sekunden erſcheint die Sonne, dann verbirgt ſie ſich wieder.

Immer noch nicht iſt die Front fertig abgeritten. Wahrſcheinlich erhält der Kommandeur darüber Weiſung, was er vorführen ſoll.

Ich träume. Meine Gedanken gleiten mir fort. Ich denke an Ganacker, dann wieder an den Garniſonswechſel und endlich an die Kriegsakademie. Mich plagt die Ungewißheit, ob mir das Examen geglückt iſt. Noch habe ich keine Antwort bekommen. Dann überlege ich mir, wo ich Wohnung mieten ſoll in Berlin, falls ich beſtanden. Ich male mir ſchon das neue Heim aus, das ich mir ganz im Garten verſteckt irgendwo draußen in Charlottenburg denke. Ich wäge die Vorteile ab — nein, doch lieber in die Stadt möchte ich ziehen. Nahe der Dorotheenſtraße . . . .

Faſt hätte ich im Träumen das Salutieren verpaßt, denn der Oberſtleutnant iſt wieder in langem Galopp auf ſeinen Platz vor die Mitte gejagt.

Er hat die Front zum Regiment genommen und winkt den Trompetern.

Jäh bricht die Muſik ab . . . . Vollkommene Stille . . . .

Dann ertönt das Kommando:

— Achtung!

Und gleichzeitig mit dem Kommandeur ſalutieren alle Offiziere in der Front zurück.

Wieder das Kommando:

— Parademarſch . . . der erſte Zug geradeaus!

Die Trompeter traben ſäbelklappernd vor die Mitte des erſten Zuges. Der Stabstrompeter hängt noch mehr auf der Seite wie gewöhnlich. Mit hoch erhobener Trompete giebt er ſeinen „Blechpfeifern“ das Zeichen zum Halten.

— Mit Zügen rechts ſchwenkt — Trab . . . . Halt . . . .

Die Züge fuhren herum und halten nun bis zum weiteren Befehl des Kommandeurs. Der Parademarſch beginnt. Die Trompeter ſchmettern wieder die langgezogenen Töne der vierten Poſt, dann ſchwenken ſie beim Stabe und den Zuſchauern ein und ſtellen ſich gegenüber von den Points auf, zwiſchen denen die beiden Generäle halten.

In langem Schritt ziehen wir in Zügen vorbei. Zuerſt der Pfaff mit ſeinem Zuge, dann Floß mit dem zweiten, endlich ich.

Der Rappe von Floß zappelt ein paar Schritte vor dem erſten Point, doch vor den Beſichtigenden geht er wieder ruhig.

Im letzten Augenblick hat noch der zweite Zug angefangen zu eilen, aber ich halte mein Tempo feſt. Es wird ſich ſchon wieder ausgleichen .... Es gleicht ſich auch aus. Wir kommen in richtigem Abſtande vorüber. Ich kann meine Leute hinter mir nicht ſehen. Immerfort habe ich die Befürchtung, daß einer von den Kerls ſeinen Gaul zappeln läßt. Umſomehr, da mich Excellenz ſcharf muſtert und dann gerade im Augenblick des Vorbeikommens mit einem Blick auf mich dem Kommandeur an ſeiner Seite etwas zuflüſtert.

Wir ſind vorüber. Gott ſei Dank! So oft ich auch den Parademarſch mitgemacht — jedesmal habe ich dieſes thörichte Gefühl, „ob auch alles klappt“!

Nun ziehen wir gemächlicher weiter, während hinter uns immerfort der Parademarſch klingt und die übrigen Züge defilieren.

Plötzlich ſchweigt die Muſik. Wir halten. Die zweite, dritte, vierte und fünfte Eskadron iſt neben uns zur „Regimentskolonne“ eingerückt.

— Trompeter zu den Eskadrons! — befiehlt der Kommandeur und die Trompeter jagen zu den Schwadronen.

Jetzt beginnt das Exerzieren des Regimentes. Zuerſt werden die Bewegungen im Trabe ausgeführt: Auseinanderziehen zu den Eskadronskolonnen, das heißt jede einzelne Schwadron in Zugkolonne, aber ſoweit Abſtand von der Nebenſchwadron, daß Raum für den Aufmarſch zur Linie bleibt. Dann Schwenkungen nach allen Seiten, rechts

und links, kehrt, dreiachtel. Direktionsveränderungen im ganzen Regiment.

Dabei umkreist uns fortwährend der Stab der beiden Generäle, die jede Bewegung, jedes Kommando der Unterführer, die Haltung der Leute, Richtung, Fühlung, Ausführung der Befehle mit Aufmerksamkeit verfolgen.

Es „klappt" alles ganz ausgezeichnet. Wir sind auch ganz ruhig, denn unserem Eskadronschef passiert niemals eine Unsicherheit, wir hören nie ein falsches Kommando. Er lauert niemals auf die Worte, die von den anderen herüberklingen.

Es ist etwas köstliches um einen Vorgesetzten, der sein Handwerk aus dem Grunde versteht.

Und mit derselben Ruhe befiehlt vorn unser Oberstleutnant, stets genau auf dem richtigen Platze, als ob er den vorgeschriebenen Abstand, abgeschritten hätte. Wie eine Maschine arbeitet der Stab: Holtitz links rückwärts, dann die beiden Trompeter und der Major. Die einzige Unregelmäßigkeit bringt der Stabstrompeter hinein mit seinem ewig schiefen Sitz, der noch schiefer wird, wenn er die Trompete an die Lippen setzt.

Einmal nur fährt „Excellenz" dazwischen. Es gilt der vierten Eskadron, wo ein Unteroffizier gesprochen. Beim Aufmarsch war Gedränge entstanden. Er wollte Luft schaffen.

In einer langen Front traben wir gerade den Platz hinab. An der Galoppierbahn wird mit Zügen rechts geschwenkt, dann „Galopp".

Wir sind an der Queue und schlucken den Staub der

ſechzehn vorderen Züge. Unſer ſchönes Paradezeug, die weißen Rabatten, beginnen ſich grau zu färben.

Als wir auf die „lange Seite“ des Platzes gekommen ſind, ſchallt plötzlich der „Tetenruf“ und der vorderſte Zug jeder Schwadron ſchwenkt ab.

Wir ſind ein paar Schritte hinter der Richtung zurückgeblieben und Rittmeiſter Bucher giebt verſtohlen mit der rechten Hand dem Vicewachtmeiſter den Wink, ein wenig das Tempo zu verſtärken.

Dann machen wir noch ein paar Bewegungen im Galopp und endlich gehen wir in nach der rechten Flanke abgeſchwenkten Eskadronskolonnen, das heißt die einzelnen Schwadronen in Linie mit einem Abſtand von einer Eskadronsbreite und ſechs Schritt, über die Hinderniſſe.

Wir ſind wieder hinten.

Während des Vorexerzierens hat ſich eine kleine Briſe aufgemacht. Die kommt uns nun zu ſtatten, denn ſie weht gerade von der Seite, ſo daß ſie uns den Staub, den die vorderen Schwadronen aufgewirbelt, faſt ganz wegbläſt.

Die Generale halten am Graben ſeitwärts, um das Springen zu beobachten. Excellenz nickt, wie wir herankommen, und in der That machen wir unſere Sache gut. Wir haben Glück, denn trotz des ſcharfen Galopperexerzierens ſind die Pferde ruhig, die Leute behalten ſie vollkommen in der Hand, keiner prellt vor, die „unſicheren Kantoniſten“ werden glatt mitgenommen, gerichtet wie zum Parademarſch im Galopp gehen wir über den Graben.

Unſer Regiment iſt gut über die Sprünge gekommen. Kein Pferd fiel.

Unmittelbar nach den Hinderniſſen erwartet uns eine Überraſchung: durch ein paar Flaggenreiter iſt ein Defilee markiert. Wir müſſen im Galopp abbrechen zur Regimentszugskolonne, und kaum hat der letzte Zug — unſer erſter, den der Pfaff führt — das „Defilee“ überwunden, als auch ſchon die Trompeter des Stabes ſchmettern:

— Front!

Und die Trompeter bei den Rittmeiſtern nehmen es auf:

— Front .... Front .... Front .... Front .... Front ....

Die inneren Flügel parieren was ſie können, die äußeren raſen herum, die Züge drehen ſich wie beim Karuſſelreiten in der Cirkusmanege.

Die Linie galoppiert den Platz hinab, im erſten Augenblick nicht ganz gerichtet. Beide Flügel „hängen“ ein wenig und die Mitte der Regimentsfront baucht ſich heraus.

Ohne ſich nach uns umzuſehen giebt uns Rittmeiſter Bucher fortwährend das Zeichen zuzulegen. Bis ſich der Staub verzogen haben wird, iſt der Fehler verbeſſert.

Da macht plötzlich Floß' Gaul eine Lançade, mit ſchiefem Kopf, das Gebiß krampfhaft zwiſchen den Zähnen, und iſt hart an meiner Seite, mir das linke Knie aus dem Sattel nach vorn reißend.

Floß, der ſchon beim Fronteinſchwenken etwas zu weit vor ſeinen rechten Flügel gekommen war, iſt „aufgeritten“ worden. Das hat das Tier im Schmerze raſend gemacht.

— Guten Morgen, Steinfloß! — rufe ich ihm gedämpft zu.

Er macht ein ungemein erstauntes Gesicht. Er weiß selbst nicht, was eigentlich geschehen. Jedoch sofort ist er wieder auf seinem Platz.

Bei einem flüchtigen Blick zur Seite sehe ich nur Pfaffs lachendes Gesicht, dann muß ich wieder auf die Richtung achten.

Der Staub hat sich verzogen und Floß galoppiert wieder vor der Mitte seines Zuges, als ob er niemals wo anders gewesen sei. Auch die Linie im Regiment ist wieder tadellos.

Niemand hat etwas bemerkt.

Die Pferdehufe dröhnen auf dem Boden, die Tiere pusten und schnauben, die Säbel klappern. Sonst größte Stille.

Die Sonne, die nun ganz über die Wolken gesiegt, scheint uns in das Gesicht, so daß wir die Augen halb zukneifen müssen.

So möchte ich stundenlang reiten, in diesem raumnehmenden, gleichmäßigen, wiegenden Frontgalopp!

Die ganze Linie schimmert weiß von den Aufschlägen, Kragen, Rabatten, dazwischen das Blinken der Beschläge und Metallteile. Und vor uns die weite Fläche mit den Eskadronschefs im freien Felde, und ganz vorn vor der Mitte des Regimentes der Stab.

Plötzlich jagt Holtitz auf den rechten Flügel zu Rittmeister von Ried. Die fünfte Eskadron löst sich sofort von uns und biegt nach rechts aus.

In diesem Augenblick erscheinen am oberen Ende

des Platzes vier feindliche Eskadrons, durch weiße Flaggen bezeichnet, die uns im Trabe entgegenreiten. Etwa 200 Schritt bleiben wir noch in ruhigem Galopp in Sicht des markierten Feindes. Dann das Kommando zur Attacke.

Und sofort das Signal:

— Marsch — Marsch!

Die ganze Linie hat die Lanzen gefällt, wir Offiziere gehen mit dem Säbel in die Auslage, die Pferde strecken sich zur Karriere, eng schließen sich die Züge aneinander und aus sechshundert Kehlen schallt das:

— Hurra . . . a . . . a . . . a . . . a . . . a . . . a . . .

Umfassend kommt die fünfte Eskadron von der Flanke.

Dann aus allen Trompeten:

— Halt!

Wir parieren die schnaufenden Pferde, die mit zitternden Lefzen die Luft ausstoßen.

Ein paar Tiere, denen der Staub in die Kehle gekommen, husten.

Der Divisions- und der Brigadestab hält vor uns. Excellenz beobachtet genau jeden Zug.

— Zum Einzeln-Gefecht auseinander! — klingt da das Kommando, nachdem wir kaum gehalten.

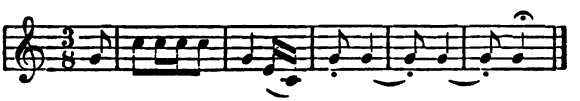
Sofort wenden die Leute ihre Tiere und reiten im Gedränge durcheinander, indem sie wie auf dem Theater zum Schein ihre Waffen aneinander schlagen.

Das „Handgemenge" bewegt sich auf dem Fleck, nur wenig nach vorwärts gehend. Ich mache Eschke, den ich gerade sehe, ein Zeichen, nach vorn nach dem Feinde zu

das Einzeln-Gefecht zu treiben, denn wir wollen uns schon beim Exerzieren gewöhnen, den Gegner zurückzuwerfen. Er versteht mich sofort und schiebt ein paar Rekruten, mit denen er die Lanze gekreuzt, nach vorn. Auch das „lange Regiment" hat meinen Wink bemerkt. Wie ein Schäferhund umkreist er von hinten den Zug, um die Leute in die verlangte Richtung zu drängen.

Lächelnd markieren Floß und ich, unsere Pferde gegeneinander führend, blutige Hiebe.

Der Kommandeur ist in langem Galopp zurückgeritten. Er läßt „Appell" blasen und wiederum schmettern alle Trompeten nach:



Es folgt: „Trab".

Das ganze Regiment wendet die Pferde linksumkehrt und wir traben im Schwarme zurück, aufgelöst wie eine Herde wilder Pferde auf der Koppel.

Weit, weit geht es davon, über den ganzen Platz fast.

Ich halte mich hinten, da ich weiß, daß doch bald das „Front" tönen wird. Dann muß ich vorn sein, denn durch den Haufen Kehrt machender, sich drängender Pferde ist es nicht leicht, das Freie zu gewinnen. Nur die Ohren gespannt!

Und natürlich kommt es, hell, scharf, hoch, das:

— Front!

Ein eiliges, kräftiges, ganzes Parieren, ich wende den „General Bum-Bum", der sich ein bißchen in die

Zügel „gelümmelt“ hatte, und mit mir wendet der ganze breite Schwarm der vielen hundert Pferde.

Im Schritt sehe ich weit vor uns den Stab reiten. Dahinter mit den richtigen Abständen haben die Eskadronschefs schon den Rahmen gebildet.

Wir Zugführer rufen die einzelnen Züge an. Ich hebe den Säbel:

— Dritter Zug .... Drit .... ter .... Zu .... u .... u .... u .... g.

Und sofort bilden sich zwei Glieder hinter mir, nicht in Ordnung, sondern wie es gerade kommt. Nur das „lange Regiment“ hat seinen Platz und Eschke die Mitte.

Signal „Halt“.

Der Divisions- und der Brigadestab kommt auf uns zugesprengt.

Wir stehen wie eine Mauer. Die Stäbe reiten die Front ab. Excellenz scheint sehr befriedigt zu sein. Er nickt uns beim Vorbeikommen wieder zu. Dann bleiben wir noch unbeweglich.

„General Bum-Bum“ atmet so stark, daß ich bei jedem Atemzuge im Sattel hin- und herbewegt werde. Hinter mir schnauft es wieder ab und zu, pustet und bläst.

Es ist von neuem windstill. Die Sonne scheint uns blendend ins Gesicht. Von irgendwoher schallt das Muhen einer Kuh herüber, und dann hören wir, wie die Dorfuhr in Mödelsbach drüben schlägt.

— Rühren!

Das Kommando löst den Bann. Wir wachen auf wie aus einer Erstarrung.

Rittmeister Bucher kommt nahe an die Schwadron herangeritten: Wer durchaus muß, kann schnell absitzen und satteln. Aber nur, wo es ganz nötig ist.

Ein Mann im zweiten Gliede des vierten Zuges sitzt ab.

— Die Herren Zugführer! — schallt der Ruf.

Die Zugführer lösen sich aus der Front und galoppieren zum Stabe. Im Halbkreise gruppieren wir uns um General von Oberzin, der mit lauter Stimme den „Türken" auseinandersetzt, um den es sich zum Schluß noch handelt. Es ist eine sehr einfache Aufgabe, nur die Verteidigung eines Defilees, das durch ein paar Flaggen neben der Steinmauer gebildet wird, die einen Flußlauf bezeichnen soll. Es handelt sich einfach darum, das Gefecht zu Fuß zu zeigen.

Wir gehen dazu mit dem ganzen Regiment auf die Chaussee zurück, machen dort Kehrt und traben dann vor auf den Exerzierplatz, wo sofort Regimentskolonne formiert wird.

Schon vorher sind die Karabiner in ihren Ueberzügen gelockert worden, im „Schuh", mit dem sie an den Packtaschen des Sattels befestigt sind.

Dann bestimmt der Kommandeur die erste, zweite, dritte Eskadron zum Gefecht zu Fuß. Die vierte und fünfte bildet unter Befehl des Etatsmäßigen eine Reserve.

— Zum Gefecht zu Fuß — absitzen!

Die Karabinerschützen übergeben Pferde und Lanzen und formieren sich zu Fuß vor der Schwadron.

Mir fällt es zu, die Handpferde zurückzubringen, während der Rittmeister das Feuergefecht leitet.

So trabe ich denn mit den Handpferden bis an das äußerſte Ende des Platzes zurück. Die beiden anderen abgeſeſſenen Schwadronen gleichfalls.

Ich ſehe von weitem ſich ſchnell die Schützenzüge entwickeln, ſie ſchwärmen aus und die Ulanen ſuchen Deckung hinter der Steinmauer und legen ſich vor das markierte Defilee.

Puff .... Puff .... Puff .... beginnt das Feuer, das allmählich zu langem Praſſeln und Knattern wächſt wie Trommelwirbel.

Die kleinen blauen Wölkchen bezeichnen die Schützenkette. Der Rauch iſt kaum ſichtbar, nur wie eine Trübung des reinen Blau der Luft.

Immer heftiger wird das Schießen. Vereinzelt bringen Kommandos der Zugführer zu uns, die Entfernung angebend, dann klingt der ſchrille Ton der kleinen Pfeifchen herüber .... Dann wieder beginnt das Feuer ....

Plötzlich tönt das Signal „Stopfen“.

Das Feuer ſchweigt.

Dann wird drüben „Aufſitzen“ geblaſen.

— Eskadron — Trab!

Wir reiten ihnen entgegen, die ſchon im Laufſchritt zu uns kommen. Einen Augenblick iſt wildes Durcheinander. Jeder ſucht nach ſeinem Pferde. Floß kann ſeinen Gaul natürlich nicht finden, bis ihm Ulan Gericke zuruft:

— Hier, Herr Leutnant! Herr Leutnant .... hier .... hier! ....

Dann werden die Karabiner umgehangen, da keine Zeit iſt, ſie in die Schuhe zu ſtecken. Die Lanzen werden

denen zu Pferde abgenommen, und ein paar Sekunden ſpäter halten wir gerichtet, auf weitere Befehle wartend.

Jedoch der Brigadeadjutant kommt uns entgegengeſprengt. Er meldet dem Kommandeur:

— Das Regiment ſoll abſitzen und ſich bereit machen zum Parademarſch in Eskadronsfront. Galopp.

Sogleich ertönt von den fünf Eskadronchefs das:

— Rangiert — Euch!

Und die regelrechte Ordnung wird hergeſtellt. Die Leute befeſtigen wieder ihre Karabiner, einzelne ſatteln ſchnell noch um, hinter der Front. Wir klopfen uns ein wenig den Staub ab.

Die beiden Eskadronen der Reſerve ziehen ſich heran und bald beginnt der Parademarſch. Er geht ausgezeichnet. Nichts iſt zu tadeln.

— Die Herren Offiziere!

Im Halbkreis halten wir zur Kritik.

General von Oberzin ſpricht die Aufſtellung, Haltung der Leute und Pferde durch, den erſten Parademarſch, dann die Bewegungen im Trabe, im Galopp, das Springen, die Attacke, das Fußgefecht, den Parademarſch im Galopp. Er meint, das einzige, was er zu bemerken habe, ſei, daß die Pferde im Regiment vielleicht etwas „leicht“ ausſähen. Er gebe zu überlegen, ob nicht vielleicht ein „wenig viel gearbeitet worden ſei“.

Er ſchließt:

— Ich habe ſonſt kaum etwas zu erwähnen. Die kleinen Ausſtellungen habe ich gemacht, ſie kommen nicht in Betracht gegen das Ganze. Und das Ganze, was Sie uns gezeigt haben, Herr Oberſtleutnant, war ausgezeichnet.

Das Regiment ist in vorzüglicher Verfassung und Sie haben es in vortrefflicher Weise vorgeführt.

Er grüßt, sich zu Excellenz wendend.

Unser Divisionskommandeur Generalleutnant von Nossen, der aus der Infanterie stammt, räuspert sich einen Augenblick, dann sagt er mit feinem Lächeln um die schmalen Lippen:

— Ich möchte nur ein paar Worte hinzufügen. Ich bin ja nicht von Ihrer Waffe, und ich will daher auch die kavalleristischen Einzelheiten dem Urteile des Herrn Generals überlassen. Soweit ich etwas davon verstehe ... (er macht eine Sekunde Pause und lächelt wieder: wir wissen, er versteht so viel von Kavallerie, daß wir uns oft fragen, ob „Excellenz" nicht im Geheimen früher einmal doch bei der Reiterei gedient habe) kann ich nur eines sagen, Herr Oberstleutnant: Meinen Glückwunsch zum heutigen Tage! Ich danke, meine Herren!

Wir salutieren und galoppieren wieder auf unsere Plätze.

— Trompeter an die Tete.

Die „Blechpfeifer" brausen von allen Seiten auf ihren Schimmeln nach vorn. Sofort ertönt ein Armeemarsch und wir rücken ein.

In langer Kolonne zieht das Regiment auf der Chaussee hin gen Hohensee.

Unsere Schwadron ist ganz vorn und wir hören die Musik unmittelbar vor uns. Ich möchte gern ein Wort mit dem Pfaff wechseln, aber jetzt geht es noch nicht.

Das „lange Regiment" sieht mich fragend an. Ich weiß, was das heißt, und ich sage:

— Die Kritik war vorzüglich. Bei uns Elsterkosacken „hauts“ eegal! Nicht wahr?

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags sind wir im Kasino zum „Liebesmahl“ bei Tisch. Excellenz bleibt am Tage der Regimentsbesichtigung immer zum Essen. Er wünscht keine Störung des gewöhnlichen Lebens und er trinkt gern mit uns ein Glas Wein. Erst mit dem Abendzuge verläßt er Hohensee.

Wir haben eine ganze Reihe von Gästen: Natürlich die beiden Stäbe, dann die Zuschauer von den Kürassieren und Husaren, den Landrat und ein paar Herren aus der Stadt.

Die Tafel ist hufeisenförmig gedeckt. Die „hohen Vorgesetzten“ sitzen in der Mitte, dann zwischen den Rittmeistern die Gäste, an beiden Enden des Hufeisens die „Subalternbeamten“.

Rechts haben wir eine fröhliche Ecke gebildet: der Pfaff, Zwett, Auerschütz, Holtitz, Floß, der „kleine Dokter“ und ich. Draußen im Garten spielen die Trompeter: „Wir Ulanen!“ eine Galoppkomposition des Stabstrompeters, zu der Kürschner bei jedem Takte den Tondichter zu nennen weiß, dem es nachempfunden worden ist.

Ich sitze zwischen dem Pfaff und Zwett, quer vor am Tisch der „kleine Dokter“, dann uns gegenüber Auerschütz, Holtitz und Floß.

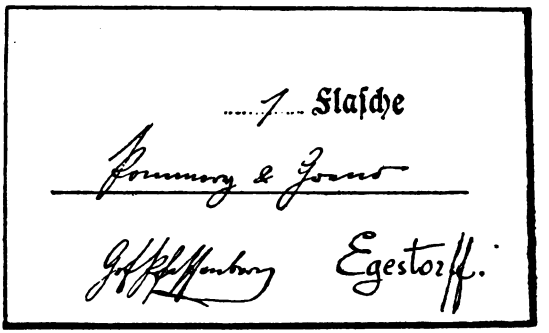
— Wollen wir zusammen trinken? — fragt mich der Pfaff.

— Das versteht sich!

— Weiß?

— Nein!
— Rot?
— Nein!
— Sekt?
— Das versteht sich!

Auf der Tafel vor uns liegen kleine Papierkärtchen um den Wein zu bestellen. Der Pfaff nimmt einen Bleistift und schreibt:



Ich habe meinen Namen hinzugefügt und bald bringt uns die Kasinoordonnanz Meyer II die Champagnerflasche, im Eiskühler schaukelnd.

— Die trinken natürlich wieder mal Schaumwein! — lacht Auerschütz von drüben.

Der Pfaff ereifert sich:

— Nach so einer großartigen Regimentsbesichtigung? Natürlich!

Verstohlen schenkt Auerschütz unter dem Tisch Floß und sich ein. Sie heben plötzlich ihre Gläser und wir sehen, daß auch sie den gelben, kalten, schäumenden Trank gewählt haben.

Fröhlich ſtoßen wir an, daß unſere Kelche läuten.

— En carte! — ruft Auerſchütz.

— Proſt, Heil, Heil! Pröſtchen! — klingt es durcheinander.

Auch Holtitz hat mit uns angeſtoßen mit ſeinem Glas einfachen Rotweines. Unſer guter, lieber Holtitz trinkt Sekt nur zu ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie zum Geburtstage Sr. Majeſtät, ſonſt niemals. Er kann es nicht, er iſt ja pekuniär viel ſchlechter geſtellt als wir alle.

Zuerſt war es verhältnismäßig ruhig im Saal, nun beginnt allmählich das Geſpräch lebhafter zu werden. Ein ununterbrochenes Summen erhebt ſich, dazwiſchen klirren die Gläſer, man lacht, man trinkt ſich zu.

Die Ordonnanzen eilen hin und her zum Servieren, zum Weinbringen. Dazwiſchen tönt laut von draußen das Schmettern der Muſik, die fröhliche Walzer und Lieder bläſt.

Eine Ordonnanz kommt zu mir:

— Herr Leutnant Backhaus läßt um die Ehre bitten!

Schnell fülle ich mein Glas und ſuche Backhaus, den Reſerveoffizier, den ich einmal vor drei oder vier Jahren als Einjährigen ausgebildet, mit dem Blick. Richtig, da ſitzt er drüben am anderen Ende der Tafel und hebt hoch ſeinen Kelch, um mich aufmerkſam zu machen.

— Proſt! Proſt, alter Schloth!

Sein Geſicht iſt ſtark gerötet und das weißblonde, kurzgeſchnittene Haar glänzt auf dem kugelrunden Kopfe, daß Pfaffs Bezeichnung für ihn ſehr treffend erſcheint: „Die

Erdbeere mit Schlagſahne!“ Er iſt ſo gern bei uns, daß er ſich ſo oft zur Dienſtleiſtung einziehen läßt, wie nur irgend möglich.

— Darf ich bei Ihrer Flaſche teilnehmen? — fragt uns da der „kleine Dokter“.

Der Pfaff hebt ſie aus dem Kühler und hält ſie gegen das Licht:

— Wat Sie ſich denken is nich, Herr Dokter.

— Warum denn nicht?

— Es iſt niemand mehr zu Hauſe!

Er läßt die geleerte Flaſche in das Eisbad zurückſinken und ruft die Ordonnanz Meyer II mit dem Scherzworte aus „Nanon“:

— Heh! Wirtin, noch einmal!

Bei der nächſten Flaſche trinkt der „kleine Dokter“ mit.

Wir ſind beim Braten.

Das Summen der Stimmen wird immer ſtärker: unwillkürlich wird in der Anregung durch den genoſſenen Wein lauter geſprochen. Die Muſik klingt auch ſchmetternd in den Saal. Die Fenſter wollen wir aber nicht ſchließen, weil es ja leider wegen der niedrigen Decke in unſerem Kaſino heiß iſt. Unausgeſetzt ſchwirren die Ordonnanzen hin und her, um dieſem oder jenem Herrn den Zutrunk eines anderen mitzuteilen.

Excellenz klopft an das Glas und der Lärm ſchweigt, nur die Muſik ſpielt noch weiter, bis Graf Kalmünz dem Stabstrompeter aus dem Fenſter ein Zeichen giebt. Jäh bricht ſie ab.

Generalleutnant von Noſſen erhebt ſich und die ganze Tiſchgeſellſchaft mit ihm:

— Meine Herren! Der erste Trinkspruch nach alter Soldatensitte unserem allergnädigsten obersten Kriegsherrn, Seiner Majestät dem Kaiser und König! Seine Majestät lebe hoch .... hoch .... hoch ....

Hell klingen die Gläser, laut unser Ruf, dreimal.

Die Trompeter spielen auf einen Wink das „Heil Dir im Siegerkranz" und wir bleiben während der Klänge lautlos stehen, die geleerten Schalen in der Hand.

Die Musik endet. Wir setzen uns. Kurze Zeit herrscht noch Schweigen, dann beginnt allmählich wieder die fröhliche Unterhaltung.

Der Pfaff neigt sich zu mir:

— Egestorff, höre mal, ich muß Dir mal was erzählen!

— Nun?

— Du weißt doch meine ganzen Sachen, das mit meinem Alten!

— Ja!

— Es ist was ganz neues passiert! Denke Dir mal, mein Alter schreibt — was ich dachte — sein Vermögen sei durch Verluste stark zusammengeschmolzen. Wenn er mir nun meinen Zuschuß auszahlen wolle und noch selbst genügend für sich übrig behalten, dann müsse er durchaus eine Änderung machen. So vom Kapital könnten wir doch nicht leben, sonst sei es plötzlich einmal eines Tages einfach alle. Da ist er auf einen Ausweg gekommen.

Der Pfaff macht eine Pause, dann fährt er fort:

— Er hat sein Vermögen in eine Leibrente umgewandelt! ...

Ich kann mich nicht enthalten auszurufen:

— Ja, aber dann kriegst Du ja ſpäter mal gar nichts!

— Wenn er ſtirbt, meinſt Du!

— Ja! Es iſt ja nicht pietätlos, den Fall zu überlegen. Schließlich iſt es doch der Lauf der Natur.

— Ja! Und ich . . . ich bin Matthäi am letzten! . . . Notabene, mein Vater iſt krank. Deshalb iſt er in Cannes.

Mit einer gewiſſen Bitterkeit kommt das heraus, dann nimmt er ſeinen Kelch, ſtößt ihn an meinen und ruft:

— Hol' das alles der Teufel! Fröhlich gelebt — fröhlich geſtorben!

Und nun leert er ein Glas nach dem anderen. Die ernſten Lebensgeſpräche paſſen ſo ſchlecht in unſere Jubelſtimmung heute. Auch ich bin leichtſinnig: ich tröſte mich damit, daß ja der alte Graf Pfaffenberg noch lange Zeit leben kann.

Eine auf der Rückſeite beſchriebene Tiſchkarte, die mir der Haushofmeiſter Sergeant Bloch giebt, bringt mich vollends auf andere Gedanken.

Ich leſe von der Hand des Kommandeurs:

„Excellenz teilt mir eben mit, Ihre Einberufung zur Kriegs-Akademie ſei eingetroffen. Excellenz wünſcht mit Ihnen zu trinken. Ich ſchließe mich von Herzen an. v. R."

Die beiden Herren haben ſchon ihre Gläſer gegen mich erhoben, meines iſt leer, ich nehme alſo ſchnell entſchloſſen das vom Pfaff, ſtehe auf, präſentiere mit dem Kelch und ſchütte in einem Ruck den Sekt hinab.

Unſer Kommandeur winkt mir noch einmal zu.

In der ersten Freude möchte ich die frohe Botschaft den Kameraden allen verkünden, aber die Überlegung hält mich davon ab, daß sie mir dann alle zutrinken würden und ich, wenn ich „bierehrlich" wäre, wohl als „Leiche" auf der Strecke bleiben müßte.

So zeige ich denn bloß verstohlen die Karte dem Pfaff.

— Da kommen wir ja auseinander! Nun bestimmt! — meint er nur traurig, aber dann stößt er doch fröhlich mit mir an:

— Alles Glück für Dich! Mein lieber, alter Schloth!

Inzwischen ist mit Floß eine große Veränderung vor sich gegangen. Er ist ungeheuer mutig und lebhaft geworden. Fortwährend wird ihm zugetrunken. Offenbar haben es die drüben an der anderen Ecke: der „ungläubige Thomas", Kürschner, „Otto", Domani, Dittmann, auf den armen Stein und Bergfloß, Floß und Bergstein, Stein und Floßberg, Berg und Steinfloß abgesehen und sich untereinander verabredet, ihm alle „vorzukommen".

Floß erklärt uns eben mit erhobener Stimme:

— Eigentlich ist's doch gar nichts, so'n Regiment zu führen. Ich möchte mal so 20, 30000 Pferde zusammennehmen. Das wäre was rechtes! Gott verdamm mich noch mal, so 60000 Hengste. Nur Hengste natürlich!

Wir lachen ihn alle aus. Darob ereifert er sich noch mehr:

— Was? Gebt mir ein anständig gezogen Pferd, einen Hengst — rückwärts will ich ihn galoppieren!

Und immer wieder kommt die Kasinoordonnanz Meyer II:

— Herr Leutnant . . . der Herr . . . ſo und ſo . . . bittet um die Ehre.

Schließlich wird er ruhiger und als ihm endlich Leutnant der Reſerve Spitzenberg „vorkommt“, bittet er Holtitz, für ihn zu trinken.

— Warum denn ich? — fragt Holtitz.

Floß wird plötzlich elegiſch:

— Weil . . . es iſt doch zu traurig . . . denken Sie nur, was ſoll denn der Sommerleutnant von uns denken . . .

— Wieſo denn?

— Weil doch Overzin geſagt hat, daß die Pferde im Regiment etwas zu „leicht“ ausſähen . . .

— Was iſt denn dabei?

— Das heißt doch ſoviel wie „abgekleppert“. Das iſt doch zu traurig! Unſer ſchönes Regiment!

Wir überlaſſen ihn ſeiner Trauer. General von Overzin hält immer die Pferde für „reichlich leicht“, denn er mißt ſie an ſeinen Tieren, die er „ſyſtematiſch mäſtet“, wie Zwett ſpöttiſch ſagt.

Die Tafel neigt dem Ende zu. Die Lichter werden aufgeſetzt. Man beginnt zu rauchen. Damit iſt die Erlaubnis zum Aufſtehen gegeben.

Die Muſik hatte eine längere Pauſe gemacht, weil ihr der Kommandeur ein Faß Bier geſchenkt. Nun ſchmettert ſie wieder hell ihre Weiſen. Überall brennen die Lichter auf der Tafel zwiſchen Blattpflanzen und Renn-Silberpreiſen, von den Gewinnern heute zum Schmuck des Tiſches dem Kaſino geliehen.

Ich unterhalte mich eifrig mit Rittmeiſter Bucher,

der ſich neben mich geſetzt, über die Kriegsakademie. Er erzählt mir und giebt mir aus ſeiner Erfahrung allerhand Ratſchläge.

— Wo iſt denn der Pfaff? — fragt er plötzlich.

Der „kleine Dokter“ lacht:

— Er hat nachſehen wollen, wie es Floß geht!

Und wir bemerken, daß auch Floß' Platz leer iſt.

Aber im nächſten Augenblick kommen ſie beide wieder.

Rittmeiſter Bucher meint ebenfalls lächelnd:

— Nun, Floß, wie geht's denn?

Er iſt käſebleich und der Pfaff wiſcht ihm den Ärmel ab, während jener ſcheinbar heiter ſagt:

— Mir iſt wieder ganz wohl, Herr Rittmeiſter!

XXVIII.

Avancement.

Allerlei Veränderungen haben ſtattgefunden in dieſer ſonſt ſo ruhigen Zeit vor dem Manöver:

Griesbach von Oſterhofen kam endlich von der ihm verhaßten vierten Schwadron fort. Er iſt befördert und Eskadronchef geworden für Rittmeiſter von Ried, der endlich, endlich die Majorsachſelſtücke erhielt, nachdem er zehn Jahre unſere ~~erſte~~ Schwadron befehligt.

Geſtern wurde Ried „abgegeſſen", denn er iſt zum etatsmäßigen Stabsoffizier ernannt bei den 27. Huſaren in Andernach am Rhein. Nun werden ſich „Klara" und Fräulein „Fritz" wohl rheiniſche Männer holen.

Ich machte meinen Abſchiedsbeſuch. Frau von Ried iſt nicht ſo glücklich wie ihr Mann, dem es zwar leid thut, unſer Regiment zu verlaſſen, der aber als guter Soldat nicht murrt, wenn ihn das Schickſal auch weit verſchlägt. Sie fürchtet ſich ein wenig vor den neuen Verhältniſſen, denn in Hohenſee iſt ſie ja geweſen faſt von Jugend auf.

Ihre Töchter finden die Verſetzung „amüſant und reizend nett".

Jedenfalls ist nun für uns Junggesellen — auch später in Bodenweiler — ein angenehmes und immer gastliches Haus weniger.

Ersatz traf ein durch Leutnant von Domani II und Premierleutnant von Hammen. Der erste kehrte vom Militär-Reitinstut in Hannover zurück, der andere von der Generalstabsreise der Kriegsakademie.

Beide haben viel Neues gelernt und erfahren. Der lange Domani weiß es und sagt es auch. Der kleine bescheidene Hammen weiß es — aber er macht kein Aufhebens davon.

Domani spricht nur noch vom Reiten, beurteilt jeden von uns und ist im stillen der Überzeugung, daß er der einzige ist, der etwas von Pferden versteht, reiten zu lassen vermag und selbst retten kann.

Vielleicht läßt er noch den Kommandeur gelten und seinen Bruder.

Er redet nur noch von Hannover und erklärte mir bei Tisch, als wir Ried „abaßen", er habe sich über die „Rolle des inneren Schenkels beim Galoppansprengen" einmal in Hannover bis früh drei Uhr mit Kameraden gestritten.

— Schade um die Zeit! — bemerkte ich trocken.

Und dabei ging Domani II seinerzeit ungern zur Reitschule und war die Bescheidenheit selbst.

Hammen soll ausgezeichnet bei der Generalstabsreise „abgeschnitten" haben. Das erste Direktionsmitglied der Kriegsakademie hat ihm mitgeteilt, er habe die „Qualifikation zum Generalstab" erhalten.

Aber dennoch hat der kleine Hammen noch keinem von uns gesagt, wir verstünden nichts vom Felddienst.

Das wichtigste jedoch von allem — wenigstens für mich —: ich bin an Griesbachs Stelle zum Premierleutnant ernannt.

Die erste Leutnantsfreude war es nicht mehr, wie damals, als ich die Achselstücke erhielt, wo ich als echter junger Leutnant mich sofort photographieren ließ. Aber in den Spiegel habe ich doch geguckt, nachdem mir Herr Lotichius die Sterne auf den Schultern befestigt.

Und ich fand, sie standen mir recht gut!

Ich fragte Herrn Lotichius, wie sie sich machten. Er grinste mich an, wie immer:

— Scheen, Herr Leitnam!

XXIX.

Ritt am Morgen.

Es giebt nichts Köſtlicheres, als einen Ritt am Morgen über die dämmernde Heide, durch den ſchweigenden Hochwald. Das heißt leben und Menſch ſein.

Unter ſich das bezwungene Tier, dem Willen, ja dem Wunſche, dem Ahnen des Reiters folgend, über ſich den ewigen Himmel, an dem die letzten Sterne erlöſchen, wo der Mond noch müde ſteht als blaſſe Scheibe, verblichen vor dem Frührot, den erſten Strahlen des Tagesgeſtirns.

Und rundum lautloſe Einſamkeit, ſchlafende Dörfer und ruhende Erde. Nirgends Menſchengelärm, nirgends Menſchentritt, Menſchenhaß und -Liebe, Mühſal und und Freude! — Schweigen! Köſtliches Schweigen! Nur das Knarren des Riemenzeuges und der dumpfe Klang der Hufe unterbricht die Stille. Da wird das Herz weit, die Seele groß und frei, tief der Atem. Da iſt es, als habe man alle Tageslaſt von ſich geworfen, die einen bedrückt und die Stirn in Sorgefalten gezwängt. Da vergißt man ſich ſelbſt und fühlt und

denkt und ahnt und ſieht allein die Natur. Man ſaugt die Friſche ein mit der Lunge, mit den Augen, dem Blick!

Der Boden ſcheint unter dem Pferde fortzuſchießen, fortzugleiten, wenn es langſamer wird und dann wieder in raſendem Fluge zu fliehen, wenn der Sprung ſich weitet. Erlen und Heidegeſtrüpp huſchen vorbei.

Dahin geht es am breiten Waſſerarm der Elſter, die ſich durch das Heideland zieht. Den Hufſchlag verſchluckt der federnde Raſen.

Breit auseinander ſteht im Waſſer das Schilf, das ſich leiſe neigt, wenn der Lufthauch die Fläche kräuſelt, in der ſich fahl und matt der Himmel ſpiegelt. Alle Farben glänzen darin: Hell die Mitte, violett um die Gräſer und roter Abglanz vom Horizont, dann blau und ſchwarz, tiefſchwarz am Ufer, im Schatten der Böſchung. Ehe der Gaul naht, gluckt es im Waſſer, es ſpritzt umher, dann ſchweigt es rundum. Die Fröſche flohen in ihr Element. So geht es am Rande hin, immer dasſelbe, minutenlang, Stunden hindurch, meilenweit, ſo lang der Fluß ſich dehnt . . .

Dann hinüber, vom Waſſer fort in die Heidebüſchel hinein, die nicken im Rot der Dolden aus dem grünenden Meer. Hier und da kommt eine Welle im Boden: wie ein Schiff geht es hinab und hinauf. Ein einſamer Birkenbuſch, eine verlorene Kiefer, klein, häßlich, verkrüppelt; weiterhin: endloſe Heide.

Links liegt das Dorf mit den ſtrohgedeckten Hütten. Die Hunde ſchlagen an: erſt einer, klagend, langgedehnt, dann ein Kläffer, bellend, keifend, frech, zahnlos, heiſer

wie ein altes Weib; endlich der ganze Chor. Ein Hahnenschrei. Alles still.

Geradeaus steigt die Sonne empor. Der Himmel ist glühend, brennend rot, braun fast über dem Boden. Aber die Farbe verblaßt. Die Helle wächst. Einzelne Strahlen schießen hervor.

Rechts starrt der Hochwald. Dort geht es hinein in die Schneise. Immer in langausgreifendem Galopp. Mächtig ragen die Stämme. Dunkel, wie ein Riesenbuch, liegt der Wald da. Dämmrig ist es noch darin. Frischer köstlicher Harzduft strömt aus den Beständen. Rötlich schimmert die Rinde. Über raschelndes Laub huscht das Pferd wie ein Schatten durch den Waldgang, der so wunderkühl und erfrischend.

Und dann geht es im Schritt. Karge Grasbüschel wachsen am Wegrand, bethaut mit Perlentröpfchen. Hier und da spannt sich Spinnwebe von Halm zu Halm. Der Boden wird glatt, weich und schlüpfrig, nur braungedorrte Nadeln bedecken ihn. Dann ragt einmal eine Wurzel heraus, quer über den Weg, daß mit leichtem Heben sich das Tier darüber schwingt.

Es bricht und knackt irgendwo in den Zweigen: ein flüchtig gewordenes Wild.

Wieder geht es in der Schneise fort. Immer geradeaus, einem dunklen Punkte zu. Dort mündet sie in den breiten Weg, zur Abfuhr des Holzes. Er windet sich; an den tief eingeschnittenen Räderspuren sieht man die Biegung.

Nun kommt die Lichtung, wo in Klaftern geschlagenes Holz steht. Dort wird es plötzlich hell, und drüben bricht

aus den Zweigen das Frührot. Seltſam ſpielt es in Lichtern auf dem Platze, die großen, viereckigen Baumſtapelungen umrändernd, flimmernd auf dem thaufeuchten Wieſengras, ſchillernd im Sumpfwaſſer des Grabens. Die Sonne zuckt durch das Gitterwerk der Kieferkronen, ſie ummalt und umgießt die Stämme, ſie umzittert die langen Schilfhalme am Waldtümpel, und ſchießt ſteigend und Boden gewinnend über den Weg in die Furchen der Räder. Dann umſpielt und umzirkelt ſie den Gaul und blinkt und blitzt im Metall der Kandare.

Und die Sonne ſteigt. Gerade geht es ihr entgegen, ſo daß das Licht blendet und die Farben verſchluckt, die Umriſſe verwiſcht und vorn nur noch alles eine Stimmung iſt: Weiß, Licht, Blendung.

Da biegt noch einmal der Weg. Nun ſteht die Sonne zur Seite; ſie ſchielt nur noch ſchwach durch die Äſte, lange Schatten werfend, und der Wald iſt zu Ende: die Heide ſtreckt ſich vor den Blicken.

Eine Stange verſperrt den Pfad. Der Gaul iſt hinüber. Dann geht es wieder im Galopp durch das Kraut, über den ſchmalen Waſſerarm mit dem ſchönen, feſten und dennoch elaſtiſchen Landungsufer drüben und nun über den Wieſenplan, am See, im Bogen herum.

Lang hingegeben bekommt die Stute die Zügel. Fröhlich bockt ſie ein wenig, in Sätzen, den Kopf tief am Boden. Es iſt Übermut, Wohlbehagen, das Pferd wie Reiter durchſtrömt und erquickt.

Die Sonne ſteht nun im Rücken, ſo daß ſie nicht blendet und man alles in lichter Beſtrahlung ſieht. Sie wärmt, während der friſche Luftzug durch die Fahrt, in

der wir sind, wieder Kühlung bringt. Da geht es mit einem Satz auf die Straße und nun im Zotteltrabe durch das erwachende Dorf. Vorsichtig an der Seite, wo es weich ist und Unkraut wuchert, weil die Bauern nur im ausgefahrenen Geleise bleiben wollen.

Im Dorfteich schnattern die Enten und ziehen Straßen auf der mit Wasserlinsen bewachsenen Fläche. Kreischend, zischend, fauchend flattern ein paar Gänse davon, die sich auf dem Wege gesonnt. Blöde lächelt der Bengel dabei, der mit der Gerte Wache hält, die er vom Weidenstrauche gerissen und entblättert bis auf ein großes, nickendes Büschel an der Spitze. Muhen schallt rechts aus dem Bauernstall und ein Luftzug trägt frischen Düngergeruch herüber. Eine Magd steht schläfrig am Hofthor, offenen Mundes, und reibt mit dem roten Handgelenk linkisch die Hüfte. Dann Peitschenknall: aus dem Gutshof biegt ein Wägelchen, das die Milch zur Stadt bringt. Der Alte hat sich verspätet, er treibt den einäugigen Schimmel mit: „Hüh, hotte, hüh" zur Eile . . .

Vorbei . . .

In die Seitengasse hinein und wieder ins Freie.

Eine kleine, lose geschichtete Feldsteinmauer liegt gerade über der Wiese. Die muß genommen werden. Die übermütige Stute achtet das Hindernis nicht. Ein wenig poltert sie dagegen, daß Gebröckel und Moos und Kalk herumfliegt. Fast wäre sie auf die Knie gekommen. Schon recht, ein andermal paßt sie besser auf!

Und nun auf der Fläche, auf dem kurz geschnittenen Grase den Kopf frei und eine kleine Aufmunterung. Das Tier prustet und schnaubt fröhlich. Lang die Zügel, den

Hals und Rücken geſtreckt. Heidi huſcht ſie über das Grün, wie ein Gummiball, in fröhlichen Sätzen.

Ein Waſſerſpiegel blinkt, die Sonne glitzert darauf. Neckiſch legt die Stute die Ohren ein und ſchielt hinüber. Kürzer werden die Sätze, höher, wie der Haſe im Kraut. Plötzlich, ſich in der Luft verpullend, ſteht ſie wie angenagelt. Der unachtſame Reiter, der geträumt und den Grasduft eingeſogen und ſich am Morgen erfreut, kippt vorn über und klappt unwillkürlich zuſammen, die Hände aufs Widerriſt ſtützend, um Halt zu ſuchen. Er lacht fröhlich, ſchnalzt laut mit der Zunge. Ein Schenkeldruck: „Go on!“ Hopp, heidi hinüber über die winzige Rinne mit dem Sonnenblitz, dem gefährlichen, auf dem Spiegel.

Und dann weiter, dann immer weiter, ſorglos, fröhlich, über die Wieſe, in das Hochgras hinein, vorſichtig um die Sumpfſtellen, langausgreifend über die glatte Fläche, über den Graben, auf den Wall, hinab, weiter . . . weiter . . . weiter . . .

Höher ſteigt die Sonne . . .

Was iſt dagegen das Meer! Was bieten die Berge!

Nein: Ebene! Wieſe! Heide und Moor!

Waldſchatten und Harzduft!

Mauern und Hecken! Graben und Wall!

Hinüber! heidi!

Was koſtet die Welt?

XXX.

Ausmarsch.

Der Tag des Abschieds ist gekommen. Heute rücken wir zum Manöver aus. Unser Regiment verläßt das brave Hohensee, um nie wieder dahin zurückzukehren, denn aus den Herbstübungen, die jenseits der Elbe stattfinden, marschieren wir geradeswegs nach dem Elsaß in unsere neue Garnison Bodenweiler.

Das ist diesmal nicht das gewöhnliche Abschiednehmen, wo man weiß, daß man sich ja doch bald wiedersieht. Es ist ein Abbrechen aller Verbindungen, die man jahrelang gepflegt, ein Losreißen von der Scholle, als ob es einer Auswanderung gälte.

Der größte Teil von uns Offizieren ist ja hier in Hohensee in das Regiment getreten. Die Leutnants alle und viele der älteren auch. Wir stammen, weitaus die meisten, aus Mitteldeutschland, haben unsere Familien in der Provinz Sachsen oder in der Mark, und mancher hat in diesem Teil oder aus diesem Teil des großen Vaterlandes seinen Hausstand begründet. Unsere Leute aber sind zu vier Fünftel Kinder der Provinz.

Schon seit einigen Tagen war ein geschäftiges Treiben in der Kaserne, denn alles das, was direkt nach Bodenweiler geschickt werden soll, mußte bis heute früh fertig sein.

Alle die Habseligkeiten der verheirateten Unteroffiziere dazu der Inhalt der Kammern, unendliche Mengen von Gegenständen aller Garnituren, wie sie zu Haufen geschichtet dort ruhen: Ulankas, Hosen, Mäntel, Stiefel, Hemden, Unterbeinkleider, Czapkas, Mützen, Bandoliere, Halsbinden, Pässe, Rabatten, Fangschnüre, Schulterschützen, Säbelkoppel, Handwerkszeug, Stallzeug und die Waffen. Dazu die gesamte Reservepferdeausrüstung auch noch für das Reservekavallerieregiment, das wir mobil machen müssen: Sättel, Steigriemen, Bügel, Bauchgurte, Hauptgestelle, Trensen, Kandaren, Vorderzeuge, Woylachs, Schabracken, Packtaschen, Fouragierleinen, Kampierpfähle, Eisentaschen, Fouragier- und Futterbeutel, Mäntelgürtel und Kochgeschirre.

Der Stadtrat hatte ein gemeinsames Abschiedsessen zwischen der Bürgerschaft und dem Offizierkorps geplant, das im „Hotel zur Traube" gestern stattfand.

Bürgermeister Dr. Wendlandt hielt eine Abschiedsrede, nur leider zu lang, denn vor lauter Rührung vermochte der alte Herr erst nach fünfundzwanzig Minuten zu dem Hoch auf das Regiment zu kommen, das wir seinen Redewendungen gemäß schon nach zwei Minuten hatten erwarten dürfen. Dafür antwortete unser Kommandeur um so kürzer, dennoch enthielt seine Antwort mehr als die des Bürgermeisters.

Natürlich war zu der Feier alles gekommen, was in Hohenſee irgend etwas bedeutet.

Dr. Kolbitz hatte uns zu Ehren tüchtig eingeheizt und bekam bei ſeiner Rede dermaßen das „heulende Elend," daß er ſie nicht beenden konnte und wir deshalb nicht wiſſen, auf wen ſie eigentlich gemünzt war.

Rechtsanwalt Prettin toaſtete als Vorſtand des Vergnügungskomitees der „Eintracht" natürlich auf die Damen. Oberamtsrichter Gambert auf das verfloſſene gute Einvernehmen zwiſchen Juſtiz und bewaffneter Macht. Dann Fabrikbeſitzer Weinhold, der ſich aus ſeiner Einſamkeit geriſſen, perſönlich auf den Kommandeur und dieſer auf die Perſon des Bürgermeiſters, in der er die ganze Bürgerſchaft zuſammenfaßte. Endlich erhob ſich noch der Landrat von Lock, um ſein Bedauern über unſer Scheiden auszudrücken namens der Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft. Der Etatsmäßige entgegnete darauf.

Genug, es kamen wohl ein Dutzend Reden zuſammen. Das Diner hatte um ein Uhr begonnen, und erſt gegen ſechs Uhr verließen die letzten die „Traube", um ins Haus der „Eintracht" zu gehen, denn natürlich mußte auch dort der Abſchied gefeiert werden.

Nur Dr. Kolbitz blieb zurück. Er ſchlief auf dem Lederſofa im Privatzimmer des Wirtes ſeinen Rauſch aus.

Aber auch die anderen, und mancher von unſerem Regiment nicht minder, hatten etwas viel gethan. Daher war der Abſchiedsabend der „Eintracht" ſo „belebt" wie möglich, vielleicht ſogar ein wenig zu „belebt". Doch was verzeiht man nicht alles in der Trauer des Scheidens.

Am ſchlimmſten war der Abend für Dittmann, den

Herzenbrecher, der nun mit einem Male so viel Eroberungen fahren lassen mußte, und für Griesbach von Osterhofen, den neugebackenen Rittmeister, den Stolz und das Vergnügungskomiteemitglied der „Eintracht".

Er war hinreißender, liebenswürdiger denn je und raspelte Süßholz in der schrecklichsten Weise.

Auerschütz hatte es mit unerhörter Geschicklichkeit fertig gebracht, als dritter Mann zu einem Skat gebeten zu werden, der in den Nebenräumen von den alten Herren „gebroschen" wurde.

Griesbach war wütend darüber, da er als Tanzleiter eifersüchtig darüber wacht, daß jeder nur irgend Tanzfähige auch seine Schuldigkeit thut.

Sogar Zwett konnte diesmal sich nicht wegen Rennangelegenheiten fernhalten, sondern mußte tapfer mitkämpfen. Der kleine Sportsmann that es mit Todesverachtung und zwar so, wie alles, was er einmal unternommen, mit Dransetzen aller Kräfte. Er versäumte keinen Tanz und machte keine Pause, sondern nahm, als ob er eine schwierige Arbeit zu erledigen hätte, eine Dame nach der anderen vor, fast der Reihe nach, wie sie gerade saßen, um sie ein paarmal durch den Saal zu schwenken.

Auch der Kommandeur tanzte wie ein Junger, und zwar nicht bloß mit den Standespersonen, sondern mit allen jungen Mädchen.

Der Herr von Floß und Steinberg machte sich dadurch bemerklich, daß er zweimal mit seiner Dame fiel. Das zweite Mal bedurfte es meines energischen Zuredens, ihn zum Aufstehen zu bewegen. Er meinte holdselig lächelnd:

— Ich bin nicht heruntergeflogen, ich bin mit dem Pferde gefallen. Da brauche ich auch nicht wieder aufzuſtehen.

Der arme Floß hatte nämlich bei Tiſch neben Dr. Kolbitz geſeſſen. Daraus erklärt ſich alles.

Dem „kleinen Doktor" hatte das Abſchiedsdiner in der „Traube" ſo den Mut erhöht, daß er beſchloß, kurz vor ſeinem Scheiden aus Hohenſee noch einmal F. F. F., der Frau Superintendentin, ſeiner perſönlichen Feindin, die Wahrheit zu ſagen. Er engagierte ſie nämlich zur zweiten Quadrille und bemerkte auf ſeiner Tanzkarte dieſes Engagement mit:

„Zweite Quadrille . . . . F. F. F."

Dann lief er zu ihr hin, als der Stabstrompeter die Einleitungstakte ſpielen ließ, und fragte ſie, ſcheinbar außer ſich, indem er ihr ſeine Tanzkarte wies:

— Ich bin in großer Verlegenheit, verzeihen Sie, ich weiß nicht, um welche Quadrille ich gebeten hatte, um die erſte oder um die zweite?

F. F. F. behauptete, als ſie das „F. F. F." geleſen, wutſchnaubend, ſie erinnere ſich überhaupt nicht, dem Herrn Aſſiſtenzarzt eine Quadrille zugeſagt zu haben.

Dem Pfaff aber widerfuhr ein Unglück geſtern. Wenigſtens erzählte er mir heute früh, als wir zum letztenmale auf dem Kaſernenhof ſtellten, daß er das dunkle Gefühl habe, als ob er irgend einer der Hohenſee'r Stadtfräuleins eine Liebeserklärung gemacht habe, die mit Dank entgegengenommen und, wie er ſich einbilde, erwidert worden ſei.

Und in der That hatte ich auch bemerkt, daß er auf-

fallend viel und lange ſich mit Fräulein Amanda Sturzbecher unterhalten, der Tochter des Lederhändlers von der Freiung.

Der Pfaff fragte mich um Rat, was er thun ſolle. Und ich ſagte ihm:

— Warte ab. Iſt es wirklich ſo geweſen, ſo wird ſie Dich auch nicht ſo mir nichts Dir nichts ziehen laſſen, ſondern Dich reklamieren. Reklamiert ſie Dich nicht, bis wir zum Thor hinaus ſind, ſo iſt's nichts geweſen.

Und ſie hat ihn nicht reklamiert, den guten, lieben Pfaff. Er wird wohl doppelt geſehen haben in der Erregung des Abſchiedsfeſtes und des Diners vorher.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Kaſernenhofe ſtellen die Schwadronen, zuerſt einzeln, dann rücken wir zum Regiment zuſammen. Der Kommandeur hält eine Anſprache und zum letztenmal in Hohenſee wird mit donnerndem, dreifachen Hurra das Hoch ausgebracht auf unſeren oberſten Kriegsherrn.

Dann ſpielt die Muſik den Parademarſch im Galopp, denn als flottes Reiterregiment ſcheiden wir im Galopp aus der Stadt.

Da der Kaſernenhof zu klein iſt, ſo hat der Kommandeur befohlen, daß die erſte Eskadron zugsweiſe abbricht und zur Kaſerne hinausreitet, bis dorthin, wo die Straße ſich zur Stadt zu ſenken beginnt. Da bleiben wir halten.

Wir können hinunterſchauen auf Hohenſee, das vor unſeren Blicken liegt, eine halbe Häuſerhöhe tiefer als unſer Standpunkt. Die ganze Kaſernenſtraße iſt voller Menſchen. Aus allen Fenſtern ſehen ſie heraus und drängen ſich auf dem Bürgerſteig.

Zum Abschied haben eine Menge Häuser geflaggt, auch der Rathausturm hat natürlich Fahnenschmuck angelegt.

Nun setzt sich das Trompeterkorps im Trabe vor unsere Schwadron an die Spitze des Regiments. Den dicken Stabstrompeter „beutelt" es tüchtig herum auf seinem Schimmelwallach „Zephir", vor allem wie er zum Halten pariert, da die Trompeter schon auf der Senkung des Weges stehen.

Wir ziehen die Kasernenstraße dahin unter schmetterndem Trompetenklang in Stillgesessen mit unseren lustig flatternden Fähnchen. Überall wehen Tücher zum Abschied.

Auch Frau von Ybbs, die erst während des Manövers ihren Umzug bewerkstelligt, winkt zum Fenster heraus und ich salutiere, den Säbel kniekängs sinken lassend.

Am Rathaus steht Dr. Wendlandt mit den zwei besoldeten Stadträten, die bei Rawitsch sonst ihren Schwerpunkt haben. Die Herren sind in Frack und weißer Binde. Der Stab bleibt neben ihnen halten, während das Regiment vorbeizieht. Nach einiger Zeit kommt dann der Kommandeur wieder an mir im Trabe vorbei und setzt sich nun vor unsere Schwadron zwischen die Trompeter und den ersten Zug, vor dem der Pfaff reitet.

Eine Gruppe steht am Wege an der Freiung:

Dr. Kolbitz, von den Toten auferstanden, mit weingerötetem Gesicht. Dann die hohe Justiz: Oberamtsrichter Gambert und Assessor Dunkelberg mit ihren Frauen.

Sie winken allen Offizieren zu, die sie aus der Masse heraus erkennen. Wieder sinkt mein Säbel.

Und daneben, noch während ich grüße, erblicke ich

die drei alten Handwerker: Schuhmacher Müller mit dem grauen Schifferbart, Schneidermeister Giesebrecht, trotz seines Gewerbes groß und robust wie ein Fleischer, und endlich den alten Borstel, den Sattler.

Sie haben mich freundlich gegrüßt und ich habe sie fast übersehen.

Dem siebzigjährigen Borstel stehen die Thränen in den Augen, wie er so da am Hause lehnt mit dem gestickten Käppchen in der Hand und dem schönen, frisch gestärkten Hemd, wie immer ohne Kragen.

Jeder der drei bekommt einen Säbelgruß von mir.

Da, ich weiß nicht wie es geschehen, übermannt plötzlich den alten Borstel die Rührung und, einer Eingebung folgend, läuft er vom Bürgersteig herab zwischen die Züge, mir die Hand zu schütteln. Ich thu' es in aller Eile, so gut es mit der Säbelfaust gehen will. Der Alte eilt schnell zurück. Meine Angst, er möchte in die Kolonne geraten, ist umsonst.

Es geht weiter durch die Stadt.

Die „Hohenseer Braut" des Herrn Lotichius erkenne ich in einem Vorgarten halb unter den Blättern einer Tabakstaude verborgen. Sie scheint sich vor mir zu verstecken. Die dicke Person wartet wahrscheinlich auf den ehemaligen Geliebten, der ihr nun ein für allemal verloren geht.

Sie wird ihn hinter dem Regiment bei den Handpferden finden, aber auf eine Aussprache braucht sie nicht zu rechnen, denn das „lange Regiment", das für den heutigen Marsch die Kolonne der Handpferde hat, wird ihr wohl wenig Gelegenheit dazu geben.

Immer weiter geht der Marſch im Schritt, in Stillgeſeſſen, durch die Stadt. Und immerfort ſpielen die Trompeter luſtige Weiſen und Lieder.

Endlich verſchwinden die letzten Häuſer hinter uns.

— Rühren, die Trompeter zu den Eskadrons! — befiehlt der Kommandeur und die „Blechpfeifer“ ſind zerſprengt. Nur unſere vier Mann trotten noch vor uns her.

Die beiden Trompeter beim Kommandeur blaſen „Trab“ und bis zum Ende der Kolonne wird das Signal aufgenommen.

Eintönig lang geht der Trab. Immer das Geklapper der Hufe, das kurze Anklirren der Säbel an die Sporen, einmal das Knarren des Riemenzeuges, der zurechtweiſende Ruf eines Unteroffiziers oder eines Zugführers in der Kolonne.

Der Staub beginnt in Wolken zu ſteigen, die ein Windhauch ſeitwärts auf die Felder treibt.

Immerfort geht, genau gleich im Tempo, der Trab des Regimentes.

Die Uniformen beginnen ſich allmählich grau zu färben vom Staub, die Geſichter belegen ſich mit der feinen Schicht pulveriſierter Straßenbettung.

Immer weiter verliert ſich Hohenſee hinter uns.

Mir iſt's, als ob ich heute Abſchied genommen hätte von einer ganzen Epoche meines Lebens. Nach kurzem Manöver kommt dann die Kriegsakademie in Berlin mit ihrem erſten Jahr leichten Lernens, dem zweiten der Sammlung, dem dritten angeſtrengten Fleißes und dann — wer weiß. Entweder, wenn mir das Glück hold iſt, das Kommando zum Generalſtab und wieder ernſte Arbeit

oder Rückkehr zum Regiment, vielleicht eine Brigade-Adjutantenstelle, vielleicht wieder die Front.

Doch alles auch nicht mehr wie früher. Gereifter, älter, nahe am Eskadronchef, über die reiterlustige Leutnantszeit, über die eigentliche Epoche des Kameradenlebens hinaus.

Ich stehe an einem Wendepunkt.

Auch der Schauplatz hat gewechselt. Mit Hohensee bleibt heute hinter mir liegen: die Jugend im Regiment.

So wird's nie wieder werden, so soll es auch nicht werden, denn ein neues Alter hat neue Ziele.

Bei einer Wegekrümmung sehen wir noch einmal Hohensee vor uns liegen.

Das letzte Mal.

Dann taucht die Kolonne unter in den Stadtforst und die kleine, alte, liebe, ehemalige Garnison unseres Regiments ist den Blicken entzogen.

XXXI.

Offizierspatrouille.

Der General ruft mich zu sich an die Straßenbiegung, wo die Aussicht frei wird auf das Gelände, das im Morgenschein der Herbstsonne vor uns liegt.

Die Truppen stehen rechts und links der Straße, hinter einem Waldstück verborgen. Ab und zu treffen einzelne Kompagnieen oder Eskadrons ein. Es ist noch reichlich früh. Begrüßungsrufe schallen, aber doch nur gedämpft. Die Infanterie hat die Gewehre zusammengestellt und sich auf dem Felde, im Straßengraben, am Waldrande gelagert. Einzelne gehen zu den Ulanen drüben, die nicht so weit herumschweifen können, weil sie ihre Pferde nicht verlassen dürfen.

Durch das Gewühl reite ich durch. Ab und zu muß ich ein paar Leute anrufen, um mir Platz zu verschaffen. Nun komme ich zum General. Er steht mit dem Adjutanten etwas abseits von der Gruppe mehrerer Stabsoffiziere und mustert aufmerksam die Karte.

Schnell bin ich vom Pferde und melde mich durch Gruß.

— Einen Augenblick! — ſagt der General.

Ich bekomme einen Bogen zum Durchleſen mit der Idee für die Übung. Ich vertiefe mich darein und ſuche die Namen auf der Karte.

Ich höre den General ſeufzen. Haſtig geſtikuliert er gegen den Adjutanten. Dann ruft er mich und ich erhalte meinen Auftrag:

— Aber ich verlaſſe mich auf Sie! Sie haben die wichtigſte Patrouille. Melden Sie ſo ſchnell als möglich. Genau. Es kommt alles darauf an. Wenn Sie nicht vorkönnen — ausweichen. Und dann einen zuverläſſigen Mann mit der Meldung zurück .... Doch ... — und nun lächelt er mit ſeinem guten Geſicht und aus den müden Augen bricht es wie inſtändige Bitte — Sie wiſſen das ja ſelbſt am beſten ... Nur, bitte eine Meldung!

Ich grüße und wende mich ab.

Der Adjutant und ich vergleichen die Uhr.

— Wann darf ich losreiten?

— Etwa fünf Minuten vor „um". Aber Du, thu' mir den Gefallen und ſchicke uns was Gutes! Ja? Weißt Du, im Vertrauen: Ich glaube, ſie wollen meinen General heute abhalftern. Der Kommandierende wird auf unſerer Seite der Übung beiwohnen. Und Du weißt ja, der General hat nichts als den Gehalt. Und die vielen Kinder. Weißt Du? Ja? Verſtehen wir uns?

Wir reichen uns die Hand.

In dem Augenblicke, wie ich eben zur Schwadron zurückreite, um mir vom Rittmeiſter Bucher ein paar Ulanen für die Patrouille zu erbitten kommt Excellenz im Trabe die Straße herab. Mit ihm noch der Diviſionär,

die Adjutanten, Generalstabsoffiziere und Stabsordonnanzen.

Mein Freund der Brigadeadjutant, ruft:

— Herr General: Excellenz!

Eilig sucht der General nach seinem Pferde. Etwas schwerfällig steigt er in den Sattel, um zu melden.

Ich reite durch die Schneise zur Schwadron.

Fünf Pferde soll ich mitnehmen, aber ich bitte den Rittmeister, mir nur drei alte, zuverlässige Leute zu geben, gut beritten. Die anderen Pferde will ich ihm sparen. Ich brauche nicht mehr.

Nur Eschke, den muß ich mithaben auf seiner Fuchsstute „Violine", die „nicht totzukriegen ist", obwohl sie „auffetzt."

Eigentlich brauchte ich gar keinen sonst außer dem „Schwadronsschweinehund", aber pro forma muß ich doch ein paar Ulanen haben.

Des Brandkopfes Augen leuchten, als ihn Wachtmeister Zenseler zur Patrouille bestimmt. Ich weiß, für mich geht er durchs Feuer.

— Schonen Sie mir ja die Pferde! — ruft mir noch Rittmeister Bucher zu, dann rücke ich mit der Patrouille seitwärts heraus und vor an den Waldsaum. Dort bleiben wir halten.

Ich sehe mir Sattelung und Zäumung der Tiere an und prüfe den Beschlag, indem ich die Hufe aufheben lasse. Dann erkläre ich den Leuten, um was es sich heute handelt. Freilich nur ganz schnell und flüchtig, denn es ist kaum mehr Zeit. Ein Blick auf die Uhr. Noch eine Minute:

— Aufſitzen!

Noch einmal orientiere ich mich über die Richtung, zeige den Ulanen die Anhöhe weit vorn, halb im Nebel, die wir erſtreben wollen. Und dann: los.

Wir reiten davon. Galopp vom Fleck weg. Ich voraus mit langen Zügeln, von Zeit zu Zeit einmal einen Pull gebend, wenn die Stute nach der Tiefe bohrt und zu ſehr ins Gebiß ſtößt. Bei mir in der Nähe bleibt Eſchke. Die anderen beiden ein Stück zurück, damit man den Reiterhaufen nicht zu weit ſieht, und um den Kriegsfall zu markieren, denn ein Pulk giebt ein gutes Ziel.

Wir kantern über die Lichtung gegen den Wald, der noch im Dämmern, in Dunſt liegt, weil die Sonne noch nicht hoch genug geſtiegen. Auf der Hutung ſpielen die Strahlen uns im Rücken und flimmern in den Thautropfen des Klees, der kleinen Gräſer und in den zarten Schleiertüchern der Spinnweben von Blatt zu Blatt.

Nun kommt der Wald. Wir huſchen in den Schatten und gleich wird es kühler. Auf dem federnden Nadelbett der Schneiſe laſſen wir die Tiere etwas mehr ausgreifen.

Da teilt ſich der Weg.

Ich wende mich zu den Ulanen, ihnen einzuſchärfen, daß ſie ſich ja umſehen nach allen Seiten, auch nach rückwärts, denn ich kann die Augen nur nach vorn haben, da ich ſpähen muß und die Richtung beſtimmen.

— Rechts von uns, dort, liegt die Chauſſee, auf der unſere Truppen vorgehen. Dort treffen die Meldungen den Herrn General! — ſchärfe ich ihnen noch ein.

Weiter. Immer tiefer in den Wald hinein.

Einen Moment lang, an der Schonung, kann man die Höhe sehen wo wir hin müssen. Dann ist sie wieder verschwunden. Nun kommen wir auf die Straße.

— Auf dem Weichen reiten! — ermahne ich die Leute, denn der eine, noch dazu Gefreiter Blank, klappert mitten auf der Kiesbettung, daß es nur so gellt durch den stillen Forst. Eschke natürlich hält sich ganz am Waldsaum, wo jeder Laut verhallt, scharf in der Spur meines Tieres. An der Biegung sehe ich den roten Kopf wie einen Schatten hinter mir. Er reitet weit vornübergebeugt, in den Bügeln stehend, ganz Nerv, Aufmerksamkeit, Passion.

Den möcht' ich im Felde bei mir haben!

Plötzlich ruft mich Eschke an:

— Herr Leutnant! Achtung! Ich höre was!

Ich hebe die Hand. Wir parieren. Richtig: Hufschlag vor uns auf der Chaussee. Was der Kerl doch für ein feines Gehör hat!

— Pst!

Ein Zeichen gebe ich und im Nu sind wir alle über den Straßengraben im Holz. Noch ein Stück müssen wir herein in den Busch, damit man uns nicht sieht. Und damit man uns auch nicht hört, lasse ich die Zügel in die rechte Hand nehmen und den Säbel halten, weil er sonst gegen die Sporen klappert.

Dann bleiben wir halten.

Durch eine dünne Stelle im Blätterwerk kann ich lugen, und nun hören wir es auch: richtig, da kommt ein ganzer Trupp feindlicher Kürassiere. Mindestens

acht Pferde. Ein blutjunger Leutnant führt. Ich kenne ihn, er kam erſt im Frühjahr als Selektaner aus dem Kadettenkorps. Nun hat er natürlich keine Ahnung, ſondern poltert mitten auf der Straße daher. Die Kerls in dichtem Haufen hinter ihm.

— Die ſein zu früh losgeritten! — brummt Eſchke.

Ich muß lachen.

Sie ſind vorbei.

— Vorwärts! Weiter!

Aber wir geben die Straße auf und reiten wieder Waldwege. Oben ſieht man über den Wipfeln ſchon ganz nahe die Höhe, die wir erſtreben. Noch ein paar hundert Meter Sturzacker in der Lichtung, dann hinauf. Am Saume des Holzes befehle ich Schritt. Erſt müſſen wir wiſſen, ob die Luft rein iſt.

Nichts zu ſehen. Friedlich ſchläft der Wald, ſchräg von der Sonne beleuchtet. Zwiſchen den Kiefernſtämmen weht Altweiberſommer hin und her. Rot leuchtet das Holz herüber von den Klaftern, die geſchichtet ſtehen. Wir traben durch den Acker. Nicht Galopp: der tiefe Boden würde die Pferde zu ſehr ermüden. Dann laſſe ich am Hügelfuß die Ulanen zurück. Nur Eſchke nehme ich mit hinauf. Wir galoppieren bergan und bald ſind wir oben.

Wie ein Spürhund ſucht der Rotkopf nach dem Feinde.

Einen Augenblick vergeſſe ich den Soldat, ich kann nicht anders, das Bild iſt zu ſchön. Unten der ſchweigende Hochwald, auf deſſen Wipfeln die Sonnenſtrahlen liegen. Weiterhin Flächen und Felder, Stoppeln und Wieſen,

einzelne Dörfer dazwiſchen im Grün. Ganz rechts ein See. Es blitzt vom Waſſer wie flüſſiges Silber. Unſicher dunſtumſpielt im Hintergrund die Berge. Und nirgends Leben. Wie im Traume ruht die Landſchaft.

Doch ich muß mich losreißen. Ich nehme das Glas zur Hand und muſtere die Waldfläche vor mir, die nur ſchwer zu überſehen iſt.

Zuerſt kann ich nichts entdecken. Doch, endlich, dort marſchiert etwas. — Da windet ſich der Heerwurm durch den Forſt.

Aber wir müſſen näher heran, hier können wir nicht genau genug beobachten.

Eſchke ſcheint denſelben Gedanken zu haben: er zuckt mit den Achſeln, äugt hin und her, dann zeigt er in die Tiefe hinab. Wir haben uns verſtanden und klettern die Höhe hinunter.

Es fehlt nicht viel, ſo fällt die „Violine", weil ſie auf dem glatten Nadelboden ausrutſcht, aber der Rotkopf hat ſie feſt in Schenkel und Zügel.

Nun ſind wir auf ebener Erde. Jetzt Vorſicht, denn die Straße iſt nicht weit.

Halt: näher dürfen wir nicht heran. Aber ſehen kann man noch nichts.

Ich überlege. Dann ſpringe ich ab. Eſchke muß mit den Pferden zurückbleiben. Ich lege Säbel, Bandolier, Czapka zu Boden. Nur die Generalſtabskarte, das Opernglas und die Meldekarten werden mitgenommen. Und nun ſuche ich mir einen Baum aus, eine einſame Buche in dem Kiefernholz. Nur das erſte Stück iſt ſchwierig, wo die Zweige fehlen und es koſtet ein Stück Reitbeſatz,

der an der Rinde hängen bleibt, dann geht es leicht von Ast zu Ast.

Auf halber Höhe halte ich Umschau: ich brauche bloß eine Handvoll Blätter abzureißen, dann habe ich freien Blick.

Und ich bin belohnt, denn dort marschieren sie.

Schnell das Glas ans Auge. Ich zähle . . . 2 . . . 3 . . . 4 . . . 5 . . . 6 . . . Bataillone mit Avantgarde . . . nein die Jäger noch. Also 7 . . .

Drei Batterien . . . und bloß eine Eskadron . . . Ach so, die Kürassiere sind selbständig! Noch eine Weile muß ich weiter beobachten, aber es kommt nichts mehr.

Schnell bin ich herunter. Nur ein Knopf sprang ab und den Bleistift habe ich verloren. Eschke sucht. Wir können ihn nicht finden.

Also mündlich:

— Eine feindliche Kolonne in der Stärke von sieben Bataillonen, drei Batterien, einer Eskadron ist im Marsch von Kippdorf auf Babershausen. Die Tete war 9 Uhr 35 Minuten an — (und noch ein Blick auf die Karte) — der Kippbachbrücke.

Eschke wiederholt die Meldung. Aber er macht ein finsteres Gesicht.

— Was ist denn los?

— Die „Violine" hat sich gestrichen, Herr Leutnant!

Ich sehe mir die Beine an und richtig, die linke Hinterfessel ist blutig.

— Ich reite selbst! Kommen Sie mit den anderen langsam zur Schwadron nach! — sage ich kurz entschlossen.

Eschke ist traurig, das weiß ich, aber er hat seine

Stute lieb, und ich werde beim Rittmeister ein gutes Wort für ihn einlegen.

Schnell bin ich im Sattel und davon. Jetzt muß die brave Queens-Garden einmal zeigen, was sie kann. Und sie thut ihr bestes: in geräumigem Sprunge jagen wir den Weg zurück. Vorsichtig über die Lichtung, daß uns keiner sieht, dann sorgloser die Waldpfade hin, und mit einem Male — das Glück ist hold — komme ich an die Kolonne.

Ich rufe einen Unteroffizier an:

— Wo ist der Herr General?

Er zeigt nach vorn. Dort ist er. Ich melde. Der ganze Stab lauscht. Sie suchen auf der Karte.

— Kippbachbrücke? — fragt der General.

Ich tippe mit dem Zeigefinger auf die Signatur. Nun hat er es:

— Aha! das dachte ich mir! Wie wir es angenommen haben!

Er macht ein freundliches Gesicht. Es kommt mir vor, als sähe er mich dankbar an. Dann frage ich noch ob ich zur Schwadron zurückmüsse oder bleiben könne. Und ich bleibe im Stabe.

Nun schwirren die Befehle.

— Du hast ja blödsinnig schnell gemacht! — flüstert mir der Adjutant zu.

Die Kolonne hält. Vorn beginnt das Gefecht. Die Artillerie wird vorgezogen und — bum — bum, fallen die ersten Schüsse.

Wir entwickeln uns.

Die Schiedsrichter sprechen für uns.

Der Gegner baut ab.

Das Signal: „das Ganze Halt".

Bei der Kritik erhält der General Lob. Er ſieht friſcher, elaſtiſcher aus. Sein Auge blickt lebhafter. Er hält ſich mehr aufrecht. Seine Stimme tönt ſicherer als vorher.

Die Sonne lacht über die Landſchaft, als ob es nicht — Herbſt wäre.

XXXII.

Rasttag.

Es ist Sonn- und Rasttag. Die ganze Schwadron liegt in Doplitz, einem langgestreckten Dorfe der Wahneniederung vereinigt. Der Rittmeister hat soeben „blanke Pferde" blasen lassen. Ich ziehe mir die Handschuhe an, die mir Herr Lotichius gegeben und trete auf den reinlichen Flur des Pfarrhauses, in dem ich einquartiert bin.

Pfarrer Mylius, ein alter, freundlicher Herr mit einem Kindergesicht und weißem Backenbart, steht auf der kleinen Treppe vor dem Hause und sieht dem allmählichen Ansammeln der Pferde zu, auf der Dorfgasse vor ihm.

— Guten Morgen, Herr Pastor!

— Schön' guten Morgen, mein Herr Leutnant. Haben Sie gut geschlafen die erste Nacht unter unserem Dach?

— Vorzüglich, Herr Pastor. Ganz vorzüglich!

Aber ich kann mich nicht unterhalten, denn ich muß fort zum Dienst. Auf der Dorfstraße an der plumpen, alten Ziegelkirche, die dem Pfarrhaus gegenüber mitten im Dorfe steht, sind die Pferde gereiht, sattellos nur an der Trense geführt.

Wachtmeister Zenseler steht dabei, dann der Fahnenschmied Weigel, seine Zange in der Hand, mit den beiden Spitzen zum Untersuchen der Hufe, und der dicke Oberroßarzt Lüderitz.

Der Wachtmeister meldet:

— Pferde noch nicht zur Stelle!

Langsam kommen sie die Straße herunter aus allen Gassen und Gäßchen. Die Leute in Halbstiefeln und Stallanzug, die Pferde schön glänzend mit frisch geschmierten Hufen. Allmählich reihen sie sich auf, immer länger, mit je drei Schritt von einander.

Dem dicken Oberroßarzt gebe ich die Hand und er schüttelt sie kräftig:

— Wie ist's Quartier, Herr Oberroßarzt?

— Fein, fein, Herr Leutnant!

— Wie so?

Er schmunzelt behaglich und zwinkert mit den Augen, der Schwerenöter:

— Hervorragendes Essen, Herr Leutnant, und eine Tochter — süß!

Floß tritt hinzu. Er klagt über sein Quartier. Er sei ganz zerbissen von Ungeziefer. Es scheint mir überhaupt, als ob ihm das Manöver schrecklich wäre und langweilig vor allen Dingen. Er jammert:

— Diese verdammten blanken Pferde immerfort und so früh, um sechs!

Wir lachen beide. Bescheiden will der Oberroßarzt Lüderitz ein wenig zur Seite treten, aber ich ziehe ihn wieder ins Gespräch. Floß setzt sich gelangweilt auf einen Steinhaufen am Wege.

— Der Herr Rittmeiſter! — ſchallt es da vom rechten Flügel her.

— Still geſtanden — Nicht Euch . . . Eskadron noch nicht zur Stelle!

— Danke ſchön. Wir wollen aber immer anfangen, die Pferde durchzuſehen!

Er giebt mir die Hand und fragt kurz, wie ich mich in meinem Quartier befände, er ſeinerſeits, beim Domänenpächter Mücke, ausgezeichnet. Der Pfaff, der mit mir gekommen, liegt auch auf dem Gute. Es iſt mir, als ob er heute verſtört und traurig ausſähe, doch ich habe keine Zeit, mit ihm zu ſprechen, denn ſchon giebt der Rittmeiſter jedem von uns einen Auftrag.

Floß ſoll kontrollieren, ob auch alle Leute und Pferde da ſind. Dem Pfaff fällt es zu, den Putzzuſtand der Pferde zu unterſuchen und mich bittet er, mit dem Fahnenſchmied den Beſchlag zu prüfen. Der Rittmeiſter ſelbſt ſieht Rücken und Beine und im ganzen die Pferde durch mit Oberroßarzt und Wachtmeiſter, die daneben ſchreiten.

Meine Aufgabe iſt ſchneller erledigt, als die allgemeine Durchſicht. Der Reihe nach gehe ich die Pferde durch, ob die Hufe gut gepflegt ſind, eingeſchmiert, keinen Kronentritt zeigen oder neue Hornſpalten, ob nicht Nieten herausſtehen und ob die Eiſen paſſen, ob die Zehe nicht abgelaufen und daher ein neuer Beſchlag notwendig erſcheint.

Der kleine, rotblonde Fahnenſchmied Weigel mit den mit Brandwunden bedeckten Händen von der Arbeit in der Schmiede, notiert ſich alles, was wir ordnungswidrig finden.

Währenddeſſen iſt der Pfaff herumgelaufen, von einem Gaul zum anderen, hat Rücken und Kruppe wider das Haar geſtrichen, um den Putzzuſtand feſtzuſtellen, und wo er zweifelhaft war, Naſe und Knie, weil man es dort am leichteſten merkt, wenn ein Pferd in der Reinlichkeit vernachläſſigt worden iſt.

Er meldet dem Rittmeiſter den Befund:

— Nicht genügend rein ſind: „Etelka“ und „Lützen“. .... Ganz ſchmutzig iſt „Danzig“. Ulan Sachſe hat die Beine noch dazu naß gemacht, damit man es nicht merken ſoll. Die Schweifrübe war voll Schuppen.

Der Rittmeiſter wendet ſich um zu Wachtmeiſter Zenſeler:

— Wachtmeiſter, der Mann wird beſtraft! Immerzu Sachſe und Sachſe und immer wieder Sachſe. Sein Berittführer mit. Ich werde das nachher nach der Kirchenparade beſtimmen. Sachſe tauſcht mit einem anderen. Sergeant Kurz nimmt den Mann in Beritt.

Dann ſehen wir weiter die Pferde durch, unter Begleitung der ganzen Dorfjugend die ſich verſammelt hat.

Bei jedem einzelnen Tier wird der Rücken befühlt nach Satteldruck, der Bauch nach Gurtendruck, der ganze Körper nach Verletzungen. Vor allen Dingen werden die Sehnen der Beine geſtrichen, ob ſie warm oder dick ſind.

Nur der Rappwallach „Zorndorf“ hat einen beginnenden Druckſchaden. Der Oberroßarzt meint jedoch, wenn der Sattel mit Stroh gepolſtert und ausgeſchnitten würde, ſo könne „Zorndorf“ morgen mitgehen.

Die braune Stute „Ilſe“ hat vorn links ein warmes Bein.

Wir schreiten alle ein Stück die Straße hinab und die zwei Pferde werden von den Ulanen an der Trense genommen und im Trabe vorbeigeführt.

„Ilse" schont vorn links. Sie muß seitwärts herausrücken, um später noch einmal genau untersucht zu werden.

„Brandenburg", ein dunkelbrauner Wallach, geht stockrig und klamm.

— Das ist nur verbraucht! — meint Oberroßarzt Lüderitz und der Rittmeister antwortet:

— Jawohl, das alte Tier ist müde, es wird nach den Manövern ausgemustert.

Die Pferde sind eingerückt in's Quartier. Nur „Ilse" wird untersucht. Der Pfaff und ich folgen aufmerksam, Floß gähnt verstohlen.

— Sehnenscheidenentzündung — lautet das Urteil. „Ilse" muß bis auf weiteres stehen bleiben.

Dann sagt der Rittmeister noch:

— Meine Herren! Die Schwadron geht in die Kirche. Bitte zehn Minuten vor neun Uhr Kirchenparade hier auf dem Platze.

Er geht mit Wachtmeister und Oberroßarzt davon, nach dem Gutshofe zu. Floß entfernt sich eilig, um noch bis zur Kirchenparade zu schlafen.

Der Pfaff und ich bleiben zurück. Ich hake meinen Arm in den seinen:

— Pfaff, sag mal, armer Kerl, was hast Du denn nur?

Er macht ein trauriges Gesicht:

— Meine Tragödie geht weiter. Ich muß jetzt ganz ernst an die Zukunft denken. Mein Alter ist krank, wie

mir in seinem Namen der Doktor aus Cannes schreibt, ernstlich krank.

— Na, es wird schon besser gehen!

— Nein. Monsieur Quesnoy schreibt, Papa litte an Brightscher Nierenerkrankung, er müsse mich leider darauf vorbereiten, daß eine Heilung ausgeschlossen sei.

— Er kann sich doch irren!

Wir müssen abbrechen, denn wir gehen eben die Treppe zum Pfarrhaus hinauf.

— Wir sprechen oben bei mir, kein Mensch wird uns stören. Der Pastor sitzt in seinem Zimmer. Siehst Du den weißen Kopf? Er gestikuliert. Wahrscheinlich wiederholt er seine Predigt, denn er wird sich wohl uns zu Ehren Mühe geben heute!

Meine Stube, in die wir treten, ist reinlich und freundlich, wenn auch einfach, wie eben bei einem Landgeistlichen.

Über dem Bett hängt ein Kupferstich: „Der Glaube", ein großes, leuchtendes Kreuz, an das sich eine im Meer versinkende Idealgestalt klammert. Dann eine Photographie des Hoffmannschen Gemäldes „Christus und die Ehebrecherin" über dem Sofa.

Der Pfaff wirft sich in die Polster:

— Mein Schicksal ist entschieden jetzt!

Ich suche ihn zu trösten:

— Du kannst doch irren, und vielleicht erbst Du doch noch was.

— Nein, Herr Gott nein, nein, nein! Kapierst Du denn das nicht. Mein Vater hat ja bei Lebzeiten seinen ganzen Rest Kapital eingezahlt, um wenigstens die höhere

Leibrente zu erhalten. Wenn er ſtirbt, habe ich keinen Dreier und dann muß ich eben fort, irgendwo hinaus nach Amerika.

— Warum denn nur? Du kannſt doch ruhig hier bleiben! Du kannſt Dich doch irgend wohin in ein Regiment verſetzen laſſen!

— Und wer kauft mir die Pferde? Wenn nun eins krepiert? Ich habe ja nichts!

Das entwaffnet mich auf einen Augenblick, aber ich glaube doch einen Ausweg gefunden zu haben:

— Wenn Du Dich nun zur Infanterie verſetzen ließeſt?

Er lacht höhniſch:

— Nee, das, was mir den ganzen Dienſt überhaupt möglich macht, ſind nur die Pferde. Wenn ich die nicht habe, dann lieber Steine kloppen.

Ich weiß, daß er recht hat. Der gute Pfaff iſt ja kein Soldat und wird's — im beſten Sinne des Wortes — nie werden. Auch wenn er zur Artillerie ginge, bliebe es dasſelbe, denn er hätte ja ſchließlich nur vom Staat zu Dienſtzwecken entliehene Pferde und müßte ja auch von vorn anfangen und noch die Artillerieſchule beſuchen.

Wir ſchweigen beide eine Weile, endlich ſagt der Pfaff:

— Wenn mein Vater ſtirbt, mache ich ein Ende mit der ganzen Geſchichte! Strich drunter! Schwamm drüber! Aber dann bleibe ich natürlich nicht hier. Sieh mal: ein Graf Pfaffenberg, der Kellner iſt, ſpielt hier bei uns eine lächerliche Figur. Ganz abgeſehen davon, daß es für mich wie für andere doch peinlich wäre

meinen alten Freunden zu servieren. In Newyork oder irgendwo drüben ist das ganz Wurscht! Mir ist's Wurscht! Vielleicht passe ich gut zum Hotelportier. Ich spreche doch französisch, englisch, polnisch, mehr kann man doch nicht verlangen! Oder ich könnte Stallmeister in irgend einem Tattersall werden, so gut wie die Bande reite ich auch noch! Vielleicht kriege ich da noch Vanderbilts Tochter, wenn ich täglich mit ihr spazieren reite, denn die Weiber verlieben sich doch immer nur in die Pferdejokel.

Die bitteren Scherze des Freundes thun mir weh, wenn er auch recht hat. Ein Mensch wie der Pfaff geht nicht unter. Die Not wird ihn schon lehren, seine Fähigkeiten walten zu lassen. Was ist im Grunde genommen so Schlimmes dabei? Da drüben gelten die Vorurteile nicht mehr, die uns hier zum größten Teil im Banne halten. Drüben wird er vielleicht noch glücklicher werden als hier, wenn er erst einmal sieht, wie frei eigene Arbeit, eigener Erwerb macht.

Ob ihm alles gleich gelingen wird, das ist eine andere Frage. Vielleicht wird er erst Not leiden, doch das stählt und festigt. Mit ein paar Mark kommt er ja auch drüben an, denn sein Schneider ist vom Erlös seiner Pferde gewiß dreimal bezahlt worden.

Dann erzähle ich ihm zur Aufrichtung von einem Schulkameraden von mir:

— Der ging nach Ausstralien. Dort hatte er es allmählich zu bescheidenem, aber doch ganz auskömmlichem Grundbesitz gebracht. Vorigen Herbst starb sein Vater, er erbte ganz genügend, um zurückzukehren, aber er ist dort geblieben, wahrscheinlich ist er doch glücklicher dort!

— Ich ſchreibe Dir, wenn ich drüben bin, Egeſtorff, alter Kerl!

— Na, es iſt ja noch nicht ſo weit, Pfaff, vielleicht wird noch alles gut!

Doch er ſchüttelt den Kopf und meint:

— Es iſt ja ganz gut ſo, ich klage gar nicht, nur zuerſt iſt's hart. Man muß ein bißchen Zeit haben, um ſich dran zu gewöhnen. Ich bin ſo gern im Regiment. Ich habe Euch alle ſo lieb!

Während wir wieder hinausgehen zur Kirchenparade, ſehe ich trotz alledem eine Thräne in meines Freundes Augen ſtehen:

— Na nu, Pfaff!

Er lächelt:

— Es iſt bloß die letzte Schlappheit von mir, nun iſt's aus!

XXXIII.

Manöver.

Die ganze Thalsohle ist voller Truppen. Die Division hält ausruhend in Versammlungsstellung hinter der bergenden Höhe.

Unser Regiment steht auf frischem Wiesengrund längs eines Wässerchens. Es ist windstill und träge hängen die Fähnchen der Hunderte ragender Lanzen herab.

Die Sonne ist noch nicht hochgestiegen. Noch ist es köstlich frisch. Tau funkelt in kleinen Perlchen an den Halmen des Grases, in dem der Pfaff und ich seitwärts der Schwadron liegen. Wir ruhen auf der Brust, die verschränkten Arme unter den Kopf gelegt, das Gesicht einander zugewendet.

Ist das köstlich! Ich habe nichts lieber als die Erwartung eines Kommenden: dieses gewisse Gefühl der Aufregung, des Lauerns in tiefer Ruhe auf den Moment, das Signal, das uns zur Thätigkeit ruft, denn jeden Augenblick kann das „Aufs Pferd, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ ertönen.

Alles schweigt und wartet. Längst ist die erste ge-

schäftige Aufregung nach dem Absitzen vorbei. Die Pferde lassen einnickend die Köpfe hängen oder versuchen trotz der Kandare ein wenig Gras abzurupfen. Die Ulanen lehnen an ihnen oder hocken daneben, ohne zu sprechen. Die Offiziere lagern abseits oder stehen herum, die Karte in der Hand oder den Befehl vom Morgen lesend, eine Zeitung, einen Brief durchblätternd, der vom Wachtmeister auf dem Versammlungsort ausgegeben worden ist.

Eine Lerche trillert in blauer Höhe.

Ein paar Frösche quaken am Wasser, es plätschert ab und zu und ununterbrochen tönt das Zirpen der Grille, das Schwirren eines Insektes.

Der Pfaff blinzelt mit den Augen:

— Schläfst Du?

Ich brumme nur:

— Halb!

Dann schweigen wir wieder beide und träumen.

Die Stille bleibt. Nichts stört uns.

Vielleicht fällt einmal ein Lachen von weitem in unser Ohr oder Schritte, die durch das Gras schlürfen. Doch sie entfernen sich wieder und alles ist still.

Die ersten Sonnenstrahlen treffen wärmend meinen Rücken. Die Czapka ist mir in den Nacken gerutscht. Mein Quartier war schlecht, das Bett unerträglich. Fliegen und Hitze haben mich gequält .... ich bin müde ... und nicke ein .... .

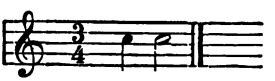
— – — — — — — — — — — — — — — —

Mir träumt, wir wären im Kriege. Ich liege todesmatt auf der Walstatt, hart an einem Gewässer, an das ich mich geschleppt, um die verschmachtenden Lippen zu

kühlen. Eine Kugel hat mich durch die Bruſt getroffen, in die Lunge. Mir wird es ſchwer, Luft zu holen und es ſticht bei jedem Atemzuge. Neben mir, das Geſicht zu mir gewendet, liegt ein toter Franzoſe. Sein Kopf hängt in den Bach und die ſchwarzen Ringelhaare bewegen ſich leiſe wie Moosfäden in der Strömung. Der Mund iſt halb offen — ich ſehe die großen, ſchönen Zähne unter der Oberlippe ein wenig hervorſchauen . . . . . Er ſcheint zu ſagen: Iſt es nicht ſchön, ſo zu liegen? So ruhig und friedlich? Iſt es nicht beſſer, als ſich mit dir herumzuſchlagen, da du mir doch nichts zu Leide gethan und ich nichts dir? Und ich möchte ihn gern tröſten: Mein Bruder, wir ſind nicht ſchuld an dem Haß der Völker, der uns ſcheidet, aber wir ſind doch nun Soldaten einmal! Und wenn ich dir helfen könnte — ich würde es thun . . . .

Aber ich vermag nicht zu ſprechen, es tropft mir rot vom Munde . . . .

Da iſt es mir, als hörte ich Hufgetrappel von weitem. Der Boden ſchwankt unter der Laſt der Pferde, der Grund zittert ob des Stampfens gewaltiger Reitermaſſen. Deutlich vernehme ich nacheinander, wenn auch gedämpft, in der Ferne die Signale und plötzlich den hellen hohen Doppelton, „Front“:



Dann „Galopp“ und „Marſch Marſch“ . . . . .

Zum Donner! nicht dabei ſein, und neben mir reiten ſie Attacke? Attacke auf geſtreckten, ſchnaubenden Pferden, in weiten, unabſehbar langen Fronten, daß die Erde bebt,

und mit Säbeldrohen und flatternden Lanzenfähnlein, knatternd wie anschlagende Segel, und mit Hurra! Hurra! Hurra!, daß es den Geschützdonner übertönt!

Und da nicht dabei?

Ich blicke nach dem toten Franzosen: alle Friedensgedanken sind dahin .... das kann ich nicht, Bruder, das ist stärker als ich .... ich muß fort ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wie ich auffahre tönt hell „Aufsitzen" von der Höhe, wo der Regimentsstab erschienen ist und aus dem Regiment schallt es Antwort von allen Trompeten.

Der tote Franzose an meiner Seite, mein lieber Pfaff, hebt sich vom Boden.

Eilig suchen wir unsere Pferde, bald sind wir oben. Nur Floß irrt noch umher und kann seinen Gaul nicht finden.

Nun wird gerichtet.

Das Regiment steht in Regimentskolonne schief den Hang hinab, so daß ich von meinem dritten Zuge aus alle übrigen Eskadrons übersehen kann. Sämtliche Offiziere haben den Blick nach vorn, zu sehen, was wird. Domani I hebt sich im Sattel. Zwett hat eben seine liebe Not mit einem Hengst, den er am heutigen Übungstage einmal vor dem Zuge reiten will. Das Tier macht fortwährend Miene zurückzukriechen.

Endlich wird er erlöst: der Befehl zum Anreiten ertönt. Die dritte Eskadron bleibt zurück bei der Division, wir übrigen vier Schwadronen sind „selbständige Kavallerie" heute.

Und wir setzen uns langsam in Bewegung.

Das Regiment erklettert den Hang. Wie wir über die Höhe emportauchen liegt die Ebene vor uns: ein abwechslungsreiches, welliges Gelände. Rechter Hand die Hügelketten höher getürmt, so daß sie den Blick beengen, linker Hand dichter Wald, wohin das Auge reicht, in der Mitte öffnet sich vor uns die Ebene, tiefer liegend wie wir, so daß sie weithin wie ein Panorama zu übersehen ist.

Es ist ein buntes Bild von grünen Wiesen, dunklen Äckern und hellen Stoppeln, nach allen Seiten durchzogen, von kleinen Wasserläufen und Straßen. Hier und da leuchtet die weiße Wand eines Hauses. An einem großen Teich liegt ein Dorf.

Das muß Siebersleben sein. Ein Blick auf die halb zusammengeklappte Generalstabskarte, die ich mir während des Trabens aus dem Ärmelaufschlag geholt, belehrt mich, daß ich recht habe.

Unser Regiment bricht nun in die Zugskolonne ab und gewinnt die Straße. Wir sind an die Tete gekommen, und da wir in Inversion standen, ist mein dritter Zug der zweite des Regiments von vorn, so daß ich alles übersehen kann.

Offizierspatrouillen sind längst vorgeschickt. Die vierte Eskadron hat Avantgarde. Der Regimentsstab ist weit vorn, von uns aus nicht mehr zu erblicken.

Da seit Tagen Trockenheit herrscht ist die Straße staubig, wenn auch der Sommerweg, auf dem wir reiten, für unsere Pferde angenehm weich ist. Bei der herrschenden Windstille weht der Staub nicht ab, sondern hält sich in der Kolonne und ich beneide die Kameraden

hinter uns nicht, die den ganzen Sand ſchlucken müſſen.

Lange, lange Zeit hindurch traben wir eintönig weiter. Ab und zu nur überholen wir einen Landauer, mit ein paar Damen, die ſich das Manöver anſehen wollen, oder einen Leiterwagen voll lachender, trinkender, ſchreiender Bauern oder Bürger aus der nächſten kleinen Kreisſtadt, die zu gleichem Zwecke hinausſtreben. Dann vielleicht ein Kremſer, ein paar Reiter oder Fußgänger, alle mit Operngläſern und Sonnenſchirmen.

Im Vorbeikommen fallen Bemerkungen aus unſeren Reihen:

— Dippelt mal nur nich zu ſchnell! — ruft man den Schlachtenbummlern zu.

Gefreiter Dietrich erkennt gar „Landſer" aus ſeinem Dorfe auf dem einen Bauernwagen.

— Gutt vertimm mich, unſer Auguſt! — ſagt ein Mädchen mit rotem Bruſteinſatz auf dem Kleide und weht mit ihrem Taſchentuch.

Bald haben wir ſie hinter uns gelaſſen, denn ſie müſſen warten, bis wir vorbei ſind, um den Weg nicht zu verengen.

So traben wir eine halbe Stunde, bald durch den Wald, bald an Feldern vorbei, die ſich zur tiefer liegenden Straße neigen.

Plötzlich erſcheint der Kommandeur an unſerer Tete. Er ſpricht eine Weile mit Rittmeiſter Bucher. Dann jagt Holtitz im Galopp an der Kolonne herab. Die Quaſten der Adjutantenſchärpe peitſchen den Schenkel bei

dem unangenehm ſtoßenden Gange ſeines Wallachs, der den Schweif immerfort wie ein Feuerwerksrad dreht.

Im nächſten Augenblick biegen wir dann auch nach links von der Chauſſee ab auf eine mächtige Stoppel. Ein breiter, trockener Graben iſt dabei zu überwinden:

— Graben — Klettern! — „avertiert“ unſer Rittmeiſter. Wir reiten ſchräg durch. Auf der Stoppel giebt uns Rittmeiſter Bucher mit der Hand die Richtung an, die wir nun im Schritt annehmen.

Die zweite Eskadron folgt uns nicht, ſondern zieht ſich ſeitwärts heraus, auch in Zugskolonne wie wir. Eine Eskadronsbreite und ſechs Schritt neben uns geht ſie geradeaus. So folgen auch die übrigen Schwadronen, und wir haben die „Eskadronskolonnen“ hergeſtellt.

Nun nur noch „Aufmarſch“ und unſer Regiment iſt „zum Gefechte klar“.

Da zieht ſich mit einem Mal die Avantgardeneskadron heran. Da muß es alſo etwas geben. Rittmeiſter Bucher ſieht ſich nach mir um und lacht mich an.

Wir nehmen noch eine „Direktionsveränderung“ vor — wir biegen nach einem einzeln ſtehenden Waldſtücke aus. Das umholen wir, dann ziehen wir eine halbe Minute im Schritt weiter, bis der Kommandeur plötzlich den Säbel hebt, ihn wagerecht über die Czapka haltend.

Das iſt das Zeichen zum Aufmarſch.

Mechaniſch ahmen die Eskadronschef den Säbelwink nach, und mechaniſch und faſt lautlos, marſchiert jede Schwadron einzeln nach links zur Linie auf. Die letzten Züge treffen ganz gleichmäßig ein.

Das Regiment iſt in Linie.

Nur die Avantgardeneskadron rechts vorn bleibt in Kolonne.

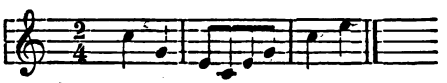
Wir sehen nicht, was vor uns geschieht, denn wir reiten lehnan: nur der Oberstleutnant, der höher im Holze hält, vermag über die Höhe zu schauen. Doch im nächsten Augenblick haben wir den Hügel erklommen, und wie sich das Gelände vor uns entrollt, zeigt sich uns ein Regiment feindlicher Dragoner, das schräg in Eskadronskolonnen trabt, so daß es uns die viertel Flanke bietet.

Sofort ertönt bei uns das Signal Galopp.

Hell klingt die Stimme des Kommandeurs:

— Zur Attacke Lanzen — gefällt.

Alle die Hunderte von Eisenspitzen sinken drohend und scharf, darauf blasen die Trompeten „Marsch! Marsch!“:



Wir stürmen in den Feind. Es geht ein wenig bergab, das kommt uns zu statten. Die Pferde drängen sich dicht aneinander. Das verraten mir die halbunterdrückten Rufe von denen in der Front, die durch das Gedränge von den Seiten her halb aus dem Sattel gehoben werden. Aber das ist nur gut: je enger, desto unüberwindlicher, nicht zu durchbrechen. Ein paar Rekruten von diesem Jahr, aus meinem Zuge, die ihre Gäule nicht mehr halten können, kommen aus der Linie vor und drohen meine „Queens-Garden“ aufzureiten. Ich brülle die Kerls an mit voller Lunge, damit sie mich in dem Getöse der Attacke hören sollen:

— Zurück .... zurück ..... Himmeldonnerwetter nochmal ... zurück!

Das donnernde „Hurra“ übertönt meine Stimme. Und wieder:

— Hurra ..... a .... a .... a .... a ..... a .... a .... a .... a .... a ....

Die feindlichen Dragoner haben sofort eine Viertelschwenkung gegen uns gemacht und sind auch aufmarschiert. Ihre lange, schimmernde Linie kommt uns entgegen, aber wir waren doch zuerst fertig und im Liniengalopp, wir haben das Bergabreiten für uns, das den Anprall wuchtiger macht, und unsere Avantgardeneskadron kommt ihnen noch dazu in die Flanke. Ybbs hat seine Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Erst im letzten Augenblick schwenkt er zur Linie ein.

Kurz ehe wir mit den Dragonern zusammenprallen durchschneidet ein (heute trockener) Wasserabzugsgraben unsere Attackenlinie. Er ist breit, aber hindert uns nicht. Unser Regiment fliegt darüber hinweg. Es kostet nur ein Pferd der zweiten Eskadron, das stürzt.

Schon sehen wir die Dragoner dicht vor uns, da trägt der Wind, von allen Trompeten wiederholt, uns die tiefen, zitternden Doppeltöne des Signals „Halt“ entgegen.

Auch von drüben erschallt das „Halt“, und wir parieren die Pferde. Ein Stück schießen die Reiterhaufen noch fort und da wir auf dem Flügel sind, giebt uns Rittmeister Bucher einen energischen Wink im Parieren, die beiden äußersten Züge ein wenig herumschwenken zu lassen, um den Gegner zu umfassen.

Endlich hält unser Regiment. Ein Rekrut im zweiten

Zuge, der sein Pferd nicht halten konnte, ist weit über die Linie vorgeschossen und wird nun vom Rittmeister mit wenig schmeichelhaften Worten zurückgewiesen.

Eine dichte Staubwolke, sich nur langsam verziehend, verbirgt die Aussicht. Wir sehen den Feind auf Augenblicke nicht mehr. Kaum kann ich die Ohren meiner Stute erkennen, nur das Pusten und Schnauben der Pferde ist zu vernehmen und eine heisere Stimme von drüben, von den Dragonern her, die immerfort predigt:

— Fühlung! Fühlung! Fühlung! So rücken Sie doch heran . . .

Allmählich steigt der Staub höher und weht zur Seite, über den Acker kriechend. Die feindliche Linie taucht auf, und nach ein paar Sekunden sieht man unsere Regimenter sich einander gegenüberstehen, annähernd mit dem vorgeschriebenen Gefechtsabstand. Nur zwei Schwadronen, unsere fünfte und eine von den Dragonern, sind so nahe aneinander gekommen, daß sich fast die Zugführer berühren.

Mir gegenüber hält ein Reserveoffizier, den ich nicht kenne. Wir begrüßen uns stumm mit dem Säbel.

Unser Brigadekommandeur General von Overzin kommt mit seinem Adjutanten im Schritt zwischen die Regimenter geritten. Die weiße Binde am linken Oberarm kennzeichnet ihn als Schiedsrichter. Er begrüßt die beiden Kommandeure und mustert einen Augenblick unsere Stellungen. Dann entscheidet er:

— Die Dragoner gehen zurück!

Beide Regimentskommandeure salutieren. General von Overzin wendet sich gegen unseren Kommandeur:

— Das war sehr gut, Herr Oberstleutnant. Sie waren zeitiger aufmarschiert, attackierten bergab — die kleine Rinne in der Attackenlinie thut keinen Eintrag — dann .... eh ... eh ... dann hatten Sie eine Eskadron in der Flanke. Sehr gut!

Und darauf zum Kommandeur der Dragoner, in entschiedenem, wenn auch ruhigem Tone:

— Herr Major, das kommt davon, daß Sie keine Gefechtspatrouille in der linken Flanke gehabt haben! So was rächt sich.

— Verzeihen Herr General, ich hatte eine Gefechtspatrouille, nur kam die Meldung zu ....

— Gut, Herr Major, also Sie hatten eine ... aber sie hat nicht oder nur ungenügend funktioniert. Im Felde gilt aber nur der Erfolg. Halten Sie sich an Ihre Leute, die ihre Schuldigkeit nicht gethan haben .... Also Ihr Regiment geht dreihundert Meter zurück! Die Ulanen folgen später auf hundert Meter.

Der Dragonerkommandeur grüßt und befiehlt:

— Regiment — mit Zügen rechtsumkehrt schwenkt — Trab!

Dann trabt der „Feind" davon.

General von Oberzin führt sein Pferd zu Griesbach, dem neuernannten Eskadronchef der fünften Schwadron:

— Herr Rittmeister, ein Gefechtsabstand von sechzehn Meter ist vorgeschrieben. Immer die Schwadron in der Hand behalten, das darf nicht vorkommen.

Dann reitet er mit dem Oberstleutnant ein Stück vor.

Der lange Griesbach treibt seinen Gaul mit den endlosen Beinen vorn an den ersten Zug seiner Schwadron

heran und setzt dem guten Kürschner eindringlich etwas auseinander, das ich nicht verstehen kann. Ich nehme an, daß es sich um die unglücklichen sechzehn Meter handelt.

Bald darauf brechen wir wieder zu den „Eskadronskolonnen" ab und folgen im Trabe den im Gehölz verschwindenden Dragonern. Ehe wir aber unsererseits in den Wald untertauchen, erscheint plötzlich im langen Galopp, von der Patrouille zurückkehrend, Premierleutnant von Hammen beim Kommandeur. Er meldet ihm etwas, zeigt auf die Karte und deutet nach dem Walde. Dann setzt er seinen Weg fort, zurück zur Division. Der Oberstleutnant befiehlt:

— Regiment — mit Zügen rechtsumkehrt schwenkt — Trab!

Im Trabe geht es zurück, um die Höhe herum, von der herab wir die Attacke geritten haben. Immer weiter biegen wir östlich aus. Endlich bleiben wir hinter einem dichten Kieferngehölz halten, gegen Sicht nach drei Seiten gedeckt. Der Regimentsstab ist jenseits der Bäume. Die vierte Eskadron übernimmt wieder die Fühlung mit dem Feind.

So lauern wir fünf Minuten, bis Holtitz einzeln an die Eskadronchefs heranreitet, grüßend, mit dem Befehl:

— Das Regiment soll absitzen.

Bei einer Schwadron nach der anderen heben sich die Lanzen, gehen zur Seite, man hört das Klirren der Säbel, das Rutschen der schweren Sohlen aus den Bügeln,

wieder fahren die Fähnlein in die Höhe, dann in den Boden und ruhend hält unser Regiment.

Ich sehe meinen Zug durch und melde Rittmeister Bucher:

— Dritter Zug in Ordnung.

Dann bleiben wir Offiziere neben der Schwadron stehen.

— Für heute wird's wohl aus sein! — meint der Rittmeister.

Das erstaunt Floß:

— Aber wir haben ja noch gar nichts gemacht!

— So? Die Attacke war nichts?

— Das war doch keine Leistung, Herr Rittmeister!

— Nein, allerdings im Frieden nicht. Im Felde hätten wir vielleicht gerade genug. Für heute wenigstens! Sie müssen nur nicht denken, daß diese Attackiererei fortwährend, wie das manche thun, richtig ist. Kriegsgemäß ist es jedenfalls nicht.

Der Pfaff, der, auf seinen Säbel gestützt, stumm zuhört, wirft mit leuchtenden Augen ein:

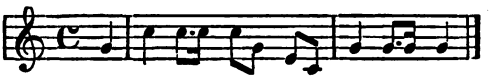
— Ich möchte den ganzen Tag Attacke reiten!

Und Floß, dem das Absitzen langweilig geworden ist, fügt hinzu:

— Ich auch — man kann doch nicht fortwährend abgesessen halten!

Aber damit macht er unserem Eskadronchef, dem ehemaligen Generalstäbler, gar keinen Eindruck:

— Und doch ist im Felde die Hauptsache: marschieren und warten. Die Schlachten und die Gefechte sind nur die Feiertage!



„Aufſitzen“ klingt es plötzlich vom Gehölz her, wo der Regimentsſtab hält, und unmittelbar darauf fallen ein paar vereinzelte Schüſſe.

— Das iſt die feindliche Avantgarde! — ruft der Rittmeiſter. Dann trennen wir uns zum Aufſitzen. Unſer Kommandeur kommt im Galopp zu uns herab:

— Regiment — mit Zügen halblinks ſchwenkt — Trab!

Wir traben zurück, wohl eine Viertelſtunde lang. Ab und zu hören wir Infanteriefeuer, aber nur wenige Detonationen. Dann iſt wieder alles ruhig.

Nun kommen wir über eine Höhe und wieder zeigt ſich uns das ganze Landſchaftsbild. Doch nur für einen Augenblick, denn wir müſſen ausbiegen, da eben im Galopp die Artillerie unſerer Avantgarde hier auffährt. Der Sand iſt tief und es bedarf der äußerſten Anſtrengung der Pferde, die Stellung zu erklimmen. Sie ſchwenken. Im Nu iſt die Bedienungsmannſchaft herab, protzt ab und ladet. Die Protzen gehen zurück. Ein langer Hauptmann, der die Flügelbatterie führt, ſteht ſteif, hoch in den Bügeln und ſpäht durch ſeinen Krimſtecher:

— Zweitauſendfünfhundert Meter, feindliche Artillerie, Mühle bei Siebersleben! — klingt durchdringend ſeine Stimme.

Ein paar Sekunden ſpäter wälzt ſich eine kleine Rauchwolke aus dem rücklaufenden Geſchütz am Windflügel und der Donner rollt hin.

Unmittelbar hinterher kräht das hohe Organ eines winzigen Leutnants, der sich, wie ich mit Spaß bemerke auf den Fußspitzen dazu hebt:

— Zweites Geschütz — fällt aus!

Der Baß des nächsten Zugführers folgt:

— Drittes Geschütz — Feuer!

Es kracht und die Lafette läuft zurück. Schnell packen kräftige Hände, wieder vorwärts drehend, die Speichen.

Aber wir traben weiter, indem wir sorglich den Raum hinter unserer „Bombe" vermeiden, um nicht als Kugelfang für die feindlichen Granaten zu dienen, denn schon zeigen sich weit drüben, östlich des Teiches von Siebersleben, die kleinen Rauchwölkchen von der Artillerie im Licht der Sonne, die scharf die Mühle beleuchtet.

Bum . . . Bum . . . Bum . . . Bum . . . folgt der Geschützdonner.

Nun sehen wir nichts mehr.

— Regiment — mit Zügen rechtsum kehrt schwenkt — Trab — Halt!

Wir halten.

Wieder verschwindet der Regimentsstab im Galopp nach der Höhe, wo wir die fünf Pferde, sich vom blauen Himmel abhebend, unterscheiden können. Die drei Offiziere beobachten mit dem Glase.

Meine Stute hebt den Kopf, reckt den Hals und gähnt, die Lefzen spreizend. Ich wende mich zum „langen Regiment" auf dem rechten Flügel meines Zuges:

— Sie langweilt sich, die „Queens-Garden"!

Er lächelt nur, sieht nach vorn und antwortet:

— Es wird abgeſeſſen, Herr Leutnant!

Holtitz iſt gekommen und hat den Befehl gebracht.

Nun ſtehen wir wieder einmal neben den Pferden und warten, was dem ungeduldigen Floß ſo verhaßt iſt. Rittmeiſter Bucher iſt nach vorn geritten, um zu beobachten, ſo ſind wir Schwadronsoffiziere denn allein.

— Am liebſten möchte ich mich gleich hinhauen! — meint der Pfaff, auf einen ſchmalen, grünen Rain zwiſchen den Feldern deutend. Ich ſchlage ihm vor, lieber die Entwickelung unſerer Infanterie zu beobachten, die ſich auf der Chauſſee, die wir überſehen können, heranwälzt.

— Eigentlich iſt mir das ziemlich Wurſcht! — ſagt er lachend.

— Na, Du findeſt vielleicht einen Bekannten!

— Gut, auch dieſes, ſprach Dionyſes!

Wir brauchen nur zwanzig Schritt zu gehen, dann ſind wir an der Straße, die ſchon von einzelnen Schlachtenbummlern unſicher gemacht wird. Sie müſſen aufs Feld ausweichen, um den Truppen Platz zu machen. Ein fetter Kerl mit roter Schnapsnaſe, der eine Feldflaſche umgehangen hat, bietet uns einen Schluck an:

— Es iſt feiner Kümmel, meine Herren, fein, fein!

Doch ich danke. Der Pfaff freundet ſich ſofort mit dem Dicken an, der ihm in zwei Minuten ſeine ganze Lebensgeſchichte vorgeſchwatzt hat, daß er Gaſtwirt in Langen-Gröbeln ſei und ſeinerzeit bei unſerem Regiment den franzöſiſchen Feldzug mitgemacht habe.

Inzwiſchen zieht in endloſen Kolonnen unſere Infanterie vorüber. In dem Staub und Waffengewirr kann

ich kaum einen Bekannten entdecken. Nur den Regimentskommandeur der 199er, Oberst Großmann, erkenne ich. Er reitet eine Rappstute, die ich ihm voriges Jahr verkauft habe. Auch er sieht mich:

— Guten Tag, Egestorff, wie gehts? Wenn ich wieder einen Gaul brauche, besorgen Sie mir einen. Was? Gucken Sie mal die Schwarze an. Das ganze Manöver hat sie mitgemacht. Sie ist mein einziger Verlaß.

Der Regimentsadjutant meldet:

— Das Regiment soll . . .

Mehr kann ich nicht verstehen. Sie reiten davon. Die 199er beschleunigen den Marsch fast bis zum Laufschritt.

Floß stöhnt neben mir:

— Pfui Deibel noch mal, wenn ich so laufen müßte!

— Alle Hochachtung vor der Infanterie! — antwortet Zwett, der mit Domani II herübergekommen ist. Ich stimme ihm vollkommen bei, und der kleine Sportsman fährt fort:

— Die Leistungen sind doch manchmal unerhört. Noch dazu mit dem ganzen Gepäck.

Da sagt Domani II, der, seitdem er von der Reitschule zurück kam leider ganz ungenießbar geworden ist:

— Ein trauriges Handwerk, die Fußfanterie!

— Oho! Warum? — meint Zwett.

— So im Sturzacker, wie die Maulwürfe rumzulatschen!

Zwett bekommt einen seiner Zornesanfälle:

— Großartig ist das, behaupte ich! Großartig!

— Vom Standpunkt des Kavalleriſten?

— Gerade! Gerade! Die Leiſtung iſt es! Es kommt doch nur auf die Leiſtung an. Wenn einer in der Wahl ſeines Alten vorſichtig war und „Lappen" hat, geht er zur Kavallerie. Ob er Paſſion hat oder nicht, iſt ganz Wurſcht! Ganz Piepe! Das iſt gar keine Kunſt. So'n Infanteriſt aber .... na, das iſt eben großartig! Auf einem guten Gaul zehn Stunden reiten kann jeder Fatzke, aber zehn Stunden zu Fuß und dann beim Angriff noch fünfhundert Meter im Galopp laufen über den Sturzacker, das iſt großartig! Und dann werden die Leute gerade im Kriege weggeſchoſſen wie die Fliegen!

Domani brummt nur etwas von:

— Sie können ja recht haben.

Dann geht er bald wieder zum abgeſeſſenen Regimente zurück.

Ich freue mich im ſtillen, daß gerade Zwett es war, der Domani II abführte, denn Zwett wird niemand im Verdacht haben, auf Koſten der Reiterei ein Loblied zu ſingen. Und dieſe Art kavalleriſtiſcher Überhebung iſt uns allen verhaßt.

Das Infanteriefeuer hat begonnen. Zuerſt einzelne Schüſſe, dann ſtärkeres Knattern hier und da, nun ſchon ein unaufhörliches Poltern und Wirbeln wie Trommelton.

Wir hören es nur, wir ſehen in unſerer Stellung nichts vom Gefecht.

Die Artillerie, deren Abprotzen wir vorhin beigewohnt, ſchweigt und verläßt ſchließlich ihre Stellung, um weiter vorn, mit dem Gros vereint, in Wirkſamkeit zu treten.

Immer weiter zieht sich das Gefecht von uns fort, und auch wir brechen wieder auf.

— Aufsitzen! — klingt es von neuem.

Langsam ziehen wir über die Äcker, im Bogen um unsere Stellung herum, auf den äußersten rechten Flügel. Dort ist unsere gesamte Artillerie aufgebaut in einer langen, die Höhe krönenden Linie, die einen Donner nach dem anderen gegen den Feind hinabschickt.

Wir suchen uns eine gedeckte Stellung und wieder wird abgesessen, dieses Mal aber so, daß wir mit ein paar Schritten nach vorwärts am Hügelrande stehen und das Schlachtfeld überblicken können.

Es ist nun schon stark über die Mittagszeit hinaus. Die Sonne steht glühend am Himmel. Die Temperatur beginnt fast unerträglich zu werden. Wir sind weit herumgeschickt worden heute und die Pferde lassen müde die Köpfe sinken. Doch tränken können wir nicht, wenn auch ein Brunnen nicht weit von uns entfernt mitten in einem Kohlfelde liegt. Wir sind zum Flankenschutz hier auf den Flügel gestellt worden.

Auf der Anhöhe vor uns steht ein zerfallener Ziegelofen, zum größten Teil abgetragen, aber doch noch Schutz genug für uns zum Beobachten bietend.

Dort setzen wir uns hinter die Trümmer, der Pfaff und ich. Unser Kommandeur hält in einer Kiesgrube links von uns, dorthin ist auch Rittmeister Bucher geritten. Die anderen sind bei den Schwadronen geblieben. Floß hat „Otto" bei seiner Eskadron aufgesucht und nun schwatzen sie eifrig zusammen. Wahrscheinlich tauschen sie Kriegsschulerinnerungen aus. Das

Schlachtenbild vor uns interessiert sie jedenfalls beide nicht sehr.

Der Pfaff und ich schauen in die Ebene hinaus, die zum Feinde drüben sanft emporsteigt. Siebersleben mit dem Teich und der Mühle darüber liegt jetzt ganz links im Panorama. Unser Standpunkt hat sich eben ein wenig verschoben.

Die ganzen Hügellehnen drüben vor uns sind besetzt mit feuernder Infanterie, deren fernes Knattern wir unausgesetzt vernehmen. Darüber donnert die „Bombe", wie es scheint, ebenso zum Schlachtenkörper vereinigt, wie die unsere.

Und von unserer Artillerie nebenan schallt es auch ununterbrochen. Der geringe Windhauch, der bläst, treibt uns den schwachen Rauch der Geschütze zu.

Immerfort klingt das Kommando des einen Batteriechefs herüber, der seine Entfernungen ausbietet wie ein Auktionator:

— Eintausendachthundert Meter . . . zweitausend Meter . . . eintausendneunhundert Meter . . . eintausendneunhundertfünfzig Meter.

Und dann kräht wieder eine Stimme — vielleicht der winzige Leutnant von vorhin:

— Eintausendneunhundertfünfzig Meter . . . erstes Geschütz — Feuer!

Und wieder ein anderer: — Feuer durch! . . .

Und immer wieder nach einer Lage: — Feuer durch!

Mir tönt es in den Ohren, dieses regelmäßig wiederkehrende: Feuer durch!

— Wenn Ganacker das hörte, der ärgerte sich immer so über das „Feuer durch"! — sagt plötzlich der Pfaff.

Ja, Ganacker! Unſer lieber, toter Freund! Ich habe auch gerade in dieſem Augenblick an ihn gedacht, und ich gebe ſchnell dem Pfaff den kleinen Finger, den er in den ſeinen hakt:

— Zu gleicher Zeit denſelben Gedanken? Wir leben noch lange zuſammen!

— Zuſammen? Egeſtorff, nein . . .

— Haſt Du denn Nachricht von Deinem Vater?

— Nein, aber ich weiß ja genau, was kommt.

Sein Geſicht iſt ganz finſter geworden, während er das ſagt.

Da entſteht großes Gelächter hinter uns beim Regiment. Ein paar Ulanen raſen wie toll über die Stoppel. Voraus Eſchke. Plötzlich wirft er ſich zu Boden. Stolz erhebt er ſich und hält einen Haſen bei den Löffeln hoch, der vor Schreck ganz ſteif iſt. Das furchtſame Tier hat ſich wahrſcheinlich mitten unter unſere Pferde geflüchtet.

Schon will ich ihm befehlen, Meiſter Lampe, der ihm doch nicht gehört, wieder frei zu laſſen, da wirft er ihn auch ſchon in weitem Bogen in das benachbarte Kohlfeld, und mit hohen Zickzackſprüngen entflieht der Haſe.

— Adjee, Sie! — ruft ihm Eſchke nach.

— Batterie halt . . . Batterie halt . . . Batterie halt . . . — tönt es von der Artillerie herüber. Ganz kurze Zeit ſchweigt das Getöſe. Der viereckige Zielmarkierrahmen wird am Flügel aufgerichtet, die rote Seite nach vorn, um zu bezeichnen, daß auf Infanterie gefeuert wird.

Und wieder beginnt das Zahlenrufen des Auktionators.

Floß iſt herangekommen. Er fragt:

— Wozu hat denn die Bombe die Scheiben?

Der Pfaff bindet ihm auf:

— Damit der Feind beſſer ſehen kann, wo ſie ſteht.

Das Gepuff, Geknatter, Gedonner iſt immer ſtärker geworden. Es ſchallt von allen Seiten, von den Höhen, aus der Tiefe, von jedem Gebüſch, Waſſerlauf, Hecke, Dorfrand.

Die Sonne ſtrahlt unerbittlich ſengend, glühend herab und flimmert auf den gelben Feldern, ſpiegelt ſich in den Beſchlägen und leuchtet auf den Helmüberzügen der Truppen. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere huſchen wie Punkte und Schatten hin und her, und plötzlich tönt laut auf unſerer Seite von allen Linien das Spiel der Regimentskapellen, das Wirbeln der Trommeln. Überall und überall erheben ſich die endloſen Ketten der Schützenlinien und ſtürmen vor mit gefälltem Gewehr zum Schützenlauf . . .

Mir iſt ganz heiß geworden und ich fühle wie der Pfaff, der plötzlich ruft:

— Jetzt müßten wir auch mitmachen, jetzt! Wenn ich unſer Oberſtleutnant wäre, zum Donnerwetter, in drei Deibelsnamen, aufſitzen, „marſch, marſch“, rinn in den Feind . . .

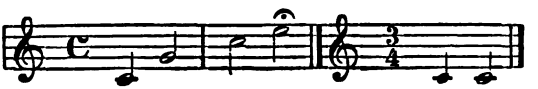
Aber unſer Kommandeur iſt kein jugendlicher Schwärmer wie der gute Pfaff, ſondern ein rechter Soldat, der genau weiß, daß er als Kavalleriſt in dieſem Augenblick nur eins thun kann, nämlich abwarten und beobachten.

Nun ſchallt zu uns mit verdoppelter Wut das Gewehrknattern und Kanonenbrüllen des Feindes herüber,

aber ſtärker noch, ganz nahe wie ganz weit, rechts, links, vorn, hinten, unten, oben, von allen Seiten das Kampfgeſchrei, mit dem deutſche Soldaten in den Feind brechen:

— Hurra! . . . Hurra! . . . Hurra! . . . Hurra! . . .

Und unmittelbar darauf: „Das Ganze Halt“ in den langgedehnten Echotönen:



XXXIV.

Im Quartier.

Der Manövertag war lang und heiß. Pferd und Mann sehnt sich nach dem Einrücken und wir haben noch über fünfzehn Kilometer weit in die Quartiere, die heute gewechselt werden.

Bei dem Signal „das Ganze Appell" führt der Wachtmeister die Schwadron immer heim. Wir Offiziere sind bei der Kritik. Aber wir werden diesmal nicht lange aufgehalten und können bald unseren Leuten folgen. Rittmeister Bucher, der Pfaff, Floß und ich reiten zusammen. Die Stoppel, die sich von der Höhe, wo die Kritik stattfand, weit hinabzieht, in leichter Senkung, galoppieren wir, dann folgen wir im Trabe der Eskadron.

Der Pfaff und ich erhalten Detachements. Floß kommt in dasselbe Dorf zu liegen wie der Rittmeister. Wie wir die Schwadron einholen, hat sie gerade vor Wilmersleben Halt gemacht, dem Stabsquartier, wohin das Gros zu liegen kommt. Wachtmeister Zenseler verliest die Detachements:

— Detachement Ober-Giera rückt rechts heraus.

Ich habe mich auf der Karte orientiert und laſſe die mir zugeteilten vierzig Pferde ſofort in einen gebeſſerten Weg einrücken, der ſich rechts abzweigt.

Während der Wachtmeiſter die Namen aufruft — zu meiner Freude iſt Ulan Eſchke dabei und als ſozuſagen Wachtmeiſter, Sergeant Kurz, das „lange Regiment“ — nimmt mich Rittmeiſter Bucher noch einmal bei Seite:

— Nicht wahr, Sie ſehen ſich noch die Quartiere an! Ich komme nicht hinüber, um blanke Pferde zu halten, denn es wird ſonſt zu ſpät, und Abends wollen wir die müden Tiere nicht noch aus dem Stall ziehen.

Wir ſchütteln uns die Hand und ich nicke noch dem Pfaff zu, deſſen Detachement ſich links der Straße ſammelt, um vom Quartiermacher die Quartierzettel zu erhalten.

Mein Streithäuflein wird vom „langen Regiment“ zu zweien geordnet. Im Anreiten. Der Weg iſt ſchlecht aber weich an den Rändern. Ich befehle:

— Kolonne teilen, Eskadron Trab!

Bald kommen wir durch Nieder-Giera. Es wird nicht belegt, weil faſt das halbe Dorf vor einer Woche niedergebrannt iſt. Die verkohlten Trümmerreſte und Schutthaufen ſtarren uns an, während wir durchreiten. Hier und da wird aufgeräumt zu einem Neubau. Die Leute laſſen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen und ſehen uns nach. Aus den Fenſtern der noch ſtehengebliebenen Häuschen guckt ab und zu ein Geſicht.

Vorbei, weiter!

Nur eine Waldparzelle und ein paar Wieſenſtreifen trennen den Ort von Ober-Giera, unſerem Marſchquartier

bis morgen früh, dann geht es weiter, mehr nach der Elbe zu, wo das Korpsmanöver stattfinden soll.

Am Dorfeingange erwartet uns Herr Lotichius, den ich heute Morgen mit „General Bum-Bum“ und „Queens-Garden“ in das neue Quartier vorausgeschickt habe.

„Leighton“ hat diesmal die ganze Manöverarbeit allein verrichten müssen. Der Bursche giebt mir die Quartierzettel. Ich lasse absitzen, um die müden Pferde vom Gewicht des Reiters zu entlasten und dann die Namen aufrufen. Wer sein Papier erhalten hat, rückt ein.

Ich bin beim Ortsvorsteher Küttler in Nummer sieben untergebracht und mit mir außer meinem Burschen natürlich Ulan Eschke mit der „Violine“.

Während ich die Dorfstraße hinabreite, frage ich Herrn Lotichius, der neben mir geht, um den Weg zu weisen:

— Na, Lotichius, wie ist denn unser Quartier?

— Scheen Herr Leitnam!

— Ist der Stall gut?

— Mir sein in den Herrn Ortsvorsteher seinen Stall. Seine Pferde stehen in die Scheine!

Da wir für heute Marschverpflegung haben, erkundige ich mich nach dem Essen, das er bekommen und erhalte mit vergnügtem Schmunzeln seine stehende Antwort:

— Scheen, Herr Leitnam!

— Und das weibliche Geschlecht?

— Es sein scheene Mädel da!

Mit scheinbar ernstem Gesicht bemerke ich noch zu Herrn Lotichius:

— Na, das geht Sie ja nichts weiter an, da Sie doch verlobt sind!

Aber das ſcheint ihm doch nicht ſo ganz einzuleuchten.

Endlich ſind wir an Ort und Stelle. Die Dorfſtraße hat ſich zu einem Platz erweitert, in dem ein Ententümpel liegt. Links iſt Nummer 7, das ſtattlichſte Gehöft des nicht großen Ober-Giera. Ein breites Holzthor, das in zwei mit Moos bewachſenen Steinpfeilern hängt, thut ſich kreiſchend unter Herrn Lotichius' kräftigem Stoße auf. Nach der Straße gehen nur zwei Fenſter des einſtöckigen mit Stroh gedeckten Hauſes.

Der Hof iſt geräumig, im Hintergrund durch eine Scheune mit rotem, neuem Ziegeldach abgeſchloſſen.

Dem Wohnhaus gegenüber befindet ſich der Kuh- und Pferdeſtall.

Mein Hengſt wiehert laut und ſtampft ein paar Mal ungeduldig den Boden.

Eine behäbige, dicke, ältere Frau, eine blaue Kattunſchürze umgebunden, erſcheint in der Thür des Wohnhauſes. Leiſe frage ich meinen Burſchen, ob das die Frau Ortsvorſteher ſei.

— Zu Befehl, Herr Leitnam, das iſt die Frau!

Ich grüße, ſitze ab und gehe auf die Alte zu. Sie wiſcht ſich die Hand, die ſie mir reicht, vorher ſorgfältig mit der Schürze ab.

— Guten Tag, Frau Küttler! Nun muß ich Ihnen ſchon einen Tag zur Laſt fallen!

Sie antwortet:

— Nee aber, Herr Rittmeeſter, nee aber, es iſt uns doch eene große Ehre! Mei Monn hat ſich glei den Herrn Rittmeeſter ausgebetten, er is Sie grade ufs Feld nausgegangen.

Ich laſſe die gute Frau beim „Rittmeeſter“ und folge ihr nach meinem Zimmer. Zuerſt geht es durch einen dunklen Flur die Treppe hinauf, die altersſchwach unter unſeren Tritten ſtöhnt. Oben auf dem kleinen Vorplatz ſtehen ein paar alte Schränke und eine Wäſchemangel.

Meine Wirtin öffnet die Zimmerthür. Sie läßt vorſichtig die Holzpantinen draußen ſtehen und betritt in Strümpfen die mit feinem, weißem Sande beſtreute Diele. Erwartungsvoll bleibt ſie am Eingang, nachdem ſie noch die geſtrickten Schutzdecken auf der Sofalehne zurechtgezogen:

— Gefällt Sie's, Herr Rittmeeſter? Sie miſſen ſchon vorlieb nehmen, mir hams nich anders.

Und ich ergehe mich in Ausdrücken, wie nett es hier ſei und daß ich mich hier ſehr wohl befinden werde. Frau Küttler iſt ſichtlich erfreut. Sie erkundigt ſich noch ängſtlich mit nicht enden wollendem Redeſchwall, wann ich zu eſſen haben wünſche. Doch erſt muß ich hinunter, um nach den Pferden zu ſehen.

Der Stall iſt eng und dumpfig, wie immer beim Bauer, ſo laſſe ich denn ganz einfach das Fenſter herausnehmen.

Herr Lotichius und Eſchke haben die Ulanka ausgezogen und ſind eifrig dabei, alles in Ordnung zu bringen. Ein Kaſtenſtand iſt vorhanden, in dem die brave Charge ſteht. Sofort laſſe ich den Chargiſten mit meinem Hengſt tauſchen, damit er für ſich bleibt.

— Siehſte Lotte, das habe ich gleich geſagt, — meint Eſchke zu meinem Burſchen, während er ſeiner „Violine“ die Beine abreibt.

„Schlagmatten“ aus Stroh hat Herr Lotichius schon geflochten, damit die Pferde möglichst abgesondert von einander stehen und sich nicht schlagen können. Ich suche noch einen improvisierten Standbaum, der mit dem hinteren Ende auf einer Krippe ruht, nach Nägeln ab, damit sich die Tiere nicht etwa in der Nacht reißen, dann gehe ich in mein Zimmer.

Herr Lotichius hat mir schon alles vorgerichtet, wie ich es liebe.

In den Packtaschen des Handpferdes führe ich immer das Nötigste mit, weil man bei den täglich wechselnden Marschquartieren doch nicht zu seinem Koffer gelangt, der sich auf dem Schwadronswagen beim Wachtmeister befindet.

Da liegt Waschzeug und Bürsten, Pantoffel, ein Nachthemd, die Feldmütze, ein Paket Cigarren und vor allen Dingen mein Büchervorrat, den ich zu Herrn Lotichius' Entsetzen immer mit mir herumschleppe. Für dieses Manöver:

Detlev Freiherr von Liliencron: „Adjutantenritte“. Guy de Maupassant: „Bel-Ami“. August Strindberg: „An offener See“. Paul Bourget: „Le Disciple“. Konrad Ferdinand Meyer: „Huttens letzte Tage“. Pierre Loti: „Le mariage de Loti“ und das Buch, das mich nie verläßt: „Faust“.

Mein Zimmer ist die „gute Stube“, wie man sie in fast jedem Bauernquartier bekommt.

Die Decke ist niedrig, die Fenster klein, mit Tüllvorhängen, die nur wenig über das Fensterbrett herabreichen und ganz unten durch eine plumpe Riesengoldrosette ge-

halten werden. In der einen Ecke steht der Kachelofen. Die Feuerstelle ist durch einen mit geschmackloser Glasperlenstickerei überkleideten Ofenschirm verdeckt.

Die Stickerei stellt ein weißes Tier dar, einen Hund, eine Katze oder gar ein Schaf, das auf einem feuerroten Kissen ruht. Die Schatten sind unglaublicherweise durch weiße Perlen bezeichnet. In der anderen Ecke, neben der Thür, ist das Sofa mit grünem Ripsüberzug. Es liegen drei gestickte Kissen darauf. Auf dem einen steht: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Davor der Tisch mit roter Decke, auf der in der Mitte ein Schloß eingewirkt ist von Arabesken umgeben.

Die Stühle, die herum stehen, wie die Lehne des Sofas, sind mit weißer Häkelarbeit besteckt.

Herr Lotichius tritt ein. Er hat seine Schuhe nicht draußen gelassen, sondern beschmutzt natürlich das sorgsam gehütete Zimmer mit seinen derben, stallduftenden Ulanenstiefeln. Ein Brett trägt er herein mit dem Essen:

— Herr Leitnam, die Frau läßt fragen, ob der Herr Leitnam Wein trinken oder Bier?

Eines wird wohl so schlecht sein wie das andere, ich lasse also um Milch bitten, die ist gut.

Nun bekomme ich mein Essen aufgesetzt. Zuerst eine Kräutersuppe mit dicken, weißen Brotstücken darin. Ich koste. Nicht zu essen. Dann zum neuntenmal seit den zwölf Tagen dieses Manövers eine Taube, die in einer Ölsauce schwimmt.

Das widersteht meinem Magen!

Deshalb frage ich Herrn Lotichius, ob er schon gegessen habe:

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Haben Sie noch Hunger?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Können Sie noch dieſe Suppe und dieſe Taube eſſen?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

Ich laſſe alſo Herrn Lotichius, nachdem er die Thür verriegelt, ſich an ein kleines, entſetzlich geſchmackloſes und wieder perlenbeſticktes Rauchtiſchchen am Fenſter ſetzen und eſſen, damit meine guten Wirte nicht beleidigt ſind. Während er gierig ſeine Taube verſchlingt, frage ich ihn:

— Wiſſen Sie denn, daß wir im vorletzten Manöverquartier heute ſind?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Ihr letztes überhaupt, Sie gehen ja zum Herbſt zur Reſerve!

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Was wollen Sie denn dann werden?

Herr Lotichius würgt an ſeinem Eſſen und ſchweigt.

— Nun, Lotichius? Diener?

— Nein, Herr Leitnam!

— Was denn?

Er ſchweigt wieder und kaut.

— Na, Lotichius, alſo was denn?

Mit grinſendem Maul, aus dem ein Viertel Taubenflügel guckt, antwortet er:

— Gaſtwirt, Herr Leitnam!

Das iſt denn doch zu komiſch! Ich platze ihm ins Geſicht heraus. Herr Lotichius als Gaſtwirt? Trinken

kann er vielleicht, aber vom Essen versteht er doch gewiß nichts, sonst würde ihm ja die Taube in der Ölsauce nicht so schmecken!

— Verstehen Sie denn was davon?

Ein verklärter Ausdruck läuft über sein Gesicht:

— Meine Braut kocht scheen, Herr Leitnam!

— Die aus Hohensee?

Hastig erwidert er:

— Nein, Herr Leitnam!

— Also die Torgauerin?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Sie werden sie also heiraten?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

— Wann denn?

— Mir wollen glei Hochzeit machen, wenn ich raus bin, Herr Leitnam!

— Das ist doch endlich mal vernünftig. Werden Sie mich denn einladen, Lotichius?

— Zu Befehl, Herr Leitnam!

Dienstlich stramm in der ihm eigenen militärischen Haltung fährt Herr Lotichius auf. Er ist fertig mit dem Essen.

Ich bestelle mir nun ganz einfach Spiegeleier, Milch, Butter und Käse, daran ist nichts zu verderben, das wird mir köstlich schmecken!

Nach dem Essen ziehe ich die Stiefel aus, lege mich aufs Sofa, stecke mir eine Cigarre an und beginne in den „Adjutantenritten" zu blättern. Da klopft es und der Ortsvorsteher tritt ein. Ein großer, derbknochiger Bauer mit grauem, kurzem Haar und glattem Gesicht, auf dem

vielleicht drei Tage alte Bartstoppeln stehen. Er reicht mir seine von der Sonne fast schwarz gebrannte Rechte, die — er ist ohne Rock — von dem sauberen Hemd absticht.

— Ah! guten Tag, Herr Vorsteher!

— Ich störe doch nicht, Herr Leitnant? Ich wollte nur fragen, ob Ihnen 's Essen geschmeckt hat. Mir dachten, Kalbsfieße ißt der Herr Leitnant doch nich. Da habe ich zu meiner Ollen gesagt: „Weeste was, Mutter, du bratst unserm Herrn Leitnant eene scheene Taube, so recht anständig in Sauce, wie es die Herren lieben und spare ooch die Sauce nich. Das kriegt der Herr Leitnant nich jeden Tag, weeste Mutter!"

Ich mache ihm weis, um ihn nicht zu kränken, die Taube sei ausgezeichnet gewesen. Darüber freut er sich augenscheinlich ungeheuer.

Er bietet mir eine Cigarre an. Ich gebrauche jedoch die Vorsicht, sein Kraut heimlich mit dem meinigen zu vertauschen.

Eine Weile unterhalten wir uns ganz gut. Ich frage nach der Ernte, nach den Viehpreisen, lobe seine beiden Ackergäule, die eben ein Knecht mit Peitschenknall und Hüh in den Hof treibt. Natürlich klagt er über die niedrigen Getreidepreise, behauptet jedoch, das Saatkorn käme ihm zu teuer zu stehen. Endlich aber beginnt mir der Unterhaltungsstoff auszugehen. Da er nach meinem Buche gegriffen, erzähle ich, Liliencron sei Offizier gewesen und in den Feldzügen schwer verwundet worden, aber er hört nur mit einem stillschweigenden Nicken zu. Die Gedichte interessieren ihn natürlich nicht und außerdem ist er nicht Soldat gewesen.

So sitzen wir wohl fünf Minuten ohne zu sprechen, und des Herrn Ortsvorstehers unerschütterliche Gegenwart beginnt mir allmählich peinlich zu werden.

Ich wollte noch etwa eine Viertelstunde warten, bis ich in die Quartiere gehe, weil etwaige Druckschäden erst nach einiger Zeit zum Vorschein kommen, aber um mich zu retten, breche ich früher auf.

Beim Durchschreiten des Hofes sehe ich gerade noch, wie Herr Lotichius eine dicke Kuhmagd, in die Arme kneift.

Also doch!

Dem „langen Regiment" begegne ich am Ententümpel vor dem Hofe.

— Nun, Kurz, wie steht's mit unserer Kriegsmacht?

Er holt einen Zettel heraus und meldet:

— „Rathenow" ist rechts an der Sattelstelle gedrückt!

— Ist die Stelle offen?

— Nein, Herr Leutnant, es wird morgen früh vorbei sein!

— Das ist doch Miersch II, der „Rathenow" reitet?

— Zu Befehl, Herr Leutnant. Ich habs ihm gleich gesagt, er hing immer auf der rechten Seite heute beim Einrücken!

Das „lange Regiment" teilt mir seine Vermutung mit, daß Miersch II die Nacht vorher wohl gebummelt haben müsse, und ich schärfe ihm ein, den Ulan nicht aus den Augen zu lassen.

Die Meldung geht weiter, während wir in den nächsten Hof Nummer 6 treten:

— Die Leute in Nummer 9 haben sich über das Essen beschwert, sie haben fast nichts bekommen.

— Wer liegt dort?

— Trompeter Weißling, Gefreiter Siebenhofer, Ulan Berendt, Ulan Limowski, lauter gute Leute.

Ich behalte mir vor, weiteres zu veranlassen.

Im Hof Nummer 6 ist alles in Ordnung. Der Stall gut hergerichtet, die Leute dabei, ihr Zaumzeug für das Ausrücken am anderen Morgen in Ordnung zu bringen. Die Pferde sind gesund.

Es ist allmählich kühler geworden. Die Sonne sinkt. Auf der Dorfstraße vor den Häusern sitzen die Alten. In den Höfen hat sich die Jugend mit der Einquartierung angefreundet, bewundert die Montierung, sieht dem Pferdeputzen zu und hilft hier und dort so gut es geht.

Das „lange Regiment" läßt noch Miersch II mit Ulan Seifert tauschen, den er im eigenen Quartier hat, damit Miersch auch sorgfältig die Umschläge mache, die ich „Rathenow" verordnet habe.

In jedem Quartier überzeuge ich mich selbst, ob an den Pferden nichts geschehen. Bei allen vierzig Tieren untersuche ich durch Betasten den Rücken, fühle an den Beinen nach Hitze, Anschwellung oder gar Verletzungen, die Hufe lasse ich mir einzeln zeigen, ob die Beschläge auch in Ordnung sind. Immer versammelt sich dabei der ganze Bauernhof: Mann, Frau, Kind, Auszügler, Großeltern und hier und da ein Knecht, seltener die Mägde.

Gutsbesitzer Ziege in Nummer 9 wird zur Rede gestellt wegen des mangelhaften Essens.

Er ist klubsch und antwortet nicht, so daß [illegible]rsteher rufen lassen muß:

— Herr Vorsteher, meine Leute haben sich über ungenügendes Essen beschwert.

Herr Küttler kraut sich den Kopf. Ich fahre fort:

— Sie bekommen doch Entschädigung. Sie müssen nicht denken, daß die Einquartierung dazu da ist, um ein Geschäft daraus zu machen. Kosten sollen Sie nicht haben, aber fürs Geld können Sie schon etwas zu essen geben.

Der Ortsvorsteher redet dem Bauer ins Gewissen, und endlich verspricht Gutsbesitzer Ziege Besserung mit einem:

— Nichts für ungut, Herr Leitnant!

So kehre ich denn in mein Quartier zurück.

Trompeter Weißling bläst unaufhörlich das Signal: „Futterschütten" durchs ganze Dorf.

Herr Lotichius fragt, was ich wohl zum Abendessen haben wolle.

— Saure Milch!

Ein paar Minuten später klopft es und ein junges, strohblondes, rotbäckiges Mädchen tritt ein:

— Die Mutter mechte gern wissen, was Herr Leitnant essen wollen?

Sie wird purpurrot dabei.

— Kann ich nicht saure Milch bekommen?

Sie versteht offenbar nicht.

— Schlickermilch!

Da fängt sie halb verlegen, halb wirklich belustigt an zu lachen:

— Nee, das gen Se doch nich essen, nee, nee aber ooch!

— Warum denn nicht?

— Nee, das kriegen doch bei uns die Schweine!

Ich esse es aber doch und es schmeckt mir ausgezeichnet. Dann stecke ich mir meine Cigarre an und setze mich ans offene Fenster, um zu lesen. Lotis Südsee-Roman wird vorgenommen und ich vertiefe mich in die Dichtung des französischen Seeoffiziers, dem es so wunderbar gegeben ist, Stimmung zu erwecken. Die Liebesgeschichte von Tahiti mit ihrer exotischen Pracht im nüchternen Abendfrieden eines deutschen Dorfes!

Vom Hofe her schallt Eschkes Stimme in dumpfem Baß. Herr Lotichius brummt die Begleitung dazu, und auf der Bank neben den beiden kann ich die Umrisse der dicken Magd und der Tochter des Hauses unterscheiden.

Ich kenne das alte Soldatenlied, das ich so oft auf dem Marsch von der Schwadron höre, von dem aber Eschke nur immer die letzten Strophen singt:

Dann schießen sie ihn mausetot,
In fremder, fremder Erde,
Er liegt am Boden blutig rot,
Neben seinem Pferde.

Und die Helene lene lene bläst ihn an,
Die alte, treue Stute,
Weiß, daß er sich doch gar nicht mehr bewegen kann
In seinem roten Blute!

Dann fällt ganz der Abend ein.

Durch die Nacht tönt die Retraite und es wird still im Dorf.

Nun mache ich mir mein Nachtlager zurecht, denn

in dem Federbett mit seinen heißen Kissen, in die man rettungslos versinkt, kann ich nicht schlafen.

Auf dem Sofa lege ich mir eine Pferdedecke zurecht, die mir Lotichius gebracht. Ich hülle sie in den Bettüberzug. Dann nehme ich mein „Mariage de Loti“ wieder vor, denn ich habe die schlechte Angewohnheit, im Bett noch zu lesen und sogar eine Cigarre zu rauchen.

Mein deutsches Dorf das im Mondenschein schläft, habe ich ganz vergessen.

Mit Loti und seiner Geliebten Ra—ra—hu bin ich in den melancholischen Wäldern Tahitis. Ich lösche das Licht und in meine Träume hinein verfolgen mich die „Toupapahou“, die Gespenster der Südseeinsel ....

Plötzlich werde ich wach, der Mond scheint grell zum Fenster herein, mir ist's, als ob das Thor knarre, und ich schaue auf den Hof. Eine Gestalt huscht hinaus. Das muß Eschke sein!

Ach was, ich habe nichts gesehen! Wenn Eschke nur Morgen seinen Dienst thut!

Und ich hänge die Tischdecke vor die Scheiben, damit der Mond nicht stört.

Am anderen Morgen weckt mich das Futterschüttensignal. Die Tochter bringt mir den Kaffee, um den ich gebeten. Aus einem Glasschrank in meinem Zimmer, der voll übermäßig vergoldeten Porzellans steht, nimmt sie eine Tasse mit der Inschrift: „Zur Gesundheit“. Daraus muß ich durchaus trinken.

Die „Violine“ steht schon fertig gesattelt im Hofe, blitzblank, wie aus dem Ei geschält. „Daneben Queens-Garden“.

Das „lange Regiment“, dem ich die Zeit des Ausrückens nach dem Regimentsbefehl am Tage vorher bekannt gegeben, kommt zum Rapport.

— Guten Morgen, Kurz!

— Guten Morgen, Herr Leutnant!

— Was Neues?

— Nein, Herr Leutnant!

— Was macht „Rathenow“?

— Der Druckschaden ist wieder heil!

— Weiß mein Bursche wegen des Marsches ins neue Quartier Bescheid?

— Zu Befehl, Herr Leutnant. Er kommt bis zur Schwadron mit.

— War heute früh alles im Stall? Auch Eschke?

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

Nun ist ja alles gut. Vielleicht habe ich auch nur von den „Toupapahou“ aus den Tahiti-Wäldern geträumt.

Das Signal „Schritt“ ertönt.

Die ganze Familie Küttler ist versammelt und ich drücke Vater, Mutter und Tochter die Hand, dann in den Sattel.

— Waren Se denn zufrieden bei uns, Herr Rittmeester? — fragt die Frau. Der Ortsvorsteher verbessert:

— Der Herr ist Leitnant, Mutter!

Aber auf meine Zustimmung erwidert sie:

— Na, wenn Se nur zufrieden sein, Herr Rittmeester!

Im Hintergrund nimmt Herr Lotichius von der dicken Magd Abschied. Es ist schon besser, ich sehe nicht

hin, ich wüßte nicht, was ich ſonſt der „Braut aus Torgau“ ſagen ſollte, wenn ſie mich bei der Hochzeit etwa fragte!

Vor meinem Hofe wird geſtellt.

Das „lange Regiment“ meldet:

— Vierzig Pferde der erſten Eskadron zur Stelle!

Ich rufe das übliche: — Guten Morgen! — und die Salve antwortet: — Guten Morgen, Herr Leutnant!

Dann wird das Adjuſtement durchgeſehen und Ulan Mierſch II ermahnt, ſein Pferd nicht wieder zu ſchwellen. Endlich laſſe ich noch einzeln im Trabe abreiten, um ſicher zu gehen, daß ich dem Rittmeiſter kein lahmes Pferd bringe. Alle Gäule ſind friſch und geſund. Die Kolonne hat ſich am Dorfausgang vor Nummer 9 geſammelt, dem Hofe des Gutsbeſitzers Ziege.

Die dicke Magd winkt noch immer Herrn Lotichius zu.

— Eskadron — Marſch!

Im Anreiten ſieht alles nach links, nach dem Hofthor von Nummer 9, und alle zeigen lachende Geſichter. Ich entdecke die Urſache. Mit Kreide ſteht an der Thür groß zu leſen:

„Hier iſt der Hungertyphus ausgebrochen!“

XXXV.

Biwak.

Korpsbiwak iſt heute. Das Manöver hat lange gedauert. Der Tag war ermüdend und es iſt noch immer unerträglich heiß wie alle Tage vorher, aber wir konnten nicht einrücken, denn die erſte Eskadron giebt die Vorpoſtenkavallerie. So beſtimmt es der Diviſionsbefehl.

Unſere Schwadron bleibt halten auf dem ſchmalen Sturzacker zwiſchen zwei Kartoffelfeldern, wo wir geſtanden, als „das Ganze Halt“ ertönt. Die Leute ſtehen herum bei ihren Pferden. Hier und da iſt einer ein wenig zur Seite getreten, um mit einem „Landſer“ zu reden, wie wir die 27. Jäger nennen.

Rundum, von allen Seiten ertönen die Signale, die Truppen zu ſammeln, und Ulanen und Jäger müſſen die rege Unterhaltung abbrechen. Wir haben zurückzugehen, um die Biwaks zu beziehen. Nun beginnen in endloſer Reihe die Truppen von allen Seiten im Heerwurm nach der Chauſſee zu ziehen, an der wir halten. Fortwährend marſchiert Infanterie an uns vorüber, müde und beſtaubt, denn es hat ſeit zehn Tagen nicht geregnet.

Unſer Regiment bleibt ſeitwärts der Straße und trabt an, um vor die Infanterie zu kommen. Bald ſehen wir es mit Neid verſchwinden, denn auch wir möchten lieber die müden Pferde ins Biwak bringen und auch uns würde das Eſſen gut ſchmecken, das die anderen erwartet. Auf Vorpoſten bekommen wir nichts bis zum Abend.

Wir drei Schwadronsoffiziere ſitzen im Chauſſeegraben und muſtern den Vorbeimarſch auf der Chauſſee. Rittmeiſter Bucher iſt zum Vorpoſtenkommandeur geritten, von dem er noch ſeine Befehle empfangen muß.

Der Pfaff ſieht geradezu unkenntlich aus von dem Staub und Schmutz. Er iſt nicht auf Patrouille geweſen heute, ſondern mußte die ganze Zeit vor dem Zuge reiten. Floß, den dasſelbe Schickſal erreicht, iſt überhaupt gar nicht zu erkennen. Er hat etwas Mulattenartiges bekommen. Nur das weißliche Schnurrbärtchen guckt mit ein paar blonden Härchen aus der Staubſchicht des Geſichts.

Der Pfaff ruft ihn an:

— Stein und Floß, Herrgott, ſehen Sie aus! — und er lacht unbändig.

Floß wird ganz wütend:

— Globen Se denn, daß Sie hübſcher ausſehen?

Er zieht einen kleinen Spiegel aus der Taſche, und ſie betrachten ſich beide und lachen, daß ſie faſt von der Böſchung in den Graben fallen.

— Morjen, Couleur! — ſchallt es plötzlich aus den Jägern, die gerade vorbeimarſchieren. Wir ſpähen nach dem Rufer. Es iſt der lange „Chaſſeur“ Zieſſen, der es uns zuruft. Aber er taucht unter in der Kolonne, die ſich immerfort endlos weiterwälzt.

Artillerie raſſelt vorbei. Wir ſind gewohnt, in den Protzen der „Bombe“ ſtets Frühſtück zu finden, deshalb rufe ich den ſchwarzen Philippi an, der gerade neben ſeinen beiden Geſchützen, ohne uns zu bemerken, daherzieht. Er war in Anklam auf der Kriegsſchule mein Stubenkamerad.

— Philippi! — und ich mache die Gebärde des Trinkens. Er fährt herum, winkt mir freudig zu, zuckt jedoch die Achſeln und deutet auf ſeinen Magen, zum Zeichen, daß ſeine Vorräte dort verſchwunden ſind. Was er mir noch zurufen will, kann ich leider nicht mehr verſtehen, denn in dieſem Augenblick wird Luft in der Kolonne und ſein Batteriechef, ein blondbärtiger, echt norddeutſcher Hüne, kommandiert mit Stentorſtimme:

— Batterie — Trab!

Das Raſſeln der Geſchütze und eine dicke Staubwolke, die uns ins Geſicht weht, macht jede Antwort unmöglich.

Allmählich leert ſich die Straße von Truppen, nur noch Schlachtenbummler zu Fuß und zu Wagen ziehen hinterdrein. Plötzlich kommt Rittmeiſter Bucher über die Höhe galoppiert, die der Staub unſeren Blicken entzog. Schon von weitem erſchallt ſein Kommando:

— An die Pferde — Aufſitzen!

Und ein paar Sekunden ſpäter ſteht die Eskadron in Zugkolonne gerichtet da. Der Rittmeiſter befiehlt:

— Herr Leutnant Egeſtorff, bitte, wollen Sie die Schwadron — (er zeigt mit der Hand) — in dieſer Direktion zurückführen! — Schritt. — Wachtmeiſter!

Während ich mit Zügen rechtsumkehrt ſchwenken laſſe,

spricht Rittmeister Bucher mit dem Wachtmeister. Wahrscheinlich handelt es sich darum, ein oder das andere Pferd nach Hause zu schicken, das geschont werden soll, denn kurze Zeit darauf werden Ulan Engel mit „Wera“ und Ulan Gugenhofer mit „Zriny“ herausgerufen und reiten in der Richtung unserer Quartiere davon.

Rittmeister Bucher setzt sich neben mich. Er erklärt, „Wera“ huste schon seit ein paar Tagen, „Zriny“, das weiß ich, ist heute bloß probeweise mit herausgenommen worden, denn er schont seit einiger Zeit links wegen eines Sturzes über eine Egge, die man im Staub einer Echelonattacke nicht hatte sehen können. Der Rittmeister bezeichnet mir die Höhe 96 bei Gundersleben als Ziel, wohin wir zu rücken haben.

Langsam ziehen wir im prallen Sonnenbrande über die Äcker nach der bezeichneten Stelle.

Die mürbe Erde stiebt unter den Hufen und hinter uns steigt, obwohl wir doch nur Schritt reiten, eine breite Staubwolke empor, die sich erst allmählich in der Luft verliert.

Wir sind auf Höhe 96, dicht südöstlich Gundersleben, und ich lasse absitzen.

Auf der Straße, die nach dem Dorfe hineinführt, marschieren die Hundertachtundsiebziger, die auch zu den Vorposten gekommen sind. Allmählich verschwinden sie hinter den Häusern, nur noch der Planwagen eines Marketenders fährt hinterdrein. Dann halten wir an: nirgends auch nur eine Kolonne, auch nur ein Mann zu sehen. Es ist, als ob das ganze Korps, das doch auf wenige Quadratkilometer zusammengedrängt ist, vollkommen ver-

ſchwunden wäre. Unſere Leute ſtrecken ſich müde zu Boden, die heruntergenommenen Trenſenzügel in der Hand und kauern in verſchiedenſten Stellungen umher, einen Strohhalm im Munde hin- und herſchiebend oder einander irgend etwas erzählend.

Der Pfaff kommt zu mir, da ich ein Stück abſeits mit Trompeter Leo halte. Er flüſtert mir zu:

— Du, weißt Du, was mir ſo im Kopfe herumgeht, iſt, daß mein Vater wirklich ſterben könnte. Es iſt keine Hoffnung mehr. Ich habe wieder einen Brief erhalten, der noch ernſter klingt als der letzte, vielleicht iſt's heute oder morgen aus.

— Ach, Pfaff, ſetz' Dir doch ſo was nicht in den Kopf!

— Nee, weißt Du, ich mach' mir gar keine Illuſion. Zu Ende geht's, und dann iſt's ja jedenfalls aus mit mir.

— Warum denn?

— Ja, Du weißt doch, daß ich nichts zu erwarten habe.

Ich weiß ja, daß der arme Pfaff recht hat, was ſoll ich antworten?

Floß tritt dazu und wir müſſen abbrechen, aber auch im ſelben Moment faſt kehrt Rittmeiſter Bucher zurück.

Er ruft die Zugführer zuſammen und wiederholt nach der Karte den ſchon während des Marſches gegebenen Vorpoſtenbefehl des Vorpoſtenkommandeurs in Stichworten:

— Der Feind iſt gegen die Elbe zurückgegangen — Das Gros iſt in Wieſenroſa — Die Vorpoſtenkavallerie, wir, haben die Linie einzunehmen: Klitzig-Rohrbach-Euna-

Gundersleben — Zu bewachen sind die Straßen durch den genannten Ort nach Süden, sowie die Straße Pirk-Hain-Kleinwalde.

Der Vicewachtmeister läßt sich die Linie, die wir einzunehmen haben, noch einmal wiederholen, dann giebt der Rittmeister die Gliederung, die ungefähre Stellung der Vorpostenkompagnie an und befiehlt, daß wir, die Vorpostenkavallerie, uns im Fall eines Angriffes auf die Infanteriefeldwachen zurückzuziehen haben, deren Linie zu halten sei.

Das Vorpostengros und zugleich der Aufenthalt des Vorpostenkommandeurs ist unmittelbar südlich Gammern.

Wir verfolgen alles genau auf der Karte.

Dann wird die Schwadron verteilt. Ich bleibe annähernd an Ort und Stelle und erhalte Feldwache Nr. 1, dabei zugleich die Bewachung der Hauptstraße unseres ganzen Abschnitts, die einen Durchlaßposten erhalten wird: die Straße Wiesenrosa-Gundersleben-Torgau. Endlich wird uns allen noch die Stunde angegeben (6 Uhr 30 Minuten nachmittags), zu der für die Nacht die Infanterie die Sicherung übernimmt und wir zum Vorpostengros einrücken dürfen.

— An die Pferde — Aufsitzen!

Die Schwadron rückt ab, nachdem mir noch Rittmeister Bucher zu meinem Schmerze vier Pferde genommen, als Meldereiter für die Infanteriefeldwache Nr. 6 in meinem Rücken. Es wird mir auf die Seele gebunden, ihm möglichst bald eine Skizze meiner Aufstellung zu senden.

Ich bin allein mit meinem Zuge.

Zuerſt wiederhole ich in großen Umriſſen das nötigſte aus dem Vorpoſtenbefehl, über den Feind und über unſere Sicherungsmaßregeln, dann ſuche ich mir einen geeigneten Punkt aus für meine Feldwache. Er iſt bald gefunden. Eine kleine Senkung, rundum mit Weiden und Birken dicht beſtanden, hart an der Straße nach Torgau, die ich vor allem im Auge behalten muß, iſt wie geſchaffen für meinen Zweck.

Dort könnte eine ganze Schwadron halten, ohne von irgend einer Seite geſehen zu werden, falls man nicht ganz nahe herantritt. Zugleich iſt ein alter Brunnen an der Straße, der, wie ſich das „lange Regiment“ ſchnell überzeugt, ſogar noch ganz klares Waſſer giebt. In der Senkung wird abgeſeſſen.

Ich trabe ein Stück auf der Straße vor mit dem Unteroffizierspoſten, den ich auf der Chauſſee nach Torgau vor mir zugleich als Durchlaßpoſten ausſetzen will. Währenddeſſen ſorgt das „lange Regiment“ dafür, daß der innere Dienſt in der Feldwache geregelt werde.

Da muß das Lockergurten eines Teils der Pferde angeordnet werden, während die übrigen gefechtsfähig bereit bleiben. Ein paar Mann dürfen ſogar tränken und füttern.

Dann heißt es einen ſogenannten „Schnarrpoſten“ zum unmittelbaren Schutz der Feldwache am Grubenrande, den geladenen Karabiner in der Hand, ſo aufſtellen, daß er von keiner Seite geſehen wird, dagegen weithin alles überblicken kann.

Der Platz für meinen Unteroffizierspoſten macht mir Schwierigkeiten. Die Chauſſee gegen Torgau (allerdings

noch vierzig Kilometer entfernt) senkt sich auf flachem Felde ohne irgend einen Gegenstand, der meine Leute verbergen könnte. Das giebt zwar eine geradezu wunderbare Übersicht, aber ebensoweit wird man auch gesehen.

Ich entschließe mich endlich, eine gefällte Pappel als Deckung benutzen zu lassen, und schärfe nur Unteroffizier Bönisch gehörig ein, da er gerade einen Mann mit Schaufel unter seinen vier Leuten hat, auf irgend eine Weise ein Versteck herstellen zu lassen, um die Pferde zu verbergen.

Rechts von der Chaussee auf dem Hügel stelle ich dann zwei Mann als Vedette 1 auf, die durch ein Erlengebüsch hinreichende Deckung finden, obwohl sie zu Pferde stehen.

Links aber an eine Windmühle, die augenblicklich ruht, kommt eine Vedette von drei Mann, so daß einer davon auf die Mühle klettern kann.

Dann geht es zur Feldwache zurück. Der alte brave „Chargist" schüttelt sich, wie ich abgesessen bin. Ich lasse ihn sofort lockergurten, füttern und tränken. Noch ein paar Fragen an das „lange Regiment", ob die Verbindung nach rückwärts, nach der Infanteriefeldwache Nr. 6 aufgenommen ist, und noch schnell eine Patrouille abgesandt, um Fühlung zu halten mit den selbständigen Unteroffiziersposten Nr. 2 links, und Nr. 1 rechts von uns.

Nun setze ich mich auf ein Stück Brett, das der vorsorgliche Eschke im Straßengraben gefunden und mir giebt, ziehe meinen Meldekartenblock heraus und entwerfe ein Kroki der Stellung meiner Feldwache in Buntstift mit ein paar erläuternden Bemerkungen, sowie der Meldung:

— Vom Feind nichts bemerkt.

Eschke muß fort zum Piket, um dem Rittmeister die Meldung zu bringen.

Aber damit ist noch nicht alles erledigt. Ehe ich mir einen Augenblick Ruhe gönnen kann, muß ich erst noch einmal mich von der Wachsamkeit und Orientierung meiner Ulanen überzeugen.

Auf der Feldwache geht alles ganz glatt. Das „lange Regiment" hat, wie immer, die Leute vorzüglich instruiert, sie wissen mit geringen Schwankungen und Unsicherheiten die Dörfer bei Namen, wissen, wohin die Chaussee führt, an der wir liegen, sogar der dumme Rekrut Zäpernick antwortet sofort auf meine Frage:

— Was sind wir hier?

— Feldwache Nummer eens, Herr Leitnant.

Und noch weiter:

— Welche Sicherheitsmaßregeln haben wir getroffen?

— Vedette Nummer eens uf der Höhe rechts der Chaussee, dann e Unteroffizierspoſten zugleich Durchlaßpoſten uf der Straße vor uns, dann Vedette Nummer zwee links an der Mihle und e Schnarrpoſten dahier.

Der Schnarrpoſten am Grubenrande im Gebüsch hat auf des „langen Regiments" Befehl die Czapka abgenommen, damit das Blinken des Metalls in der Sonne ihn nicht verrät. Ich schwinge mich auf den ersten besten Gaul, weil „General-Bum-Bum" noch frißt, um die Vorposten zu revidieren. Ich erwische die kitzliche, alte „Marina", so daß ich auch einmal das Bewußtsein habe, einen miserablen Schinder zwischen den Beinen zu fühlen, der seinen

Reiter zur Verzweiflung bringt durch seine Manieren einer alten rossigen Stute.

Das schadet nichts, es frischt wieder einmal auf.

Der Unteroffizierspoſten hat seine Sache vorzüglich gemacht. Sie haben tüchtig „geschuftet," wie unsere Leute sagen, und aus der gefällten Pappel ist eine dichte Schutzwand geworden, die vorn durch geschickt zurechtgesteckte Zweige ganz natürlich aussieht. Dahinter ist eine Vertiefung ausgeworfen, gerade breit genug, die Pferde aufzunehmen und so, daß man einen Gaul ohne Reiter nicht sehen kann.

Unteroffizier Böniſch meldet:

— Herr Leutnant, ich glaube, dort drüben am Walde bei Weißkirch ist was.

Er deutet mir die Richtung an. Lange sehe ich mit dem Glaſe hin. In der That, ein Reiter muß das sein, der halb im Schatten der Bäume hält, aber wir können uns auch täuschen, es ist sehr weit. Ich muß einmal lange Zeit hindurch beobachten, um festzustellen, ob sich der Gegenstand bewegt.

Ja, er bewegt sich, er verschwindet, und dann daneben an einer anderen Stelle taucht er wieder auf. Nun steht er im grellen Licht der Nachmittagssonne und im selben Augenblick auch, mein Auge hat sich geschärft, entdecke ich zwei Reiter unter den Bäumen.

Doch im nächsten Moment ist wieder alles verschwunden.

Der diensteifrige Unteroffizier träumt schon von der Meldung an das Piket, an den Rittmeister. Aber ich gebe ihm nur den Befehl, ruhig weiter zu beobachten.

Wenn ſich nicht mehr zeigt als eine Patrouille hier und da, ſo wird das einfach beim Einrücken zum Gros der Vorpoſten in die kurze Meldung zuſammengefaßt:

— Nachmittags erſchienen feindliche Patrouillen am Walde bei Weißkirch.

Wie ich zur Vedette an der Mühle reite, treffe ich unterwegs Rittmeiſter Bucher:

— Ihre Feldwache ſteht ja wohl in der Vertiefung der Straße! Ich komme nicht erſt hin, es wird ja doch alles in Ordnung ſein. Ich habe noch zwei ſelbſtändige Unteroffizierspoſten ausgeſtellt. Floß habe ich beim Piket gelaſſen. Den armen Pfaffenberg mußte ich leider ſofort wieder auf Patrouille ſchicken.

Rittmeiſter Bucher lächelt:

— Excellenz will „keinen Augenblick die Fühlung mit dem auf Torgau zurückgegangenen Feinde verlieren“. Übrigens war Pfaffs Burſche da mit einem Telegramm für ihn. Das iſt heute morgen in ſeinem Quartier eingetroffen.

— Ein Telegramm? Aus Cannes? — frage ich.

— Ja, das weiß ich nicht, der Pfaff hat es auf Patrouille mitgenommen. Wie er es aufmachte, wurde er käſebleich, wenn's nur nicht irgend eine Geldgeſchichte iſt. Ich wollte nicht fragen, natürlich.

— Und er hat auch nichts geſagt?

— Nee, nur ſchien es ihn irgendwie gerührt zu haben, denn ſtatt ruhig abzureiten, fegte er im Galopp fort, ſo daß ich ihm „bitte Trab“ nachrufen mußte.

Ich melde noch die einzelnen feindlichen Patrouillen am Walde bei Weißkirch und er ſagt lachend:

— Da werden wohl noch mehr kommen. Auf Wiederſehen beim Einrücken ins Biwak. Ihre Vedette zwei auf der Mühle ſteht gut, haben Sie das angeordnet?

— Nein, Herr Rittmeiſter, das iſt eigene Erfindung.

Wir trennen uns.

Der arme Pfaff! Es iſt kein Zweifel. Sein Vater iſt tot. Nun hat er keinen Pfennig mehr. Morgen iſt das Manöver zu Ende, damit wird er wohl die Ulanka für immer ausziehen müſſen.

Armer Freund!

Ich ſitze auf meiner Feldwache abſeits von den Leuten, oben am Grubenrande in den Büſchen, das Geſicht hinaus in die Ebene gewendet, die ſich vor mir breitet. Ein paar Schritte neben mir hockt im Grünen, das ſchon beginnt ſich herbſtlich zu färben, Eſchke, der jetzt den Schnarrpoſten hat.

Der „Schwadronsſchweinehund" ſieht ſtarr, wie aus Stein gemacht, mit ſeinen Falkenaugen unter den roten Brauen hinaus. Der eckige, plumpe Schädel, in dem ſo viel Eigenwillen und Kraft liegt, iſt ſcharf von der ſchon ſinkenden Sonne beleuchtet. Die nervige, ſchmutzige Arbeitsfauſt, beſtaubt von den Mühen des Tages, umſpannt den Karabiner, den er mit dem Kolben auf das untergeſchlagene Bein ſtützt.

Ich denke an den Pfaff, wie ich auf dieſe Hand ſehe. Auch die ſeine wird einſt ſo werden, wenn er drüben, jenſeits des Waſſers, ſich eine neue Exiſtenz gründet. Iſt Eſchke nicht glücklich, der nie anderes gekannt? Eſchke, der „Schwadronsſchweinehund", wenn er jetzt nach den Herbſtübungen in ein paar Tagen zur Reſerve

ausscheidet, nicht glücklicher als sein Leutnant, der wahrscheinlich mit ihm zusammen den Uniformsrock auszieht?

Ich starre in die Weite, die von langen Schatten dunkel gefärbt wird. Keine Seele ist irgendwo zu erblicken. Das Feld scheint zu träumen im Abendfrieden. Ich sinne nach über das Leben. Ich denke wieder an die Zukunft, wie alles entflieht und enteilt. Wir sind fort aus unserer alten Garnison, unserem lieben Neste Hohensee. Und vielleicht in nicht zu langer Zeit, haben sie alle dort in der neuen Garnison im Elsaß die alte Elsterstadt vergessen, und wir, die wir „Elsterkosaken" geheißen, werden elsässisch getauft und wissen dann kaum mehr, daß wir einst anders genannt wurden. Und ich trete in ein neues Feld der Thätigkeit. Die Hohenseer Zeit liegt hinter mir, fast wie ein Traum, eine Etappe meines Lebens, die für mich abgeschlossen ist, eine Jugenderinnerung, schön und voll heimlicher Gedanken, aber doch in der Vergangenheit, die nicht wiederkehrt. Das Regiment ändert sich, die Kameraden scheiden aus, der ewige Kreislauf des Lebens, der Wechsel, das Sterben, das Geborenwerden! Die man lieb gewonnen, gehen, und je älter man wird, desto schwerer schließt sich das Herz an neue Menschen. — —

Ein Schuß schreckt mich auf und eine halbe Minute später die Meldung von Unteroffizier Böhnisch:

— Eine feindliche Patrouille von zehn Pferden nähert sich auf der Straße von Torgau her.

Mit dem Fernglas kann ich sehen, daß die Patrouille nach dem Schuß zurückgegangen ist.

Eschke, das „lange Regiment" und ich beobachten

noch eine Weile, aber die feindlichen Reiter entfernen sich immer mehr.

Der Gegner hat einfach stärkere Patrouillen vorgetrieben, um die Linie unserer Vorposten zu erkunden.

Eine halbe Stunde vergeht noch und nichts geschieht. Der Abend ist völlig hereingebrochen. In nicht zu langer Zeit wird es dunkel werden. Es ist 6 Uhr 30 Minuten. Dem Befehle gemäß lasse ich Unteroffizierspostен und Vedetten einziehen. Wir gehen auf die Infanteriefeldwache Nr. 6 zurück, die für die Nacht die Sicherung zu übernehmen hat.

Hauptmann von Prank, dem Kompagniechef, melde ich das Erscheinen der feindlichen Patrouillen und orientiere ihn noch persönlich über unsere innegehabte Stellung.

— Sie haben's gut, Sie können einrücken! — sagt noch der blonde Hauptmann, der eine kurze Feldpfeife schmaucht.

Dann reite ich mit meinem Zuge durch Gundersleben zum Gros der Vorposten in Gammern.

Dort ist schon lustiges Biwaktreiben. Die Feuer flackern hell in den Kochlöchern, es brodelt in den Kesseln und der Essensgeruch zieht uns schon von weitem in die Nase.

Das Infanteriebiwak ist vollkommen im Gang.

Eifrig sind die Leute dabei, um ihre Feuer Strohwände zu errichten, die durch eine Erdschüttung gehalten werden, so daß sie dann alle auf dickem Strohbett nebeneinander liegen können, wie ein Rattenkönig, die Füße im Kreise um das Feuer, die Köpfe nach außen.

In langen Reihen stehen die Gewehre da, zusammen-

geſtellt zu Pyramiden. Dazwiſchen die Torniſter und Taſchen abgelegt. Die Helme dazu, denn die Leute haben ihre Feldmützen aufgeſetzt.

Seitwärts iſt ein improviſierter Tiſch mit Stühlen, die wahrſcheinlich aus Gammern geholt worden ſind, und dort ſitzen die Offiziere trinkend und rauchend bei den Überreſten ihres Mahles.

Unſer Schwadronsbiwak, das an die Infanterie ſtößt und nur ein wenig näher dem Dorfe Gammern liegt, ſieht noch wüſt aus. Wir ſind aber die letzten, die eintreffen, auch die anderen ſind von ihrem ſelbſtändigen Unteroffizierspoſten und vom Piket ſchon angelangt.

Ich melde mich bei Rittmeiſter Bucher, der Schärpe und Bandolier noch umgebunden, aber ſchon die Feldmütze auf dem Ohr in der Mitte der doppelten Reihe Pferde ſteht, die, zwanzig Schritt voneinander entfernt, ſich die Kruppen zubrehen.

Er bittet mich, mit meinem Zuge auf dem Flügel der beiden auseinandergezogenen Glieder einzurücken.

Wir beeilen uns, ſo ſchnell als möglich abzuſatteln und uns einzurichten, daß wir mit der übrigen Schwadron zugleich fertig werden.

Die Säbel werden drei Schritt von der Linie der Pferdeköpfe in den Boden geſtoßen und Czapka und Bandolier daran gehangen, die Sättel in die Mittelgaſſe gelegt.

Das „lange Regiment“ läßt ſie genau nach denen der anderen, die ſchon da ſind, einrichten. Die Woylachs werden lang über die Pferde gebreitet und mit dem Obergurt befeſtigt. Die Kampierpfähle ſind längſt in

den Boden eingeschlagen und die braven Tiere daran gebunden.

Ich habe noch keine Zeit gefunden, ein Wort mit dem armen Pfaff zu wechseln, der eben in seinem Zug herumgeht, um die Pferderücken zu untersuchen. Sein Gesicht vermag ich nicht zu erkennen, denn es ist schon zu dunkel geworden.

— Zugsweise in die Tränke reiten! Herr Leutnant Graf Pfaffenberg, bitte! — befiehlt Rittmeister Bucher.

Der Pfaff läßt seine Leute auf Decke aufsitzen, schwingt sich selbst auf sein Pferd und sie reiten dem Dorfe zu.

Im Vorbeikommen hat er mir noch zugerufen:

— Du, ich hab' Dir was zu sagen nachher.

Die Infanteristen vom Biwak nebenan kommen allmählich zu uns herüber und beginnen unserem Treiben zuzusehen. Beim Einrücken sind sie besser daran wie wir, da sie nicht für Pferde zu sorgen haben, die fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, für die es unausgesetzt zu thun giebt, ehe der Mann selbst an die Reihe kommt. Sie machen sich wenigstens dadurch nützlich, daß sie für unsere Ulanen das Holz in den Kochlöchern anzünden, so daß unsere Leute Feuer vorfinden, wenn sie sich ihr Abendessen kochen wollen.

Der Adjutant vom Bataillon nebenan erscheint. Er bittet Rittmeister Bucher im Namen seines Bataillonskommandeurs, mit uns Offizieren zum Abendessen herüber zu kommen. Und wir nehmen mit Dank an, denn wir haben natürlich für nichts sorgen können.

Vor allem freut ſich Floß darüber, dem überhaupt der heutige Tag völlig die Laune verdorben hat.

— Wenn wir nur endlich mal fertig wären mit der verfluchten Biwakſchweinerei! — ſagt er unausgeſetzt.

Nach dem Pfaff muß ich in die Tränke.

Im Gutshofe von Gammern, das Domäne iſt, finden wir ſchon alles bereit: Tröge, Eimer, Fäſſer, was gerade da war, hat der Inſpektor am Brunnen aufſtellen laſſen.

„General Bum-Bum", dem Eſchke einen Eimer vorhält, ſäuft in gierigen Zügen. Von Zeit zu Zeit bläſt er ins Waſſer und ſchüttelt dann den Kopf, wenns ihm in die Nüſtern ſpritzt.

— Na, Eſchke, hat denn die „Violine" was bekommen? — frage ich.

— Noch nicht, Herr Leutnant!

— Iſt ſie denn ordentlich wieder auf dem Damm? Sie trägt doch einen Streichlappen, ſeit ſie ſich damals auf der Patrouille geſtrichen hat?

— Zu Befehl, Herr Leutnant, aber die Stelle iſt zu!

Das „lange Regiment" kontrolliert, ob auch alle ihren Pferden gehörig zu ſaufen gegeben. Endlich ſind wir fertig:

— Aufſitzen!

Alle ſind oben, bis auf Ulan Körbich, dem ſchon als Rekrut das Aufſitzen auf Decke ſo ſchwer ward.

Nun dreht ſich ſein brauner Wallach „Petersburg" im Kreiſe und läßt ihn nicht hinauf.

Das „lange Regiment" ereifert ſich:

— Wenn Sie den äußeren Trenſenzügel kürzer

nehmen wollten, würde Sie der Schinder wahrſcheinlich rauflaſſen!

Und das Mittel hilft ſofort: „Petersburg“ ſteht wie eine Mauer.

Ich laſſe in die Kolonne zu zweien einrücken und wir kehren ins Biwak zurück.

Rittmeiſter Bucher drängt zum Eſſen:

— Die Herren Offiziere!

Der Ruf ſchallt, wie immer, weitergegeben:

— Die Herren Offiziere!

Und als wir bei ihm verſammelt ſind, meint er ſcherzhaft:

— Meine Herren, ich dächte, wir nähmen nun endlich den Kampf mit dem Eſſen der 178er auf!

Floß iſt ganz erregt und es entfährt ihm ein:

— Gott ſei Dank!

Aber ich wenigſtens ſoll noch nicht zum Eſſen kommen, obwohl mir der Magen knurrt, denn ehe wir noch drüben ſind, erſcheint ein Meldereiter vom Gros mit einer Meldekarte für den Rittmeiſter. Er lieſt:

„Premierleutnant Egeſtorff hat ſich ſofort bei mir zu melden zur Stellvertretung für den erkrankten Regimentsadjutanten.

von Romanshof,
Oberſtleutnant und Regimentskommandeur.“

— Iſt denn der Herr Adjutant krank? — frage ich den Ulan und die Antwort lautet:

— Er iſt ſoeben mit dem Pferde in der Dunkelheit geſtierzt und hat den Fuß gebrochen. Der Herr Leitnant iſt nach Wieſenroſa ufs Gut gebracht worden.

— Schad' nichts, schad' gar nichts! — entgegnet lachend der Rittmeister.

Floß ist starr:

— Wenn einer das Bein bricht?

Rittmeister Bucher lacht immer mehr:

— Sehen Sie, Floß, Sie merken doch auch nie was. Seit vierzehn Tagen liegt Holtitz in Wiesenrosa beim Domänenrat Weikert in Quartier. Dieser treffliche Mann hat eine Tochter, das nötige Kleingeld nebenbei. Der Kommandeur wird seinen Adjutanten auch beim ollen Weikert nicht schlechter machen, als er ist. Nun bricht er noch dazu das Bein und wird sich, statt morgen Abschied von der Familie zu nehmen, noch vierzehn Tage dort pflegen lassen. Wenn's dann nicht wird! Weeß d'r Hohle!

Floß versteht. Der Pfaff hat keine Miene verzogen. Ich nehme ihn noch schnell beiseite:

— Du wolltest mir ja noch was sagen? Nun sehen wir uns ja heute abend nicht mehr!

Er blickt mich lange traurig an, der arme Kerl, und bestätigt mir, was ich ja schon erraten:

— Mein Vater ist tot. Ich weiß, was ich zu thun habe.

Sie gehen hinüber zum Biwak der Infanterie . . .

Eschke, dem ich mein Pferd in Wartung gegeben, da Herr Lotichius mit „Leighton" und „Queens-Garden" im Quartier geblieben ist, sattelt und zäumt mir noch schnell den „General Bum-Bum". Dann trabe ich in die Nacht, dem Biwak des Gros bei Wiesenrosa zu.

Mein Herz ist traurig bei dem Ritt. Ich kann den

armen, lieben Kameraden nicht vergessen, dessen Schicksal heute entschieden ist.

Wie ich mich dem Biwak nähere, tönt mir schon von weitem das Spiel der Regimentskapellen aller Regimenter entgegen. Man sieht den Schein der Feuer durch die Nacht, ehe man die Flamme selbst gewahr wird, durch die auffallende Helle am Himmel, so wie man große Feuersbrünste oder die Lichter einer Stadt schon von weitem bemerkt. Dicht hinter Wiesenrosa ist's. Wie ich bei den letzten Häusern aus der Dorfstraße biege, fällt mir das Licht in die Augen.

Die ganze Straße am Biwak ist voller Zuschauer, Bauern aus den nächsten Dörfern, Wagen von den benachbarten Gütern, oder gar aus den kleinen Städtchen der Provinz.

Ich muß verschiedentlich laut „Heh" rufen, um mir Platz zu schaffen durch die Leute, die vor lauter Gaffen und Staunen meine Annäherung nicht bemerken.

Ein Bauer fragt mich:

— Herr Offizier, gennen Sie mir nich sagen, wo mei Sohn is, er is Sie bei de 193er.

— Bedaure, komme eben selbst an. Aber die 193er sind wahrscheinlich weiter die Straße hinunter.

Nun lausche ich aufmerksam in die Nacht hinaus, um aus dem Tongewirr der Regimentskapellen die helleren Klangfarben der Kavallerietrompeten herauszuhören.

Zufällig schweigen ein paar Musikcorps kurz hintereinander und ein leichter, warmer Wind bläst aus dem Biwak herüber, der mir das Schmettern des Finnischen Reitermarsches ans Ohr trägt.

Ich laſſe den „General Bum-Bum“ an den Straßengraben herantreten und ſetze hinüber, dann geht es langſam, damit wir in kein Loch geraten, durch die Reihen der Infanterie.

Niemand achtet auf mich. Die Offiziere ſitzen an ihren Tiſchen, auf denen Windlichter brennen, die Mannſchaften hocken an den Kochlöchern, liegen an ihren Feuern oder ſprechen am Biwakrande mit irgend einem Civiliſten, der die Erlaubnis erhalten, das Biwak zu beſuchen.

Ein Sergeant von den 191ern giebt mir Auskunft, daß die Kavallerie abſeits an einem kleinen Bache liegt, von der vorliegenden Höhe halb verdeckt.

Endlich bin ich da. Der Regimentsmarſch im Galopp, der geſpielt wird, zeigt mir an, wo die „Elſterkoſaken“ ſind.

In acht langen Reihen ſtehen die Pferde an ihren Kampierpfählen, in die grauen Woylachs gehüllt. Der Mond, der aufgegangen, ſpiegelt ſich in den langen, haarſcharf gerichteten Kolonnen der in den Boden geſpießten Säbel. Die Geſtalten der Ulanen um die Feuer zeichnen ſich deutlich ab.

Bald habe ich den Offizierstiſch erſpäht, der ein wenig abſeits, dicht am Bache ſteht, vom Biwak ſelbſt durch ein niedriges Weidengeſtrüpp getrennt.

Ich ſpringe ab und melde mich beim Kommandeur, der mir mit ein paar Worten das Unglück von Holtitz erzählt:

— Paſſen Sie mal auf, Egeſtorff! Der Beinbruch endet noch mit einer Hochzeit. Sie dürfen mir übrigens gratulieren.

— Wieso, Herr Oberstleutnant?

— Excellenz, der in diesem Augenblick hier war — er ist jetzt bei den Kürassieren drüben — hat mir eben meine Beförderung zum Oberst mitgeteilt, aber leider, leider muß ich von Ihnen Abschied nehmen. Ich habe nämlich die dreiundsechzigste Kavalleriebrigade zur Führung bekommen, vom Schluß des Manövers ab.

— Meinen gehorsamsten Glückwunsch!

— Ich weiß nicht, ob ich glücklich sein soll. Mein liebes, altes Regiment!

Darum also wurde wahrscheinlich vorhin der Regimentsmarsch gespielt!

Nun werde ich allgemein am Tische willkommen geheißen. Ein Dutzend Hände strecken sich mir entgegen:

— Guten Abend! wie geht's, wie steht's?

Graf Kalmünz als Kasinochef, der auch die Biwakverpflegung übernommen, fragt mich, ob ich schon gegessen habe und auf mein:

— Nein, wenigstens noch nicht seit heute morgen! — beeilen sich alle, mir aufzutischen, was zu erreichen ist. Zwett schenkt mir Glühwein ein, Auerschütz Bier, „Otto" ruft die Kasinoordonnanz Meyer II, mir Essen zu bringen. Ich bekomme eine sehr schöne, nahrhafte, dampfende Erbswurstsuppe, dann kalten Aufschnitt mit Kartoffelsalat. ein Schnitzel mit Rosenkohl und schließlich Butter und Käse. Dazu Madeira und Rotspohn.

Wieviel, darüber schweige ich lieber.

Nachdem der Hunger gestillt, blicke ich mich um am Tisch der Kameraden. Einzelne Plätze sind schon leer,

denn mehrere ſind im Biwak, um nach Leuten und Pferden zu ſehen.

Man hört die Stimme des Rittmeiſters von Ybbs von ſeiner Schwadron her über irgend etwas ſchimpfen.

Nicht weit von uns ſteht im Kreiſe um ein Feuer das Trompetercorps. Sie blaſen den Hohenfriedberger Marſch.

Als ſie geendet, wird der Stabstrompeter an unſeren Tiſch gerufen und bekommt ſein Abendeſſen wie ich. Die Trompeter, die ein paar Flaſchen Bier erhielten, kehren zu ihren Eskadrons zurück. Dann treffen die Wachtmeiſter ein, die auf Befehl des Kommandeurs bei uns ſtets im Biwak vom Offiziercorps eingeladen ſind. Es bedarf wiederholter Aufforderung von mir, der ich dazu vom Oberſt abgeſandt werde, um ſie endlich zum Kommen zu bewegen. Sie halten's, wie alle derartige Leute, für beſcheiden, ſich möglichſt oft bitten zu laſſen.

Wachtmeiſter Gillmann, der alte Seebär, iſt der letzte, aber wie er dann kommt, ißt er auch für zwei.

Da erhalten wir Beſuch.

Es ſind Damen und Herren von den Gütern, wo unſer Regiment im Quartier gelegen und noch liegt. Ich kenne niemand davon. Flüchtig laſſe ich mich vorſtellen. Nur als ich den Namen Weikert-Wieſenroſa vernehme, ſpreche ich mit dem alten Herrn ein paar Worte über Holtitz, den er furchtbar bedauert. Seine Tochter ſehe ich mir genau an, denn die wird ja vorausſichtlich Regimentsdame werden. Es iſt ein hübſches, ſchlankes, blondes Mädchen, purpurrot, als ich ihr von meinem Freunde Holtitz erzähle.

— Er soll Ruhe haben jetzt, da bin ich mit Papa hergekommen. Ich habe noch niemals ein Biwak gesehen! — sagt sie mit naiver Freude und schönen, leuchtenden Augen.

Ich bin befriedigt. Er hat guten Geschmack gehabt, der brave Holtitz.

Der Kommandeur fordert mich auf, mit ihm zu den dreizehnten Kürassieren nebenan, zu gehen, die uns besucht haben, ehe ich kam. Unterwegs erzählt er mir Excellenz habe ihm noch etwas anderes gesagt, was mich gewiß interessieren würde.

„Otto" sei zu den vierten Garde-Ulanen versetzt worden, die Ordre wäre eben zur Division gekommen. Er schließt:

— Sein neues Regiment hat ja auch weißen Kragen, er braucht sich also nur noch die Gardelitzen aufsetzen zu lassen. Übrigens habe ich es ihm noch nicht gesagt.

Bei den Kürassieren drüben ist dasselbe Bild wie bei uns. Ein halbabgeräumter Tisch mit leeren Flaschen und Gläsern. Wir treffen fast niemand, nur ein paar Reserveoffiziere und den Stabsarzt. Die anderen sind zu Besuch zu den Jägern.

— Die „Klempner" sind doch immerfort unterwegs! sagt der Kommandeur lachend mit einer Anspielung auf die vielen Metallsachen der Kürassiere.

Wie wir in unser Biwak zurückkehren, ist auch unser Eßtisch verödet bis auf den Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Müller, der still bei einem Glase Bier sitzt.

— Nun, Herr Oberstabsarzt, so allein?

Er fährt auf, mißvergnügt und scheinbar gekränkt:

— Ich kann die rohen Scherze der Leute nicht leiden da drüben.

Wir verstehen zuerst nicht, aber ein Blick nach unseren Feuern giebt die Erklärung. Dort ist fast das ganze Regiment, darunter alle Offiziere versammelt. Ein paar Ulanen führen irgend etwas auf. Wahrscheinlich wird der Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Müller karikiert und er ist deshalb verstimmt.

In der That finden wir auch einen Ulanen unweit des Feuers am Boden liegen und ein anderer, der den Oberstabsarzt nachahmt, kniet neben ihm zur Untersuchung. Der Kerl, der falsche Oberstabsarzt, steht auf und sagt in einem Ton, daß man wirklich glaubt, den echten zu hören mit Augenaufschlag gen Himmel, auf des vermeintlich Kranken Frage, was ihm fehle:

— Mein Gott! Mein Gott! — die Sektion wird's ja ergeben!

Wieherndes Gelächter tönt von allen Seiten, am meisten johlt der „kleine Dokter".

Dann folgt Regimentsexerzieren, wobei immer ein Ulan als Pferd einen anderen als Reiter auf die Schultern nimmt.

Alle Vorgesetzten bekommen etwas ab. Auch der etatsmäßige Stabsoffizier und vor allem Rittmeister von Ybbs.

Ein Vierjähriger der vierten Schwadron kopiert ihn:

— Herr Leutnant, ich muß aber nun wirklich bitten, ernstlich bitten, ganz ernstlich bitten, Herr Leutnant . . .

Wieder lacht alles. Auch Ybbs, der wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel macht.

Der Kommandeur ist so ins Lachen gekommen, daß er sich abwenden muß und verschwinden, um Ybbs nicht zu verletzen.

Plötzlich beginnt ein neuer Scherz. Ein paar kräftige Ulanenarme haben aus dem ahnungslosen Schwarm der gaffenden Bauern eine dralle Kuhmagd gepackt.

Ein Woylach wird ausgebreitet. Zehn flinke Hände greifen zu, die Decke zu halten. Eins . . . zwei . . . drei . . . und im hohen Bogen unter allgemeinem Geheul und dem verzweifelten Kreischen des Mädchens saust die Magd in die Luft, daß die Röcke fliegen . . .

Und immer wiederholt sich das Spiel . . .

* * *

Da tönt der Zapfenstreich durchs Lager. Die Infanterie drüben beginnt. Dann setzen die Hornisten überall ein.

Und nun klingt der Abendsegen durch die Nacht. Von allen Kapellen gespielt, in seiner wundersamen, getragenen Weise, so ergreifend, so stimmungsvoll.

Wie dann die Kavallerieretraite von den Kürassieren herübertönt und sie bei uns Widerhall findet, ist es still im Biwak geworden. Die Ulanen liegen an den Feuern im Stroh vergraben oder in die Mäntel gehüllt.

Die Offiziere haben sich kleine Strohhütten bauen lassen, in die sie sich verkrochen, oder lagern auch mitten zwischen den Leuten ums Feuer. Am Offizierstische hat man die Windlichter gelöscht.

Nur die Stallwachen sind auf, und der Posten der Lagerwache schreitet, gleichmäßig mit der Säbelscheide klappernd, auf und nieder.

Das ist so groß und ergreifend, dieses Abendbild: der weite, sternenflimmernde Himmel, das Lager, matt vom Mondenschein bestrahlt, von den düster brennenden Feuern erleuchtet, die sich überall hinziehen im Bogen, wohin ich blicke.

Ich sitze am Feuer und starre in die Glut. Alles schläft. Neben mir ruhen die müden Gestalten und atmen tief. Ich denke an die Kameraden, mit denen ich vielleicht in unserem Regiment die letzte Nacht im Biwak liege.

Was ist in diesem einen Jahr alles anders geworden!

Der Kommandeur verläßt uns morgen, unser lieber, lieber Kommandeur! Andere gehen noch. Welche sind schon gegangen.

Ich denke an Ganacker, und mich bedrängen langsam die Rätsel des Daseins. Wo ist er jetzt? Ist er noch? Irrt seine Seele noch irgendwo umher im Weltenraum, einen Stern zu suchen, wo er glücklicher sein kann, als auf unserem Planeten? Oder war es zu Ende mit ihm, da wir seine Hülle dem Schoß der Mutter Erde übergaben?

Und dann denke ich an den anderen, lieben Freund, der da drüben bei den Vorposten wohl träumend am Feuer sitzt, wie ich, und brütet über seiner Zukunft. Aber ist es denn nötig, Portepee und Achselstücke zu tragen, um glücklich zu sein? Wird er es nicht ebenso werden können, wenn er seinen alten Namen mit seiner Vergangenheit hier gelassen hat und drüben sich durch seiner Hände Arbeit sein Brot erwirbt?

Dann lernt der arme, liebe Pfaff vielleicht das, was

er bis heute noch nicht völlig erkannt hat mit seiner naiven, leichtsinnigen Kinderseele: den Ernst des Lebens.

Ich blicke in die Runde. Die Feuer brennen nur träge und matt. Pferde und Menschen, die ganze Natur scheint zu ruhen.

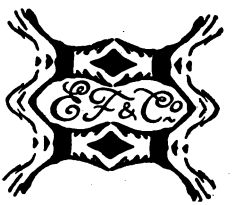
Und über uns allen wölbt sich das ewige Firmament mit seinen Milliarden zitternder Lichter, mit seinen Welten, auf denen vielleicht ebenso, wie hier unten, arme Menschenherzen irren und zagen, wo vielleicht ebenso, wie bei uns, der Frieden der Nacht alle Sorgen vergessen läßt.

Ich strecke mich aus am Feuer.

Es ist spät.

Ich will schlafen.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.


E F & Co

Verlag von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W 35.

Schriften

von

Georg Wasner

Frau Ilſe

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

*

Seine Liebe

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

*

Die Stelle im Wege

Roman

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

*

Walter Eichſtädt

Roman

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Noack & Co.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

JUL 5 1915	JUL 22 NOV	
AUG 15 1915	11/28/18	
SEP 28 1915	11/29/18	
OCT 31 1915		
NOV 23 1915		
NOV 24 1915		
4 1915		
1915		
APR 9 1917		
8/27/18		

Form 410

U.S. SEP 20 1972